

27503, I, G. g.



Alpenreisen

von

J. G. Kohl.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.

1849.



In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig
sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fr. Gerstäcker,

Mississippi = Bilder.

Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens.

Erster Band.

8. broch. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: 1. Die Sklavin. 2. Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen.
3. Die Silbermine in den Ozark-Gebirgen. 4. Der Fischzug am
Mississippi. 5. Der Osage. 6. Der erkaufte Henker. 7. Der Hurri-
cane. 8. Die Vertreibung der Mormonen. 9. Der Pflanzeur.

Zweiter Band.

8. broch. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.
2. Jäger Stefans und sein Hund Poppy. 3. Eine Gerichtsscene in
Arkansas. 4. Der Fluch. 5. Dr. Middleton.

Dritter Band.

8. broch. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Jazede. 2. Der Pirschgang auf Bären. 3. Die Back-
woods-men Nordamerikas. 4. Die Frauen in den „Backwoods“ oder
Wäldern des Westens. 5. Die Rache des weißen Mannes. 6. Ras-
ters. 7. Flatbootmen. 8. Eine Präsidentenwahl. 9. New-Orleans.
10. Die Indianer.

Reisen im Innern Brasiliens,

besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold-
und Diamantendistricte.

Von G. Gardner,

Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon.

Aus dem Englischen von **M. B. Lindau.**

Mit Anmerkungen eines Eingeborenen und einer Karte.

2 Bände. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Briefe aus und über Nordamerika

oder

Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der vereinigten Staaten
und ihrer Bewohner,

besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher, sittlicher, socialer
und politischer Hinsicht, und zur Beantwortung der Frage über Aus-
wanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten
in diesen Staaten.

Von Dr. **J. G. Büttner**, Prof.

Zweite, wohlfeilere Ausgabe.

2 Bände. gr. 8. broch. 1 Thlr. 6 Ngr.

Alpenreisen

von

J. G. Kohl.



Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.

1849.

Blp e n r e i f e n

J. O. R. O. C.



V o r w o r t.

Hätte ein Komet sich in den Ocean hinabgesenkt, er hätte die Menschheit kaum mehr in Staunen und Aufregung versehen können, als die von uns erlebte Erschütterung des Gebäudes der Gesellschaft in Frankreich es gethan hat. Wir fühlen den Boden überall unter uns wanken; wir sehen, daß Alles um uns her in Frage gestellt ist. Unsere ganzen Geisteskräfte sind absorbirt in der Betrachtung der Dinge, die um uns her geschehen, und in der Erwartung derer, die jeder Augenblick uns bringen kann. Dürfen wir es wagen, mitten in dieser Spannung und Aufregung noch einige Aufmerksamkeit für irgend etwas in Anspruch zu nehmen, das keine unmittelbare Beziehung hat zu den Ereignissen dieser großen und ernstern Gegenwart? Dürfen wir den deutschen Leser, ohne uns eines Verbrechens schuldig zu machen, auffordern, aus den Schau- und Sammelplätzen der menschlichen Gesellschaft, wohin jetzt jeden die Pflicht ruft, uns auf Wanderungen in ein Land zu folgen, wo wir es uns

zur Hauptaufgabe gemacht haben, nicht sowohl die politischen Bewegungen der Gesellschaft als vielmehr die Sitten der Bewohner und die Natur der Gegend zu beobachten? Sind wir, deren Augen geblendet sind von den grellen Lichtern und Feuerbränden, die vor uns auslodern, fähig, die Schatten- und Nebelgestalten, die in jenen einsamen Thälern sich bewegen, die stillen Züge und Umrisse der Bilder, die sich dort darbieten, zu erkennen? Vermögen wir es, in deren Ohren die Posaunen der riesigen Fama tagtäglich schmetternde Töne erklingen ließ, das Echo, das in den Bergen verhallt, die leise rauschenden Wasserfälle zu vernehmen?

Mancher wohl möchte es bezweifeln. Wenn ich es aber dennoch wage, dazu aufzufordern, so geschieht es, weil ich glaube, daß wir in den Tagen ungeheurerer moralischer Umwälzungen und großartiger politischer Wirren, die uns mit oder ohne unseren Willen in ihre Wirbel mit fortziehen, zu Zeiten besonders aufgelegt sind, zu den sicheren und unwandelbaren Ufern aufzublicken, welche die Natur zu den Seiten des tobenden Zeitenstromes errichtet. Wir fühlen dann wohl mehr noch als in friedlichen Zeiten zuweilen eine Sehnsucht nach etwas Bleibendem und Festem. Gleich jenem gesetzgebenden Herrscher Roma's, der aus den aufregenden Senatsversammlungen in die Grotte der Nymphe eilte, gleich jenem großen Kaiser, der mitten im Feldlager in der Nacht, in stillem Zelte, wenn seine Soldaten schliefen, seine Meditationen über sich selbst und die Natur niederschrieb, fliehen wir in solcher Zeit wohl vorzugsweise gern zu den Bächen und klaren Seen, zu den Thal-, Wald- und Berggöttern, die unserer Seele Trost und Sammlung auf vielfache Weise entgegenbringen. Dort finden wir

Dinge, die Jahrtausende lang, allen politischen Veränderungen trogend, sich erhielten, Sitten unter den Bewohnern, die vom Vater auf den Sohn durch den Lauf aller Zeiten tradirt werden, Gebirge, deren Physiognomie unwandelbar in Kriegs- wie in Friedenszeiten dieselbe bleibt, klare Wasserfälle, die anmuthig fort und fort rauschen, ungestört und ungetrübt von den Stürmen, die des Menschen Geist aufregt. Selbst die poetischen und phantastischen Mythen und Sagen des Bergvolks, die oft nur Phantome und kaum faßbare Schattengebilde zu sein scheinen, sind doch gleich den Naturphänomenen, an die sie sich heften, von größerer Dauer als die riesenhaftesten Erscheinungen, welche der Geist der Geschichte aufthürmt. Staaten vergehen, Religionen wechseln, Völker verschwinden, und jene wie Irrlichter schwankenden Gestalten tauchen, als hätten sie unsterblichen Geist, in derselben Form und an denselben Orten immer wieder empor. Das große Weberschiff der Geschichte saust mächtig waltend von Land zu Land, die Mythe, die Sage, die Sitte, der bleibende Geist und Charakter der Nation schlagen gleich der Spinne nur feine, aber zähe Fäden in den Teppich. Dieser aber zerfällt vermodernd, während jene zähen Fäden und die Schöpfungen der Natur, an die sie sich anheften, fortbestehen. Sie werden auch noch diese Tage überdauern, in denen es scheint, als wolle unsere Welt sich aus den Angeln heben.

Und dieser Umstand, sage ich, ist es, der mir Muth zu der Hoffnung gab, daß ein Buch wie dieses selbst mitten in diesen politischen Wirren, Strudeln und Stürmen noch Leser finden könnte, die es nicht unpassend finden würden, wenn ich ihre Blicke dahin zu lenken versuchte, wohin ich deutete, zu den Alpen, in denen uns Wandelbaren so viel

Dauerndes begegnet, wo die Natur und der Menscheng Geist
so vielfach auf die liebe alte Weise schaffen und gebären,
und auf die auch der Dichter hindeutet, wenn er spricht:

Die unbegreiflich schönen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag,
Ihr Anblick giebt den Geistern Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag.

Dresden, im Mai 1848.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Winterfahrten.

- | | Seite |
|---|-----------|
| 1. Das Böödeli | 3 |
| Die Lüttschine. — Lüttschiner Delta. — Lage des Böödeli. — Die Jungfrau. — Fruchtbarkeit des Böödeli. — Kloster Interlaken. — Vorkehrungen zur Vereisung der Hochgebirge. — Bequemer Centralpunkt zur Vereisung der Schweiz. — Das „Schlößli.“ — Winterausflüge, Frühlings-, Sommer-, Herbstreise. | |
| 2. Auf's Grindelwalder Eismeer | 12 |
| Fichtenwälder. — Kühne Stellungen der Bäume auf den Felswänden. — Steinfälle. — Eindämmen der Wiesen. — Befreiung der Wiesen vom Schnee. — Alpenglühen. — Abendpartie auf den Gletscher. — Melancholische Eisruinen. — Ausbruch eines Gletschersees und seine Ursachen. — Der Nellenbalm. — Gefährliche Rückkehr. — Hoher Werth der Alpenführer. — Reiseunfall. — Bergpferde und Bergstecken. — Blick in das Grindelwaldthal. — Mythe vom Martinsloch. — Sicherheitspolizei in der Kindheit. — Fester, sicherer Gang des Führers. — Geriebene Felsen. — Das Eismeer. — Die „heiße Platte.“ — Die Thierwelt des Eismeers. — Gletscherseen — Rückkehr. — Heuheimholende Thalleute. — Bergherabruttschende Schlittenführer. — Fuchswarten. — Thierleben am Ufer der Gletscher. — Lawinen. — Michel, der kühnste Gemsjäger in Grindelwald. — Kletterkünste der Bergsteiger. — Alpenschuhe und Gemsschuhe. — Junge und alte Bergsteiger. — Gemssjagdabenteuer. — Besteigung der Jungfrau. — Verification der Bergbesteigungen. — Die „lauen“ Gemsen. — Sprünge der Gemsen. — Beurtheilungskraft derselben. — Schwierige Capitel der Naturgeschichte. — Tauchzende Kinder. — Die Ziege der Armen. | |

- 3. Ausflug nach Unterwalden** 60
- Die Alpenpässe. — Pässe und Spitzen. — Gipsfel und Gipschnitte. — Der Brünig. — Die ebene und gebirgige Schweiz. — Hohes Alter des Sonderbundes. — Ob und nid dem Walde. — Verschiedenes Klima der Schweizerthäler. — Eine Unterwaldnerin. — Unruhige Nacht. — Die letzte Delung. — Die Kreuze im Felde — „Trinken“ und „Sausen.“ — Brot und Käse. — Kirchen. — Das Capitol von Unterwalden. — Die Schweizer-Festungen. — Scene auf dem Alpnacher See. — Die Ufer desselben. — Aquae incognitae. — Die Tiefe der Scen. — Strömungen derselben. — Schönheit der Natur in der Schweiz. — Die Artillerie in Stanz. — Ausweitschen in den Urantonen. — Prügelftrafe in der Schweiz. — Die Landsgemeinde. — „So, den weimer! den weimer!“ — Die freie Jagd. — „Unser einem fehlt die Couragi!“ — Viehtreibender Aristokrat. — Der Senator als Gastwirth. — Gold und Vermögen. — Unterwaldener Landbuch. — Unbestimmte, rohe Auffassungsweise desselben. — „Meine gnädigen Herren.“ — Die „Herrlichkeiten.“ — Seewüsten. — Gefährliche Entwässerung. — Uebergang über den Brünig. — Laubsammler. — Die Weidhäußli. — „Weit'r uhi?“ und „Weit'r ohi?“ — Reiskrystall-Schmuck. — Wintertier im Thal und Sommer auf dem Berge. — Die Feget.
- 4. Tour ins Oberhasli** 106
- Bekämpfung des Meeres. — Wildheit der Alpenströme. — Schwerer Kampf mit der Natur. — Wasserbauten in der Schweiz. — Die Communicationswege derselben. — Die runden Felsstücke. — Felsgräben. — Die herabrollenden Felsblöcke. — Die Wildgewässer. — Eine Schalle. — Der „Holzschuß.“ — Schaden der Steintrümmer. — Verwitternde Felsen. — Steinabfälle. — Schuß der Wälder. — Viehver Versicherungen. — Adler, Geier, Raben, Sperlinge. — Seltenheit der Adler. — Wohnplätze derselben. — Die Ebliger Adlerjäger. — Die Beizplätze. — Die Lämmergeier. — Kinder von Geiern geranbt. — Bestrafte Verwegenheit. — Hoher Flug der Adler. — Der Bergrabe.
- Brienç** 132
- Captatio benevolentiae. — Hundertjährige Käse. — Todte Capitalien. — Käse als Nahrungsmittel. — Constitution der Käseesser. — Die Scharrothe. —

Die Holzschnitzer von Brienz. — Blumen aus Holz geschnitten. — Die Brienzler Blumenbouquets. — Die hölzerne Architektur. — Holzschnitzende Gegenden.

Weirungen 142

Nutzen des Reisens. — Menschenstudien. — Das Oberhaslithal. — Ziegenmarkt in Brienz. — Ein Geishirt. — Berner Bauertracht. — Die Städtertracht. — Abstammung der Schweizer. — Die Schwedensage. — Ursprung der Rhätier. — Gestörte Wirthshausruhe.

Guttannen 153

Das „Kirchet.“ — Das Rendezvous der Maler. — „Im Winter werden die Schweizer wieder Schweizer.“ — Die Geisbuben. — Krieg der Baumeister und Maler. — Die finstere Schlauche. — Das Sägen und Feilen des Wassers. — Die Lammi. — Ober- und Unter-Hasli. — Färbung des Wassers der Ar. — Die Flüsse im Winter. — Die Rißli-Lawinen. — Ein Säumerweg. — Verschiedene Form der Granit- und Kalkberge. — Der Weg über Granit. — Föhn und Bise. — Sturm auf der Höhe. — Leeres Wirthshaus auf der Handeck. — Schirmtannen. — „Aus den Wolken fallende Wasserfälle.“ — Der Ar-Wasserfall. — Die beiden Markessel. — Soiree in Guttannen. — Ein Gretin. — Talente desselben. — Seine Bescheidenheit. — Der betende Gretin.

5. Besteigung des Brienzler Rothhornes 181

Die Rothhörner. — Gränze der Vegetation. — Die Legtannen. — Bergziegen. — Dienste des Bergsteckens. — Die Herberge auf dem Rothhorne. — Ansteigungslinie der Berge. — Aeußerste Spitze. — Aussicht. — Herbstliches Nebelmeer. — Herbstweiter auf den Bergen. — Färbung des Nebelmeers. — Farbenspiele. — Farbenpracht. — Erbleichen der Schneegipfel. — Der Maisee. — Zarte Nebelstreifen. — Rückkehr. — Die Laterne ohne Docht. — Der Marsch im Finstern. — Erhöhung der Temperatur durch Nebelschichten. — Gefahr und Rettung. Nachgenüsse. — Der Bergpfad am See.

6. Ausflug nach Mürren 203

Der Pfad nach Mürren. — Kirchgang der Hochgebirgsleute. — Der Staubbach. — Bannwälder. — Hochgebirgs-Scenen. — Giftige Hochthäler. — Das wilde Roththal. — Die Gestalt der Jungfrau. — Der Jungfrauen-Gletscher. — Die Silberhörner. —

- Das einsame Murren. — Kartoffeln und Käse. — Gesundheitszustand. — Gimmelwald. — Die Kartoffelgärtchen. — Das Berner Sibirien. — Geller's Oden und Lieder. — Die Seefinen-Alp. — Ausbreitung der Bergbevölkerung. — Gebirge als Bevölkerungs-Conductoren. — Zusammenhang der Alpenweiden. — Älteste Gemeinden auf den Bergen. — Die Thäler als Souterrains. — Der Bergschutt in den Thälern. — Bergabwärts rollende Bevölkerungsfuth. — Abnahme der Bergbevölkerung.
- 7. Zum Rosenlaugletscher** 230
- Der Brienzer See. — Thal des Reichenbachs. — Unbewohnte Strecken der Alpen. — Ein Alpenwirthshaus im Winter. — Bruchleiden der Bergbewohner. — Das Rosenlauthor. — Gang der Sonne in den Alpen. — Bergspitzen als Stundenweiser. — Doppelter Tag der Thäler. — Mondphasen in den Bergen. — Verschiedene Vorzüge der Gletscher. — Merkwürdige Kluft. — Die Gletscherzunge. — Miternacht auf einem Gletscher. — Eisfarbe im Mondenschein. — Das Blau des Gletschereises. — Der Reichenbach. — Berg- und Thaldrörfen. — Ein Schattendorf. — Der See im Nebel.
- 8. Reise in das Urbachthal** 251
- Frühlingsanfänge. — Der Frühling in den Alpen. — Der Golbey. — „Die Burg.“ — Die Föhnenschilder. — Auswanderungsieber. — Die Boten des Frühlings. — Eisgebilde. — Der Spittelmeister von der Grimsel. — Die Grimselpassage. — Schlechtes Wetter in den Alpen. — Eingang ins Urbachthal. — Dörfchen Unterstock. — Nutzen der Schneeschuhe. — Lawinen. — Eine Grundlawine. — Zwei Ausbundjäger. — Die verstellte Gemse. — Die zerschmetterten Gemsejäger. — Die Wildheuer. — Das Gras der hohen Züge. — Die Partei der Freischärler. — Politische Verwilderung. — Parteisucht. — Hunger-scenen. — Der armen Wittve Dank. — Hülflosigkeit. — Die Armen in der Schweiz. — Eine schweizerische Hausfrau. — Die anmuthigen kleinen Mädchen. — Aprilschnee. — Die Eisjacken. — Winterlandschaft im April. — Des Spätwinters Nachtheile.

II. Frühlingsreise in der Urschweiz.

- 1. Luzern** 287
 Das Klima der ebenen Schweiz. — Der Alpenfrühling. — Der erste Mai. — Die berner „Heimathen.“ — Der neue Baustyl. — Die Urinauen. — Die Dampfschiffgesellschaft. — Die Tellsage. — Schweizer Historiker. — Johannes von Müller. — Tschudi's Chronik.
- 2. Altorf** 299
 Landsgemeinde. — Die großen Rätthe. — Die Volksversammlungen. — Die Volksführer von Uri. — Die Magnaten der Hirtencantone. — Die Maifelder. — Der Tag der Landsgemeinde. — Tellsmonumente. — Die vorstehenden Herren. — Procession zur Landsgemeinde. — Die beiden „Tellen.“ — Die Weibel. — Der Ring. — Die Urihörner. — Die Herren unter dem Schirme der Bauern. — Abdankung der Staatsbeamten. — Die Wahlen. — Die herrschenden Familien. — Wahl der kleinen Beamten. — Das Hundshundertjährige Dauer einer Verfassung. — Die Getreuen. — Alte und neue Zeit.
- 3. Maderanenthal** 319
 Schweizer Bettler. — „Ausbürger.“ — Futternoth im Frühlinge. — Ein erner Landschaftsmaler. — Ueberfülle von Naturschönheit.
- 4. Kloster Engelberg** 323
 Periodischer Fremdenzug. — Maler der Urcantone. — Professor Wyrsch. — Das Engelberger Thal. — Ungewöhnliche Bergformen. — Kloster Engelberg. — Liberalismus der Klostergebiete. — Engelberger Käsehandel. — Heimathsiebe der Urschweizer. — Der liberale Abt. — Kloster-Küstkammer. — Kloster-Disciplin.
- 6. Am Vierwaldstätter-See. Beckenried** 333
 Die Rauchknechte. — Kloostertyrannei. — Schwarze und Rothe. — Ufer des Vierwaldstätter-Sees. — Die Republik Gersau. — Die Fische im Vierwaldstätter-See.
- 7. Schwyz** 339
 Das Thal von Schwyz. — Schwyz und Schweiz. — Die Residenzdörfer. — Das Verbum dorfen. — „Herr“ Neding. — Der Abyberg. — Die Familie Neding. — Schwyzer Primaten. — Der Jesuitenpalast in Schwyz. — Blumenschmuck der Jesuitenkirche.
- 8. Auf dem Saken** 348
 Die Alpenweiden. — Schwyzer Communismus. —

	Seite
Horn- und Klauenmänner. — Concessionen der Hornmänner. — Theilung der Alpenwiesen. — Grundlage der Alpenwirthschaft. — Frühlingsanfang auf den Höhen. — Frühe Blüthe auf den Alpen. — Die beiden Mythen. — Die Salznoth. — Wirkung des Hungers.	
9. Im Alpthale	359
Der katholische Priester. — Verbannungen, Proscriptionen, Einkerkungen. — Die Schweizer in der Fremde. — Ewige Anbetung. — Die Waldschwestern von der Au. — Kloster Au. — Betrachtungen in stiller Kirche. — Die Glöcknerinnen.	
10. Kloster Einsiedeln	367
Lage und Bauart von Einsiedeln. — Der Einsiedler Weinrad. — Abbas Einsidlensis. — Pilgerfahrt nach Einsiedeln. — Menge der Wallfahrer. — Erweckung zur Andacht. — Einsiedelnsche Litteratur. — Einsiedelnsche Amulette. — Einsiedelnsche Poesie. — Wunderthaten der Mutter Maria. — Die Pilgrimme. — Wahl des Abtes. — Landsgemeinde von Einsiedeln. — Die Landsgemeinde und der Abt. — Wirkung des öffentlichen Lebens.	
11. Am Sattel	382
Der Gsel. — Die Thore der Urschweiz. — Das Schlachtfeld vom Morgarten. — Das Terrain desselben. — Der heilige Jacob. — Theilung der Alpen. — Klauen und Hörner.	
12. Ueber Arth nach Luzern	390
Der Bergsturz von Goldau. — Die Schutthöhe. — Burgundische Deute. — Die Tellschapellen. — Luzerner Bauerhäuser. — Stallfütterung. — Fortschritte der Futterfräntercultur in der Schweiz. — Die Mähren auf dem Vierwaldstättersee.	
13. Auf dem Rigi	397
Wäggis. — Der Rigi-Kulm. — Kapuziner auf dem Rigi.	
14. Luzern	400
Glasmalereien des Klosters Rathausen. — Schweizer Kunstschätze. — Schweizer Archive. — Unbenutzte geschichtliche Documente. — Zerspitterung der Archive. — Monument der Schweizergarde. — Der Löwe von Luzern.	
15. Im Entlibuch und Emmenthal	406
Die Entlibucher. — Schweizer Käsehandel. — Käsegesellschaften. — Alpenarchive. — Alpenwirthschaft. — Klauenrechnung. — Die Aelpler. — Bürsten der Käse. — Wohlstand im Emmenthal. — Jeremias Gotthelf. — Deutsche Vorurtheile. — Deutschthum der Schweizer. — Fußweg am Thuner See.	

Winterfahrten.

1848
1849
1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900

Interfession

Interfession is a religious ceremony in which members of different Christian denominations unite to pray for each other and for the world. It is a sign of Christian unity and brotherly love. The ceremony is usually held in a church or a hall, and is presided over by a minister of one of the denominations. The participants are usually members of the different denominations, and they all take part in the prayer. The prayer is usually a simple one, and is based on the Lord's Prayer. The ceremony is a beautiful and touching one, and it is a great privilege to take part in it.

I.

Das Bodeli.

Ungefähr im Centrum der Schweiz, mitten zwischen den beiden reizenden Seen von Thun und Brienz giebt es ein Stückchen Land, für das schon mancher Reisende dasselbe gefühlt hat, was Horaz für sein Sabinum empfand, als er von ihm sagte: „Von allen Winkeln der Erde lächelt besonders freundlich mir dieser.“ Ehemals, so sagt man, und die Beschaffenheit der Umgebung bestätigt diese Vermuthung, ehemals bildeten die beiden genannten Seen ein einziges großes und langes Bassin, das, mit Wasser gefüllt, 9 Stunden weit im Thale der Aare sich hin erstreckte. Von oben her mündete die Aare in die östlichste Spitze dieses Bassins und warf allmählig große Massen Schlamm und Erdreichs hinein. Daraus entstanden die jetzt noch sumpfigen Niederungen, welche sich von Brienz aus zwei Stunden weit bis Meiringen hinauf erstrecken. In die Mitte des besagten Bassins aber fielen von der Seite her die wilden Gewässer ein, welche aus den Gletschern der Wetter- und Schreckhörner, des Eigers und der Jungfrau hervorstürzten. Diese Gewässer vereinigen sich alle zu einer einzigen Flußader, die den Namen Lütchine erhielt und die mit wildem Gebrause aus dem breiten Thore des Lütchiner Thales in die Mitte des Sees hinausstürzte.

Die Rütchine führte von jeher eine ungeheure Menge von Erdbreich und Steintrümmern aus den Thälern des Berner Oberlandes hervor und schüttete sie in den See. Noch jetzt ist ihr Bett beständig mit Felsblöcken, die sie fortrollt, gefüllt, und ihr Gewässer ist bei Ueberschwemmungen zuweilen so schwarz wie eine Gewitterwolke. — Da sie auf diese Weise Jahrhunderte lang ihr Material in den nicht sehr breiten See absetzte, so baute sie endlich, Stein neben Stein legend und dazwischen als Kitt den Schutt und Schlamm fügend, eine Brücke von Berg zu Berg quer hindurch, und der See, den nach einer vermuthlich falschen Sage noch sogar die Römer als ein einiges Wasserstück gekannt haben sollen, fiel in zwei Seen auseinander.

Die besagte Brücke dehnte sich durch neu hinzugefügtes Material allmählig nach beiden Seiten hin aus, und so entstand denn endlich ein Stückchen Land von einiger Ausdehnung; es mag etwa eine Schweizer Stunde lang und ebenso breit sein. Wie die holländischen Voldern, wie überhaupt alles Festland, das aus dem Wasser oder in dem Wasser abgesetzt wurde, ist auch dieses kleine Rütchiner Delta vollkommen flach und eben. Nur ganz leise und fast unmerklich steigt es nach der Thalmündung, aus der es herabkam, hinauf. Die Bergausläufer und Gebirgswände, welche früher als Vorgebirge im Wasser standen, haben noch ebenso das Ansehen schroffer Vorgebirge in den rund um sie herum ausgegossenen Wiesengründen.

Die Schweizer pflegen ein flaches Thalstück in der Regel „Boden“ zu nennen. Gewöhnlich wird dieses Wort als ein Appellativum für jedes flache Thal gebraucht. „Im Boden liegen Nebel,“ so sprechen die Bergbewohner von jedem Thale, in das sie von ihren Höhen hinabblicken. Zuweilen aber haben sie dieses Wort auch als nomen proprium einem solchen Thalstück beigelegt, gewöhnlich jedoch dann mit einem Zufaze;

so heißen z. B. „Edel-Boden“, „Mätis-Boden“, „Im Boden“, verschiedene Thalstücke des Berner Oberlandes. Dasjenige Seenzwischenländchen, von dem ich hier rede, haben sie daher auf dieselbe Weise auch „das Böödeli“ genannt. Sie haben hier ein Diminutivum von dem Worte Boden gemacht, vermuthlich, weil auch ihnen, wie jenen oben citirten Reisenden dieser Erdwinkel vor allen anderen anmuthig zu lächeln schien, und weil sie ihm daher als Eigennamen so zu sagen einen Schmeichelnamen geben wollten. Bei diesem Namen, wie auch beim Anblick des „Böödeli“ fiel mir ein anderes, ganz ähnliches, zwischen Hochgebirgen verstecktes und anmuthiges Flachwiesenstück ein, das ich einmal in Steiermark entdeckte, und das die dortigen Alpenbewohner ganz ähnlich schmeichelhaft benannten. Sie hatten ihm nämlich den Namen „das Ländli“ gegeben.

Das Böödeli ist gleichsam eine kleine Insel oder Dase, auf zwei Seiten zwischen den Gewässern der beiden genannten Seen und auf zwei Seiten zwischen Mauern hoher Gebirge. Im Osten wird diese Dase von den kalten und krystallklaren Wellen des Brienzner Sees umspült und im Westen von den etwas wärmeren des einige Klaftern niedriger liegenden Sees von Thun. Mitten durch die Dase hindurch strömt die smaragdgrüne Aare, indem sie beide Seen durch einen schön gewundenen Wasserfaden verbindet.

Im Norden erheben sich zu einem langen und schroffen Rücken die steilen Graswände des Harber, die zum Theil mit Wald besetzt sind. Im Süden aber sind die umgränzenden Gebirgsmauern auf eine höchst malerische Weise durchbrochen. Durch jenes weite Thor, aus welchem die Lütchine hervorschäumt, bietet sich ein wundervoller Einblick in die innere Gebirgswelt auf die hohen Eis- und Schneeberge dar. Das Thal geht einige Meilen gerade fort auf die Jungfrau zu, die sich in ihrer ganzen

Größe und Schönheit gerade im Hintergrunde dieses Thales darstellt. Diese Jungfrau ist einer der am malerischsten gestalteten Berge der Alpen. Sie ist eine Pyramide von den wohlgefälligsten Proportionen. Von beiden Seiten steigen die Gräte allmählig zum Gipfel empor. Dieser Gipfel ist noch durch eine, — wie es von Interlaken aus scheint — gesonderte kleine Felsenpartie gekrönt. Man gewahrt, wie diese kleine Felsenfrone sich einmal und noch einmal aufbäumt und endlich zu der äußersten Spitze, die wie ein Thurmknopf daraufsteht, ausläuft. In der Front oder gar vor der Brust der Jungfrau fallen die Felsen und Eismassen, zu außerordentlich schönen und harmonischen Gestalten gruppiert, nach unten hinab. Zur Rechten erhebt das sogenannte „große Silberhorn“ sein grazioses Haupt, das mit dem höheren und zackigen der Jungfrau in gefälligem Contraste steht, denn es ist auf beiden Seiten sanft gewölbt, im Tonnenbogenstyle und erglänzt das ganze Jahr hindurch von dem glatten weißen Schneeteppich, der sich darüber gelagert hat. Es liegt der Jungfrau am Busen, wie das Christuskind in der Gruppe des Raphael. Zur Linken wieder etwas tiefer sitzt — wie beim Raphael Johannes — das kleine Silberhorn. Leise Abschattirungen auf dem Schnee lassen die Thäler und Klüfte errathen, welche diese Vorberge von der Hauptmasse der Jungfrau trennen. Zwischen beiden Silberhörnern in der Mitte zieht sich der Jungfraugletscher thalabwärts. Die Masse seiner Eisformen ergießt sich in die Tiefe, so malerisch wild gruppiert, wie die Früchte aus den Füllhörnern des Ueberflusses, welche die Maler darzustellen pflegen. — Unten schneidet endlich eine grüne Höhenlinie diese Eisgebilde ab. Es sind die Wiesen der hohen Wingeralp, die am Fuße der Jungfrau sich lagert. Und das ganze Gemälde ist eingefasst von den bewaldeten Bergpfosten, die das Eingangsthor des Thales von Lauterbrunnen

bilden. Dieß ganze Bild ist so vollkommen schön gruppirt und gestaltet, daß es dem Naturästhetiker selbst in den an malerischen Effecten so reichen Alpen als eine ebenso große Seltenheit erscheint, wie die meisterhaften Gruppierungen des genannten Raphael unter den Schöpfungen der größten Künstler.

Die Dase selbst des Böödeli ist als ein Deltaland sehr fruchtbar. Es ist ganz mit schönen Wiefengründen, mit Obstgärten, Wallnußbaumhainen und Ackerfluren bedeckt und trägt, obwohl es kaum eine halbe Quadratmeile groß ist, doch 8 Ortschaften, darunter einige große Dörfer und sogar ein kleines Städtchen, auf seinem Rücken. Die Leute in den Thälern und an den Bergen des Berner Oberlandes, die Bewohner des Oberhaslithales, des felsigen Lauterbrunnenthales und des kalten Grindelwalds blicken daher mit Neid auf dieses Böödeli hin als auf einen von Gott gesegneten Fleck, als einen Wohnsitz des Lichts und ein kleines Paradies.

Natürlich haben im Mittelalter die Mönche und Geistlichen sich dieses kleine Paradies nicht entgehen lassen und es nicht versäumt, in der Mitte desselben ein Kloster zu bauen, das sie mit Anspielung auf die geographische Lage des Ortes „Interlaken“ (Zwischenseen) nannten. Dieß Kloster, das später den Statthaltern, welche die Berner Patricier in's Oberland schickten, zum Sitze diente, und welcher noch jetzt unter herrlichen, alten Wallnußbäumen versteckt daliegt, das jetzt aber, weil es nur als Hospital für Kranke dient, niemand mehr beachtet, hat gleichwohl seinen Namen der ganzen Gegend mitgetheilt.

Die Mönche haben in der Nachbarschaft ihres Klosters ein altmobisches Wirthshaus gebaut, das ehemals die einzige Herberge für die Reisenden ins Berner Oberland war. Von dieser Klosterherberge zu dem Städtchen Unterseen oder, wie die Eingeborenen sprechen, „Unterseen“ führt ein von alten Kastanien

beschatteter Weg, der „Höheweg“ genannt. Längs dieses Höhenwegs ist nun in den letzten Jahrzehenden, da man die Reize und Bequemlichkeit dieser wundervollen Localität und ihrer Umgebung entdeckte und würdigen lernte, eine Reihe von eleganten Gasthäusern und sogenannten Pensionen entstanden, um den im Sommer hier wie zu einer Badesaison zahlreich herbeiströmenden Naturfreunden und Alpenbesuchern häusliche Comforts zu verschaffen. Und eben solche reizende Pensionen sind auch in dem Städtchen und in den Dörfern umher entstanden.

Wie dieser Centralpunkt des schönen Berner Oberlandes selber, so ist auch die ganze Gegend umher, man kann sagen, allmählig für eine bequemere Vereisung der Hochgebirge organisiert. Ueberall auf den interessantesten Bergpunkten umher, auf dem Faulhorn, auf der Grimsel, auf dem Siedelhorn, hat man Herbergen errichtet. Selbst in den verstecktesten Thälern zur Rechten und Linken, in jedem Dorfe des Oberhaslithales, im rauhen Grindelwald, an jedem schönen Wasserfalle, an dem unteren Ende jedes Gletschers findet man bequeme Vorrichtungen zum Schutz gegen Unwetter, Hunger, Durst und Müdigkeit und gegen andere Noth und Plage, die den Reisenden überkommen. Jedes Maulthier oder Pferd dieses Landes, das im übrigen Theile des Jahres im schweren Dienste des Ackerbaues und Handelsverkehrs steht, verwandelt sich während drei Monate im Sommer zu einem vorsichtigen Reitthiere für die naturbewundernden und berglustschöpfenden Damen und Herren, welche dann aus England, Deutschland und fast allen anderen Ländern Europas wie die Zugvögel hier hereinströmen. Fast jeder Gemsjäger oder Ackermann ist dann ein eifriger und kenntnißreicher Gebirgsführer. In jedem Verstecke und Winkel der Umgegend sind neben den Herbergen hübsche Hütten gebaut, in denen allerliebste kleine Museen von den Natur- und Kunstproducten des Landes

zur Schau gestellt sind, und in welchen den Reisenden zahllose, willkommene Hülfsmittel für seine Pilgerfahrt dargeboten werden. Die ganze Bevölkerung der Thäler, invalide Männer, alte Frauen und Kinder versehen sich mit Naturmerkwürdigkeiten und bieten auf allen Wegen bequemlich dar, was sonst, als dieß Alles noch nicht so organisiert war, mit vieler Mühe gesucht werden mußte.

Die beiden Seen zu beiden Seiten werden, da sie nicht zufrieren, sogar auch im Winter mit Dampfkraft befahren, und auf diese Weise ist daher eine schnelle Verbindung mit der ebenen Schweiz und ihren Städten Thun, Bern u. hergestellt, so daß von ihnen dem Thale leicht alles Fehlende zugeführt werden kann. Auf der einen Seite dieser Seen führen bequeme Fahrstraßen längs dem Ufer, auf der anderen rauhe, aber desto romantischere Fußpfade. Kurz also, wer einen Punkt sucht, von dem aus er eins der interessantesten Stücke der Alpen bereisen könnte, kann keinen besseren Niederlassungsort finden, als dieses „Bödeli inter lacus.“

Aber auch für die Bereifung der ganzen Schweiz bietet dieser Erdfleck einen bequemen Centralpunkt dar, der von allen Ost-, West-, Süd- und Nordenden des Landes ziemlich gleich weit entfernt ist. Wenn man von Interlaken aus dem Laufe der Aare folgt, so ist man bald im Laufe eines Tages am Fuße des Sura. Steigt man umgekehrt an der Aare empor, so erreicht man leicht die Südseite der Alpen und befindet sich nach zwei Tageritten auf italienischem Boden. Nahe zum Brienzner See hin führt ein niedriger Paß, „der Brünig,“ aus Unterwalden heran und ladet zu einem Ausfluge in die Urschweiz ein, von wo die Wege weiter gehen zu den Seen von Zürich und Constanz, in das Land der Appenzeller und zu den Rhätischen Alpen. Vom Thuner See aus aber erreicht man den berühmten Paß

der Gemmi, der ins Land der Wallisen und ins Rhonethal hinabführt, wo dann die Thore zum herrlichen See von Genf und zu den Thälern von Savoyen offen stehen.

Von Interlaken bis zu dem Punkte, wo die Rhone das Becken des Genfer Sees verläßt und wo die Schweizerwelt im Westen endet, und dann bis zu dem Punkte, wo der Rhein in den Bodensee tritt und wo im Osten der Kaiser von Oesterreich sein Scepter schwingt, sind ganz gleiche Entfernungen. Eben so ist es vom Bdéli aus im Norden bis nach der Rheinecke, wo bei Basel Helvetien, Deutschland und Frankreich sich die Hände reichen, eben so weit, als im Süden bis nach Lugano, in dessen Nähe die schweizer Schultheißen, Landammänner und Großräthe das Regiment über den Erdboden an die Gebieter von Mailand abtreten.

Im Spätherbste des Jahres 1846 eilte ich über Basel, Arau, Bern und Thun zu jener oft genannten kleinen Centralvase hin mit dem Entschlusse, hier mich einmal für ein Jahr zu fixiren und von hier aus die Gebirge während eines Reigentanzes der vier Jahreszeiten zu beobachten. Wir standen schon im October. Der Ort und seine zahlreichen Pensionen waren daher schon ziemlich ausgestorben. Nur dann und wann noch kam einmal eine kleine Truppe verspäteter Pilgrime durch, die sich alle aus den nun unheimlich werdenden Gebirgen in die Ebene hinaus und zu ihrer Heimath flüchteten, oder an den Genfer oder Comer See, oder an andere solche wärmere Punkte, wo Fremde zu überwintern pflegen, zurückzogen.

Die Einzigen, die mit mir in den Bergen aushielten, waren ein Paar Engländer, die auch, wie ich, den Wunsch hegten, die Alpen einmal in der Pracht ihres Wintergewandes zu sehen. Wir hatten uns jeder in einer eigenen Pension eingerichtet, ich in einer besonders lieblich gelegenen, die den Namen „das Schöpli“

führte, und wir benutzten jede Gutwetterperiode zu Spaziergängen, Ausfahrten und kleinen Bergtouren, mit denen wir gleich im Herbst begannen, die wir im Winter fortsetzten und im Frühlings und Sommer dann zu großen Gebirgsreisen ausdehnten. Mit Fischern, Jägern, Sennhirten und anderen Kindern des Landes kamen wir in vielfache Berührung und die Schlechtwetterperioden benutzten wir zum Studium der Literatur der Schweiz und überhaupt der Alpenlandschaften, zu welchen Studien uns theils die kleinen, nicht zu verachtenden Bibliotheken unseres Vödeli, theils die Berner Stadt- und Cantonsbibliothek viel treffliches Material gastfreundlich darboten.

Auf diese Weise besuchte ich gar manches hübsche Thal in der Nähe und sah es in seinem Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbstgewande, bestieg mehre Bergspitzen und lernte viele interessante Naturphänomene, Land- und Ortschaften kennen. Ich hielt mir über alle unsere Beobachtungen und Fahrten ein vollständiges Tagebuch, mit dessen Hülfe ich vielleicht im Stande wäre, etwas Umfassenderes über die schweizer Alpen zu liefern. Ich will mich indeß hier*) darauf beschränken, nur ein'ge Berichte mitzutheilen, erstlich über einige kleine Winterausflüge in die Umgegend von Interlaken, — dann über eine Frühlingsreise in die Cantone der Urschweiz, — dann über eine Sommerreise in die Appenzeller und Rhätischen Alpen und hinab zu der italienischen Seite der Gebirge — und endlich über eine Herbstreise zum Genfer See, durch das Chamouny und zum Jura über Basel zurück nach Deutschland.

*) Einen Theil meiner Anschauungen habe ich zu einer Reihe von Alpennaturansichten zusammenzustellen versucht, in denen ich ein vollständiges Gemälde der Alpenwelt zu entwerfen versuchen will.

2.

Auf's Grindelwalder Eismeer.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, daß das Thal von Grindelwald seinen Namen von den dichten Wäldern und von den zahllosen mit den Bäumen vermischten „Grinden“, d. h. Felsblöcken*), erhalten habe, mit welchen es die ersten Ankömmlinge erfüllt fanden. Aber gewiß ist es, daß man ihm noch nach seinem jetzigen Zustande keinen passenderen Namen geben könnte.

Dunkle Fichtenwälder, jetzt freilich durch die Art des Menschen, wie durch die Lawinen, vielfach decimirt, überziehen beiderseits die Felsabhänge des Thales, und die Bäume haben selbst die schroffsten Wände erklimmen. Sie bieten den Anblick von zahlreichen Armeen dar, welche die Riesenmauern einer Gigantenstadt erstürmen. Unten ist das Groß des Heeres im Anmarsch auf noch ziemlich bequemem Terrain. Einzelne Regimenter haben sich schon weiter vorgeschoben. Hunderte der Kühnsten klammern sich an den obersten Zinnen, haben hier oder dort bereits Posto gefaßt, und einige stehen triumphirend schon oben auf dem äußersten Rande der Mauer. Ein unsichtbarer Feind bombardirt mit Lawinen und Steinen von oben dazwischen, zerschmettert die Bäume und wirft sie aus ihren Positionen. Ja Kälte und andere böse Mächte lassen in den oberen Gegenden zu-

*) Grind heißt im Schweizerischen eigentlich der Kopf, z. B.: mir thut der Grind (d. h. der Kopf) weh. Im übertragenen Sinne werden dann die Felsköpfe auch Grinde genannt. Und grindig heißt z. B. ein Terrain, auf dem viele Felsblöcke zerstreut sind.

weilen ganze Parteen von Bäumen auf einmal erstarren, und diese stehen dann noch lange mit dürren Zweigen, wie Leichen, da.

Da der Same der Fichten gefiebert ist, so begreift man leicht, wie es möglich war, daß diese Wälder aus den tiefen Gründen, von den aufsteigenden Winden gehoben, allmählig jene hohen Regionen besetzen konnten, und man sieht zugleich, wie jener Marsch nach oben wirklich stattgefunden hat. Bewundernswürdig ist es, wie der Mensch ohne alle Fittige und auf nichts Anderem, als seinen tüchtigen Alpenschuhen, ihnen in alle ihre Verstecke nachfolgt. Ich suchte mir unterwegs eine Menge kleiner Baumparteen aus, die ich so gestellt glaubte, daß sie in aller Ewigkeit vor dem Beile des Holzfällers sicher sein mußten. Allein ein rauhes Kind des Thales, das mich begleitete, versicherte mir, es wüßte dort keinen einzigen Baum, der so stände, daß nicht die Leute auf die eine oder andere Weise daran kommen könnten, und könne man von unten auf keine Weise dazu, so lasse man sich von oben an Stricken herab und fälle den Baum, welcher nun in die Tiefe stürze, wo man ihm dann wieder von unten entgegenkäme. Man hat sehr viel von den kühnen und schwierigen Stellungen, welche die Gemsen an den Felsen annehmen, gesprochen, sehr wenig aber von den noch viel kühneren und mannigfaltigeren Stellungen, welche die Bäume an den Felswänden haben, obgleich jene Gemsposten nur von sehr wenigen Menschen beobachtet sind, während diese Baumstellungen allenthalben vor Augen liegen. Die Bäume können sogar da Wurzel fassen, wo nur ein Körnlein sich verstecken kann. Sie stehen daher unerschüttert, gerade und kühn, wo selbst einer Gemse schwindeln würde. Bald sieht man auf einem schmalen langen Felsenbände eine ganze Reihe von Bäumen längs den Wänden stehen, als schlugen sie einen Kranz um die Felsen, bald hat sich eine kleine Gruppe auf die

Spitze einer abgelösten Koppe gerettet, bald steht ein einziger dominirender da, wie eine Fahne auf einem Thurme oder wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Vielen von den zahlreichen Grinden oder Felshäuptern des Thales, die wie alte ehrwürdige Colosse herumstehen, ist denn doch am Ende Zeit und Weile lang geworden, und sie haben sich, kopfüber purzelnd, von ihren hohen Postamenten ins Thal hinabgelassen. Stellenweise ist es mit gewaltigen Blöcken übersät, die nun tief im Boden stecken und im Rasen der Wiesen sehr mannigfache Gruppen bilden. Zwischen ihnen haben sich die Menschen mit ihren Baulichkeiten gecliffentlich und meistens recht malerisch eingenistet.

Da solche Steinfälle in Gegenden, die einmal dazu neigen, immer wieder vorkommen, so schützt man sich am besten gegen ihre Anfälle, wenn man sich hinter den größten Blöcken, wie hinter einem Walle verbirgt. In einer Schweizerlegende kommt ein guter Geist vor, der einer armen, aber tugendhaften Bauerfamilie wohl will. Bei einer Wasserfluth fährt er mit Sturmes-eile auf einem gewaltigen Steinblocke vom Berge herab und pflanzt denselben unmittelbar hinter dem Hause der armen Leute hin, die nun gerettet sind, da die Wuth des wilden Wassers und der Steine und Bäume, die es mit sich herabführt, durch jenen Block gebrochen wird, während die Häuser aller Nachbarn weggeschwemmt werden.

Viel vorthheilhafter indeß, als mit Felsblöcken, hinter denen sie sich verstecken, oder die sie sich von guten Geistern zubringen lassen, könnten die Leute hier mit etwas holländischer Industrie sich gegen die Gewässer und andere Gewalten schützen. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie viel schönes Wiesenland sie sich hier vom Wasser wegessen und von den Steinen, die es mit sich führt, zersägen lassen, ohne daß sie etwas Anderes als Klagen

dagegen in Anwendung brächten. Es ist rein unbegreiflich, wie hier in den Alpen nicht längst auch, wie in Holland die verschiedenen Dorfschaften eines Thales und seiner Zweigthäler zu Verbrüderungen gegen Naturgewalt zusammengetreten sind. Waren die Schwierigkeiten zu groß oder war der in Aussicht stehende Gewinn zu klein, um jenen Corporationsgeist schon hier an den Quellen der Rheinzusflüsse ebenso, wie bei der Mündung entstehen zu lassen? Aber hat man hier wilde Ströme, so hatten die Holländer ja desto größere und dann den Ocean, und gewinnen die Holländer ihre fetten Polder und Marschen, so hat man doch auch hier ganz schätzbare Wiesen. Und dazu lagen die Materialien zum Eindämmen, die Steine, von jeher so nahe. Hier und da sieht man auch wohl einen einzelnen Bestirer sich ein Bißchen gegen die Fluthen schützen, und wo etwas möglich ist, ist doch auch wohl mehr ausführbar. Es ist so ziemlich gewiß, daß, wenn die Leute von Anbeginn manche müßige Winterstunde, die sie auf dem Ofen liegend verloren, dazu angewendet hätten, Steine zu sammeln und längs ihren Wiesen aufzuhäufen, sie längst einen sehr respectablen Schutzdamm haben würden.

Man hebt sich im ganzen Thale von Grindelwald auf einem langsam ansteigenden Wege allmählig in die Höhe, bis in den Hintergrund des Thales, wo das große Dorf, das dem Ganzen seinen Namen gab, liegt. Es verlassen den Reisenden auf diesem Wege schon manche nützliche Bäume, und am Ende bleibt von Obstbäumen keiner mehr als die Kirsche, von der die Grindelwalder einen seiner Güte wegen berühmten Liqueur bereiten. Dafür treten aber oben wieder andere Bäume auf und zwar namentlich die edle Pinus Cembra (die Zirbelnusskiefer), welche hier „Arwe“ genannt wird. Ich finde, daß kaum ein Reisender in einem Thale hinaufreist, ohne diese Bemerkung zu machen, die

dem Leser zwar wenig zu denken giebt, in der Wirklichkeit aber jedes Mal wieder interessant und fast wunderbar wird. Denn da man zwischen den hohen Seitenbergen eingeschlossen kaum gewahr wird, daß man sich erhebt, und da oft im ganzen Thale kein merkbarer Unterschied der Temperatur zu finden ist, so hat man keine Empfindung von den Einflüssen, welche bewirken, daß man fast mit jedem Schritte so zu sagen in eine andere Schöpfung eintritt und begreift nicht, warum ein Baum hier nicht eben so gut wachsen kann, als ein Paar Schritte weiter unten.

Im Grindelwald selbst hatte es vor ein paar Tagen geschneit. Einige Wiesen waren noch mit Schnee bedeckt, andere aber vollkommen grün, und auf diesen lag der Schnee in großen Haufen zusammengerollt. Man sagte mir, daß die Leute im Herbst, wenn schon Schnee einfiel, da die Wiesen noch nutzbar sind, dann auf ihre Felder gingen, den Schnee ballten und diese Ballen so über die Wiese wegrollten, daß, wie durch eine Lawine, aller Schnee vom Grase weggenommen würde. Da, die ganze Wiese zu säubern, viel zu umständlich wäre, so begnügen sie sich jedoch meistens damit, nur einzelne solche Wege über die Wiese zu ziehen; die übrigbleibenden schmälern Streifen werden dann leichter und schneller von der Sonne weggezehrt, als dieß bei einem zusammenhängenden Schneetuche der Fall sein würde.

Im Frühling, wenn der Schnee zu lange liegen bleibt, haben die Leute wieder ein anderes Mittel, sich hier und da schneller von seiner lästigen Decke zu befreien. Das Aufrollen wäre unmöglich, weil der Schnee dann viel zu alt und compact ist. Sie streuen dann Sand, kleine Steinchen und Erde auf die Schneedecke. Die Sonne erhitzt jene festen Partikelchen und läßt sie tief einsinken. Der Schnee wird dadurch vielfach durchlöchert, locker und schmilzt rasch hinweg. Natürlich läßt sich aber auch von

dieser Maßregel im Großen kein Gebrauch machen. Doch thun es die kleinen Leute hier überall gewöhnlich in ihren Gärten, wo sie gern so bald als möglich etwas Nützliches zu säen und zu pflanzen wünschen. Mich wundert, daß man nicht auch im Norden Europas darauf gekommen ist, ein so hübsches und einfaches Antidot gegen den Schnee in Anwendung zu bringen *).

Da wir diese Dinge auf dem Boden betrachten mußten, so hatten wir lange die Blicke nicht in der Höhe gehabt, in der uns ohnedieß durch Nebel die höchsten Gipfel bisher verdeckt waren. Zufällig schlug ich die Augen ein Mal wieder auf und fühlte sie plötzlich wie von einem Zauberbilde getroffen. Ich wußte erst nicht recht, was das Wundervolle eigentlich war, das ich vor mir sah. Nach einigem Ueberblick aber fand ich, daß sich Folgendes präsentirte: Die Gipfel des Mettenberges, des Wetterhorns und des Eigers, der höchsten Berge, die sich über dem Thale Grindelwald erheben, waren von der untergehenden Sonne erleuchtet. Sie glühten von der Spitze bis ungefähr auf die Mitte ihrer Masse herab, genau mit der Farbe der Feuerlilien, nur etwas zarter. Einige dunkle Flecke und Streifen — es waren unbeschneite Felswände und Felsgipfel, — welche diese Gluth durchbrachen, machten diese Colosse großen glühenden Kohlen, die ebenfalls keine gleiche Gluthfarbe zu haben pflegen, noch ähnlicher. Ich habe das sogenannte Alpenglühfen oft gesehen, aber man sieht es immer mit anderen Variationen. In diesem Falle gab den Hauptreiz der zerrissene Nebelschleier, der gerade

*) Saussure erwähnt dieses Bestreuens des Schnees mit Steinschen als einer eigenthümlichen Erfindung der Bewohner des Chamounythales. Da indeß, was ich hier 40 Meilen vom Chamounythale darüber erfahren habe, ganz mit seinen Angaben übereinstimmt, so ist wohl zu vermuthen, daß die Kenntniß und Praxis jenes Mittels sich über ein sehr weites Alpengebiet erstreckt.

im Augenblicke des Sonnenunterganges durchbrochen zu sein schien und der noch wie ein dünner Flor in allerlei Lappen zwischen unseren Augen und den Bergen schwebte, so daß wir das Tableau wie durch eine feine Gaze erblickten. Da, wo einige Flügel und Fahnen dieses Gazes in die höheren Lüfte hinaufstatterten, wurden sie ebenfalls von der Abendsonne vergoldet. Zwischen den beiden Bergen aber, wo in einem unerleuchteten Winkel die Nebel noch dichter zusammengezogen lagen, fiel ein ganz dunkles, schönes, reines Blau auf die Gletschermasse herab, die sich zwischen beiden Bergen hervorbrängte. Diese blaue Farbe der Nebel in der Mitte stand mit den beiden Feuergarben zur Seite in dem herrlichsten Contraste. Himmelblau gefärbte Nebel und tiefblaue Schatten werfende Wolken sind in den Alpen im Winter sehr häufig.

Während mein Gefährte unser Fuhrwerk unter Dach brachte und unser Nachtlager bestellte, engagirte ich sofort einen Führer und machte noch einen Abendspaziergang zum Gletscher. Ich sehe gern alle Dinge unter so verschiedenartigen Umständen als möglich, und ich weiß immer im Voraus, daß man keinen Gang umsonst macht; darum lasse ich mir keine Mühe verdriesen, und wenn ich auch nur eine einzige neue Idee oder Anschauung mitbrächte. Dieß Mal kam noch dazu, daß ich gehört hatte, es sei vor einigen Tagen ein außerordentlich starker Strom Wassers über den Gletscher hervorgebrochen, und daß ich berechnete, daß morgen nicht Zeit bleiben würde, die Wirkung dieses Vorfalls näher zu besichtigen.

Mein trefflicher Führer brachte mich, noch ehe alle Gluth von den Gipfeln der Berge verschwunden war, zum untersten Kopfe des Gletschers herab und machte mir die Proposition, uns zwischen dem Gletscher und der Felswand, an der er anliegt, uns bis zum sogenannten Nellenbalm hinaufzuarbeiten, wobei

wir dann hier und da etwas auf den Gletscher hinauffleigen könnten, um zu sehen, wie die Gewässer auf ihm gewüthet hätten. Ich will diese kleine Expedition beschreiben, weil ich dabei eine deutliche Vorstellung von dem Zustande der Gletscher an ihrer Seite geben kann.

Die Lüttschine kam noch mit einer erstaunenswerthen Wassermenge fast wie ein großer Strom unter dem Gletscher hervor, und wir mußten über verschiedene ihrer Arme auf mancherlei wunderlichen Stegen hinüberbalanciren. Dann gingen wir immer dicht an dem Gletscher hin, dessen Eismassen bald schroffe Mauern bildeten, bald in Spizen und Nasen hervorstanden, bald Brücken und Bogen schlugen oder von Höhlen und Löchern durchsezt waren, im Ganzen aber den Anblick sehr wilder, verfallener und melancholischer Ruinen gewährten. Weil hier sehr viel Staub und Schmutz auf dem Eise lag und jezt durch das schmutzige Wasser, das darüber weggegangen, alles noch mehr geschwärzt war, sage ich melancholische Ruinen, denn sonst könnte man das blaue, krySTALLENE Gletschergemäuer wohl eher als ein heiteres Ruinenwerk bezeichnen.

Der Wasserstrom, der über den Gletscher hinweggegangen war, hatte eine Menge Steine von ihm heruntergespült, die in einigen Winkeln zwischen dem Eise und Felsen so wild übereinandergehäuft und noch dazu so mit Schlamm und Roth vermischt waren, daß wir Mühe hatten, darüber hinweg zu kommen. An einer Stelle bildeten diese Steine eine Art Treppe zum Gletscher hinan, die wir erstiegen. Auf einer schrägen Eiswand, zu der wir gelangten, lag eine Decke von Schnee einen halben Fuß dick. Mein Führer fand, daß sie klebrig und fest genug war, und wir krochen nun auf allen Vieren hinauf, indem wir immer die ganzen Flächen unserer Hände und Füße einsetzten, um jedes Mal so viel Schnee als möglich zum Widerstande zu

nöthigen. Oben saßen wir nun auf einem Eisriff und fanden von da aus noch so viel Licht auf dem Gletscher, daß mein Führer mich auf einer großen Strecke hin das wilde Eisbett verfolgen lassen konnte, in welchem der besagte Strom herabgeflossen.

Es waren, wie gewöhnlich bei ungewöhnlichen Ereignissen, mehre Umstände zusammengekommen, welche die Gewässer auf so außerordentlichen Wegen herausgetrieben hatten. Zuerst war das Gewölbe, durch welches alle Gewässer des Gletschers ihren regelmäßigen Ausfluß nehmen, eingestürzt und durch gewaltige Eismassen verstopft, wie denn das bei solchen Gewölben sich sehr häufig ereignet. Hierdurch hatten sich nun schon alle unterirdischen Gänge, Höhlen und Löcher des Gletschers mit Wasser, das nicht ablaufen konnte, gefüllt, und der Gletscher war innerlich gleichsam wie ein Schwamm mit Wasser aufgelaufen. Unter diesen Verhältnissen traf es sich, daß ein plöglich einfallender Frühling eine Reihe von sehr warmen Regentagen herbeiführte und von allen Seiten warme Gewässer in den Gletscher und seine Nebengletscher hinabstürzen ließ. Es waren dieß dieselben warmen Regentage, die im November des Jahres 1847 in der ganzen Alpenwelt die Ströme anschwellten, namentlich aber auch im südlichen Frankreich so viele Ueberschwemmungen veranlaßten. Diese Gewässer füllten auch bis zum Ueberfluß einen kleinen See, der oberhalb des Grindelwaldgletschers am Rande des Eismeeres liegt und dessen Ufer auf der einen Seite von den Eiswänden, auf der anderen von dem Fuße der umgebenden Berge gebildet werden. Solche Seen giebt es in den oberen Regionen der Gletscher sehr häufig. Da sie auf der einen Seite so veränderliche Ufer haben, wie es die Eiswände ihrer Natur nach sind, so sind sie auch selbst sehr veränderlich, und zuweilen, wenn ein Theil dieser Eiswände zusammenbricht, oder

wenn sonst sich Auswege darin bilden, brechen diese Seen plötzlich hervor und stürzen sich durch die Gletscherhöhlungen in die Tiefe*).

So etwas war nun auch hier geschehen. Der See war vom Regen angeschwollen. Sein angenagtes Eisufer war irgendwo zusammengestürzt, und seine Gewässer waren nach dem Gletscher hin plötzlich ausgebrochen. Wäre der Gletscher in seinem gewöhnlichen Zustande gewesen, so hätten sich die Gewässer in seinen zahllosen Spalten, Höhlen und Gängen verloren und wären in der Tiefe endlich unter ihm in dem Thale der Lüttschine zum Vorschein gekommen. Da aber der Gletscher, wie gesagt, unten durch den gleichzeitigen Einsturz des Hauptausganges verstopft war und alle seine Spalten und Löcher bis an den Rand voll Wasser standen, so blieb für den See kein anderer Ausweg, als der Spaziergang über den Gletscher hinweg. Mein Führer beschrieb mir den Anblick dieses Ereignisses als einen sehr wunderbaren und sagte, es sei das Merkwürdigste gewesen, was ein Reisender im Laufe des ganzen Jahres hier habe sehen können. Unglücklicher Weise sei aber gerade kein einziger dabei zugegen gewesen. Der See liegt etwa zwei Stunden oberhalb des unteren Endes des Gletschers, und auf dieser ganzen Strecke floß nun ein breiter, schäumender Strom in verschiedenen Absätzen und Sprüngen. Hier und da sprangen die Gewässer, gegen einen hohen Eisthurm geschleudert, hoch auf, theilten sich in

*) Der große Aletschgletscher hat z. B. einen sehr bedeutenden See dieser Art zur Seite, der früher häufig angeschwollen und durchgebrochen zu sein scheint und dann in den unteren Thälern große Ueberschwemmungen und Zerstörungen veranlaßte. Durch einen Canal, den man zu seinem Niveau hinaufführte, hat man ihm einen regelmäßigen Abfluß verschafft und die Thäler vor seinen Ausbrüchen sicher gestellt.

zwei Arme, verloren sich in einen tiefen Spalt, kamen mit Macht wieder zum Vorschein, schleuderten Steine, welche sie von der Eisfläche aufhoben, mit sich, warfen einen Eisthurm um, der zersplitternd in die Wogen hinabfiel, und stürzten sich endlich unten in einem breiten Wasserfalle über die äußersten, schroffen Eiswände des Gletschers ins Thal und Bett der Rüttschine hinab. Das Ganze dauerte etwa einen Tag, bis der kleine See völlig ausgestossen war, und bis durch gewaltsame Beseitigung der Eisblöcke auch der gewöhnliche Ausgang wieder gereinigt und hergestellt war. Jetzt sahen wir nun leider von dem ganzen Vorfalle nichts mehr, als den Schmutz und die Steinblöcke, die dadurch nach allen Seiten hin auseinandergeworfen waren, und in denen wir nun weiter zum Nellenbalm hinaufstiegen, was eine sehr mühselige Arbeit war.

Dieser Nellenbalm ist eine Höhle oder Nische im Felsen zur Seite des Gletschers, in welcher sich früher eine der heiligen Petronella gewidmete Kapelle befand. Es soll hier in alten Zeiten ein Saumweg vorbeigegangen sein, der über die Berge ins Wallis führte. Jetzt ist dieser Weg durch den vordringenden Gletscher und die vielen Steintrümmer und Erdhäufen, die er zur Seite anhäuft, längst völlig zerstört. Wir ruheten einen Augenblick aus und blickten auf die dunklen unbestimmten Massen, die über uns hingen, und die eben so unbestimmten Zacken und Spalten, die unter uns gähnten, hin. Es war bereits Nacht geworden und Alles mäuschenstill. Eine solche Stille macht in einer Umgebung, wo Alles von sehr gewaltsamen und lärmigem Verfahren zu zeugen scheint, einen sehr eigenthümlichen Eindruck auf die Seele. Auf einmal hörten wir vor uns einen dumpfen Schall und Krach, der wie ein Schuß mitten in diese Ruhe einbrach. „Der Gletscher läßt einen Stein fallen,“ bemerkte mein Führer. Es war vermuthlich einer jener Blöcke,

die man oft lange auf den Spitzen der Eishürme balanciren sieht, bis der Moment kommt, wo gerade soviel Eis unter ihnen weggeschmolzen ist, daß sie sich nicht mehr halten können und in die Tiefe hinabfallen. Dem Krach folgte noch ein Gepolter wie ein Echo nach. Vermuthlich hatte der Stein auch einige andere Steine, auf die er herabfiel, aus dem Gleichgewichte gebracht. Diese rollten so lange, bis sie wieder ihren Haltpunkt fanden und sich festlagerten und nun Alles wieder für eine Zeit lang ruhig da lag. Mir kam es vor, als hätte der Gletscher ein Wort geredet, oder wenigstens einen Buchstaben ausgesprochen von dem langen Alphabete, an welchem er Jahrhunderte lang laut für laut buchstabirt.

Da wir weder Stein von Eis, noch Nebel von Erde, noch Block von Loch, noch Spalte von Halt unterscheiden konnten, so war unsere Rückkehr ziemlich gefährdet. Und ich hatte daher mehre Male Gelegenheit, zu erfahren, wie außerordentlich wohl eine, wenn gleich rauhe, doch feste und treue Faust eines kräftigen Bergführers thut, die mir zur rechten Zeit in und unter die Arme griff. Einige Male kamen wir auf so hohe Blöcke, daß ich nicht hinabzuspringen wagte, weil unter ihnen wieder Steintrümmer lagen, in deren Zwischenräumen ich den Fuß zu brechen fürchtete. Mein Führer faßte dann unten Posto, breitete seine Arme aus, wölbte seine Brust kräftig hervor und sagte mir, ich sollte mich nur ohne Weiteres auf seine Schultern und Brust hinabwerfen, er wolle mich schon fangen und halten. Dieß war ein eigenthümliches Experiment, gelang aber jedes Mal, und ich bekam vor der Lüchtigkeit meines Führers eine solche Hochachtung, daß ich ihn ordentlich liebgewann, wie denn Lüchtigkeit, besonders wenn sie uns selbst hilft und rettet, neben unserer Bewunderung gewöhnlich auch unsere Liebe gewinnt.

Wer Alpenreisen aus eigener Erfahrung kennt und noch

dazu viele beschriebene Alpenreisen gelesen hat, der weiß wohl, wie Vieles die Wissenschaften und gelehrten Forscher bloß den Führern verdanken und wie selten die Letzteren diesen Leuten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der immer humane und aufrichtige Saussure macht davon eine schöne Ausnahme. Diese Leute, ich meine die guten, soliden Führer, betrachten den Reisenden als ein anvertrautes, heiliges Gut, das sie, es koste, was es wolle, an Ort und Stelle schaffen müssen. Sie sind sein Stab und sein Stecken. An gefährlichen Stellen binden sie ihn mit Stricken an ihren Leib und gewähren ihm einen Anker, der nie nachgiebt, gehen auch eher mit ihm zu Grunde, als daß sie das Ankertau kappten. Durch wilde Ströme tragen sie ihn auf dem Arme und sind zuverlässiger als Stege und Brücken. Sinkt er ermüdet nieder, so nehmen sie ihn auf den Rücken und schleppen ihn zuweilen Stunden lang unermüdet fest und sicher auf Wegen fort, auf denen wohl selbst der leichtfüßige Achilles noch versucht wäre, seine Rüstung wegzuworfen, um gewandter und leichter aufzutreten. Sie sind aber dem Reisenden noch mehr, als Stab und Stecken, Anker und Brücke, sicheres Maulthier und treuer Hund, sie sind meistens auch Auge und Ohr, auch Lehrer und lebendiges Buch der Gelehrten, aus dem diese unendlich viel köstliche Erfahrung schöpfen, ohne daß sie ihnen nachher den gebührenden Dank dafür zollen. Von allen den Naturbeobachtungen, welche über die höheren Alpenregionen gemacht sind, rührt sicherlich über die Hälfte aus dem Erfahrungsschatze der Hirten und Gemsjäger her, aus welchem die Gelehrten genascht und sich mit Federn geschmückt haben, die sie für ihre eigenen ausgaben, weil sie sich meistens schämten, solche unansehnliche Gewährsmänner, wie Hirten und Gemsjäger es sind, dafür anzuführen. Die Gletscher sind eigentlich nur die äußersten und untersten Vorposten und Ausläufer

der großen Eismassen, welche die hohen Plateaus der Berge bedecken. Man kann sagen, es sind die dicken Eiszapfen, welche von den gewaltigen mit Eis und Schnee bedeckten Dächern der Erhebungen herabhängen. Klimmt man an der Seite dieser Eiszacken hinauf, so kommt man dann auf jenes Dach selbst, wo sich die Spaltung in einzelne Theile verliert und Alles eine einzige zusammenhängende Eismasse zu bilden scheint, die man daher in den meisten Alpengegenden auch wohl Eismeer zu nennen pflegt. Die meisten Gletscher hängen mit ihren Wurzeln irgendwo in einem Eismeere fest.

Zu dem Eismeere des Grindelwaldgletschers gelangt man an der Seite des Mettenberges und kleinen Schreckhorns auf einem Wege, der sowohl einige Schwierigkeiten, als auch, was meistens damit verbunden zu sein pflegt, vielfaches Interesse darbietet. Wir setzten uns am anderen Tage zu Pferde, um den ersten Theil dieses Weges ohne Ermüdung und Anstrengung zurückzulegen und unsere Kräfte für oben zu sparen; — ein Plan, der sehr vernünftig schien, bald aber zu unserem Schaden ausgefallen wäre. Kaum hatten wir uns ein wenig am Berge erhoben, und kaum gab es einige Felsgräben zu durchsetzen, so stürzte das Pferd meines Reisegefährten mitten zwischen die Blöcke eines solchen Felsgrabens so ungeschickt zusammen, daß wir eine Viertelstunde mit Scheuchen und Schieben zu thun hatten, ehe das Thier wieder zum richtigen Gebrauche seiner vier Beine gelangte. Glücklicherweise war sein vorsichtiger Reiter kurz vor dem Sturze abgestiegen. Nachdem wir dieß überstanden, setzten wir uns wieder zu Pferde, weil unsere Führer meinten, wir könnten noch eine gute Strecke bequem reiten. Da kam aber die Reihe an mich und meine Rosinante. Diese lief, wie dieß bekanntlich alle Bergpferde zum Entsetzen der Reisenden gewöhnlich thun, immer auf dem äußersten Rande des Weges, was eine

Zeit lang recht gut ging, so lange sie die Füße auf festen Grund und Boden setzte. Nun kam aber bald eine kleine Schneelage, die sich über den Rand des Weges ohne solide Unterlage hinausgebaut hatte. Mein Pferd setzte, trotz der Vorsichtigkeit, die man diesen Thieren zuzuschreiben pflegt, ohne Weiteres einen seiner Hinterfüße auf den schwebenden Schnee und stürzte natürlich auch ohne Weiteres zu Boden. Ich fiel glücklicherweise auf die dem Abhange entgegengesetzte Seite und hatte mich schnell aus den Steigbügeln gelöst. Das Pferd hing mit dem Hintertheil an dem grasigen Abhang herunter, und der Führer machte sich sogleich mit der Peitsche dahinterher, um seinen Anstrengungen, den Weg mit allen vier Beinen wieder zu gewinnen, zu Hilfe zu kommen. Da ich ihm hierbei noch im Wege lag, so arbeitete es mit Knien und Vorderhufen auf meinen Leib los. Ich, bloß auf meine Rettung bedacht, wehrte mich mit Händen und Füßen gegen diese Bestrebungen. Der Führer, bloß durch den möglichen Verlust seines Pferdes erschreckt, peitschte darauf los, und dieß mochte für Andere eine sehr komische Scene geben. Wie wir Alle davon kamen, weiß ich nicht zu sagen, doch standen wir nach einigen Augenblicken Alle wieder auf dem Wege. Da wir indeß keine Lust hatten, die Güte unserer Schutzengel noch ein Mal in Anspruch zu nehmen, und deutlich genug erkannt hatten, daß die Centauren ein Volk der Ebene waren, so schafften wir Jeder 4 Beine ab und setzten unsere Reise bloß dreibeinig fort, wobei ich den Bergstecken auch für ein Bein gelten lasse. In der That ist ein tüchtiger, gut geführter Bergstecken in den Alpen vielmehr werth, als ein solches Pferd. Ich habe wenig Gutes von diesen vielgelobten Thieren erfahren und bin gewiß, daß sie mit sammt ihren Treibern keine so untrüglichen Orakel sind, wie sie Manche sich vorstellen.

Wir wanderten immer den Gletscher entlang, der uns in

einiger Entfernung stets zur Seite und unter uns blieb, und erhob uns so in anderthalb Stunden auf einem Wege, der an mancherlei interessanten Scenen und Ansichten sehr reich war, bis zu einer kleinen Hütte, die man da gebaut hat, wo der Gletscher von Felswänden am engsten zusammengepreßt wird. Je weiter wir hinauf kamen, desto länger streckte sich der Gletscher, und während man von unten, wo man die ganze Länge in der Verkürzung sieht, nur einen dicken Haufen von Eismassen vor sich zu haben glaubt, sahen wir nun hier in der Mitte deutlich genug, daß es ein langer Eisfluß war.

Wir ließen uns in der kleinen, mit Eiszapfen umhangenen Hütte, die wie ein Schwalbennest an der Felswand klebt und senkrecht über dem Gletscher schwebt, eine Weile nieder und blickten rückwärts über den Eisfluß hin, in das Thal von Grindelwald hinab. Wir konnten mit dem Perspectiv den Stufen des Thales deutlich folgen. Erst unsere nächste, blos von Eis starrende Nachbarschaft, dann die Häuser des Dorfes, von kahlen Bäumen umgeben, weiterhin und tiefer hinab die gelben Schimmer von einigen noch halb belaubten Herbstbäumen und ganz aus der Ferne und Tiefe der grüne Teppich einiger vom Winter noch unangetasteter Wiesen. Es war ein herrlicher Herbsttag, die Luft vollkommen klar, die Sonne warm. Nur auf dem Diescherhorn nach Wallis zu lag etwas Gewölk, das unser Führer für den lauernden Föhn erklärte.

Folgt man mit den Augen dem Laufe des Gletschers und vergleicht man seine Brüche und Spalten mit den Verengungen oder Erweiterungen, sowie mit der Abschüssigkeit seines Thales, so gewahrt man deutlich, wie sich in den Verengungen Alles durch einander wirft, wie die Spalten tiefer und zahlreicher und die durch sie herausgemeißelten Eistürme und Spizen höher und wilder werden, wie dagegen in den Erweiterungen die For-

men milder werden und sich mehr ausgleichen. Gerade an der Stelle, wo wir weilten, und wo von beiden Seiten hohe Felswände, zwischen denen sich der Gletscher hindurch pressen mußte, näher zusammentraten, hatte sich Alles am wildesten gestaltet.

Nicht weit von unserer kleinen Hütte, die man zum Vortheil der Hirten und Wanderer gebaut hat, wenn sie hier etwa ein plötzliches Unwetter überfallen sollte, befindet sich im Felsen eine Nische, welche ausieht, als habe sich der Rücken eines Menschen darin abgedrückt. Und dieser Gegend gegenüber, aber in weit größerer Höhe auf der anderen Seite des Gletschers in der Mitte einer Felspartie des Eigers findet sich ein höchst merkwürdiges Loch, welches durch den ganzen Berg hindurch geht, so daß es scheint, als sei der Berg hier durchbohrt. Jene Nische und dieses Loch haben nun die Bergbewohner miteinander in Verbindung gebracht und ihr zufälliges Zusammentreffen mit der Verengung des Gletscherthales dazu benutzt, folgenden Mythos zu dichten. Die Felsen, sagen sie, hätten in alten Zeiten hier noch zusammengehangen und wie ein verschlossenes Thor das Eismeer oben von den grünenden Thälern unten zurückgehalten. Ein böser Berggeist aber, der, ich weiß nicht warum, den Thalleuten gezürnt, habe, auf ihren Untergang sinnend, sich eines Tages am Rande dieser Felsen hingesezt und sich bemüht, sie auseinander zu sprengen. Zu dem Ende hätte er seinen Rücken gegen die Seite des Mettenberges gestemmt, seinen Bergstecken aber gegen den Eiger gefezt und so mit Gewalt das Thor zerissen. Dabei sei ihm der Stecken durch den Eiger hindurch gefahren, und sein Rücken habe sich in die besagte Nische abgedrückt. Aus den geöffneten Felspforten aber seien Eisblöcke und Eisthürme hervorgepoltert, und der Gletscher habe nach einiger Zeit das ganze untere Thal erfüllt. — Ich freue mich immer, wenn ich sehe, wie auch unsere Leute ebenso gut, wie die,

welche sich die Cyclopen und Titanen erfannen, Mythen zu dichten und sie der Localität vollkommen anzupassen im Stande waren.

Das wunderbare Loch oben im Eiger, das, wie gesagt, vom Grindelwald gerade so aussieht, als wäre der Berg mitten durchbohrt, heißt das Martinsloch*). Es soll, wie mir Gemsjäger, welche durchpassirten, versichert haben, durch zwei Höhlen gebildet worden sein, die von beiden entgegengesetzten Seiten in den Berg eindringen und in der Mitte sich treffen. In der Nähe soll es eine gewaltige Wölbung vorstellen. Vom Grindelwald aus sieht man nur einen kleinen, hell schimmernden Punkt. An einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde im Herbst und Frühling tritt die Sonne vor dieses Loch und wirft ihre Strahlen hindurch. Dann sieht es aus, als ob ein großer Stern mitten aus dem Berge hervorleuchte.

Auf sehr pikanten Wegen, wo man sich oft die Intrepidität eines Berggeistes wünschen möchte, setzten wir unsere Wanderung zum Gismeere fort. Der Pfad war manchmal so schmal, daß es kaum Platz genug für einen Fuß gab. Dabei hatte man zur Seite immer die Aussicht auf die schnellste Expedition und unten immer die hartköpfigen Eiszacken und Thürme, die, obwohl sie jetzt oben etwas mit Schnee gepolstert waren, doch nichts weniger als einladend aussahen. Die Sicherheitspolizei ist hier noch in der Kindheit, und selbst an den gefährlichsten Punkten bestehen alle Lebensrettungsanstalten höchstens in einem jungen Tannenbaume, über den man hinschwankt, oder sonst einem zur Seite angelehnten Baumaste, den eher der Zufall, als die menschenfreundliche Absicht, ein Wesen vor dem Tode zu bewahren, hier-

*) Es giebt auch noch in einem anderen Schweizer-Canton einen so durchlöchernten Berg. Auch dort heißt das Loch Martinsloch.

her geführt zu haben scheint. Stürzte man, so würde man auf den meisten Stellen nicht nur getödtet, sondern auch sogleich von der Mutter Gaa verschlungen. Denn sehr gewöhnlich bleibt zwischen dem Gletscher und der Felswand, an welcher er anliegt, noch eine dunkle Kluft, die dadurch entsteht, daß das Eis in der Nähe der erwärmten Felsen abschmilzt und sich zurückzieht. Es sind eben solche Klüfte, wie die waren, in denen ich mich am Abend vorher an der entgegengesetzten Seite des Gletschers durchgearbeitet hatte.

Wir hatten auf diese Weise unterwegs vielfache Gelegenheit, über Schwindel und über die mit ihm verwandten Gefühle der Furcht und des Mangels an Fassung zu philosophiren und an uns selbst zu experimentiren. Unser Führer — es war derselbe, dessen feste Hand ich am Abend vorher gespürt hatte, — rief uns immer zu, wir sollten nur ganz fest auftreten, dann hätten wir nichts zu befürchten. Und er ging uns hierin mit gutem Beispiele voran. Ich sehe noch jetzt, wenn ich daran zurückdenke, seinen sicheren Gang, seinen festen Tritt, seine prallen Waden, seine soliden Schuhsohlen, die er den Steinen immer auf den Kopf setzte, als wollte er sie zermalmen, vor mir. Die furchtsamen Reisenden laufen an schlimmen Stellen meistens auf den Steinen hin, als gingen sie auf rohen Eiern, und glauben fälschlich, auf diese Weise sicherer zu gehen.

Der Schnee machte uns nicht wenig Mühe, denn er war leider nicht „gespannt,“ wie die Bergsteiger ihn gern haben, d. h. fest und gefroren, sondern lind, d. h. weich und nachgiebig, und natürlich auch unausgetreten, da seit Wochen kein Mensch hier gegangen war. Oben schließt sich der Gletscher wieder dichter an den Felsen an, und wir konnten hier nun nahe zu ihm herankommen. An einigen aufgebäumten Eisschollen, die wir berührten, war deutlich wahrzunehmen, daß das Eis hier schon ganz

anders construirt war als unten. Es war nicht so blau, vielmehr gefüllt mit unzähligen Blasen, und hier und da erkannte man deutlich eine Schichtung der Masse. Der Felsen, an welchen der Gletscher sich hier dicht anlehnte, war offenbar bearbeitet und polirt. Auch sah man zahllose kleine Furchen oder Streifen über denselben hinlaufen, welche von den Steinchen und Sandkörnern herrühren sollen, die der Gletscher an den Felsen andrückt und reibt. Doch gingen diese Streifen alle völlig perpendicular von oben nach unten, was wir uns vergebens bemühten mit der horizontal gehenden Bewegung des Gletschers in Harmonie zu bringen. Einem französischen Professor mußte dieß indeß doch wohl gelungen sein; denn wir sahen eine Stelle, wo, der Aussage unseres Führers zufolge, ein solcher einige „pierres striées“ für ein Pariser Museum losgeschlagen hatte.

Während wir diese Dinge untersuchten, hatte unser Führer indessen aus dem Schnee, der den Rand des Gletschers bedeckte, ein kleines Bret und einen Baumstamm, der eine Art Leiter bildete, hervorgearbeitet. Das Bret führte uns über einen Gletscherspalt, und die Leiter brachte uns nun vollends auf das Eismeer hinauf. Da Alles mit Schnee bedeckt war, so ging unser Führer immer sondirend und nach Spalten forschend voran, und wir saßen dann auf einem Eisblock Posto, um den Einblick in diese innere Eiswelt der Alpen in Ruhe zu genießen.

Der Ausdruck Eismeer ist etwas hyperbolisch, denn wir übersehen hier eigentlich nicht viel mehr als einen Eissee. Uebrigens sahen wir wahrscheinlich auch mehr, als wir zu sehen glaubten; denn wenn schon in den unteren Berggegenden die Entfernungen täuschen, so thun sie es in den Schnee- und Eisregionen noch weit mehr. Und übrigens war es uns ziemlich einerlei, zu wissen, ob wir viel oder wenig sahen. Denn was wir sahen, genügte uns ganz vollkommen, und ich wollte, ich könnte

dem Leser dieß Bröbchen einsamen Eismeeres so schön, wie ich es damals sah, und so lebendig, wie es mir noch jetzt vor der Erinnerung schwebt, im Bilde hierher aufs Papier setzen. Wie würde er staunen, wenn ich es vermöchte, die Wand seines Zimmers zu durchbrechen und auf ein Mal wie in einem Gropius'schen Diorama jenes Eißbild ihm, der gemächlich auf seinem Divan ruht, vorzuführen. Helft mir mit Eurer Phantasie bei der Arbeit, und vielleicht wird es uns gelingen, den Zauber zu vollbringen. Also hinweg, du holzige enge Stubenwand, erlaube unseren Blicken, ins Weite zu schweifen. Verwandle dich in Schnee, du staubiger Zimmerteppich, und dehne dich hinaus in die Ferne, bis du ein paar Stunden im Umkreis gewinnest. Rund herum um die eisige Fläche stellen wir hohe Berge und Felswände, die das Ganze wie ein Amphitheater umgeben. Die Sonne scheint hell hinein und erfüllt die kalte Wüste mit Licht und Wärme. Diese freundlichen Genien lassen sich auf zitternden Luftwellen und auf lieblichen Strahlen herab und umspielen die harten besuderten Eißtürme und dringen in die Spalten, welche das Licht freundlich annehmen und es in blauen Tönen wieder ausstrahlen. Bloß im Hintergrunde des Amphitheaters liegt eine dunkle Partie, die aber die Großartigkeit des Bildes noch erhöht. Es sind die hohen Riescherhörner, die mit der anderen Seite nach Wallis blicken und einen prachtvollen, dichten und geheimnißvollen Wolkenmantel umgeworfen haben. Es ist der Föhn, der wie ein Gewitter auf ihrem Gipfel lauert. Er liegt mitten in der klaren Umgebung, mitten in dem blauen Himmel, wie ein finsterner Geist da, der zwar unheilswanger scheint, vorläufig aber doch sich noch ruhig verhält. Wundervoll ist das Spiel der kleinen Schneestaubsäulchen und Föhnchen, die sich hier und da an den höchsten Gräten abheben und, von irgend einem neckischen Lüftchen, vielleicht ist es in der That ein scharfer Sturm, ge-

trieben, in die blauen Räume hinaus wirbeln. Solche Schneestaubflagen sind ein gewöhnlicher Schmuck der hohen Felswände.

Zur Linken blicken wir von der Gistribune, auf der wir stehen, in einen leeren Kessel hinab. Es ist das Becken des vor einigen Tagen ausgelaufenen Sees. Jenseits dieses Beckens am Felsen liegt eine kleine Hütte, das einzige zwerghafte Nachwerk von Menschenhand mitten in diesem großartigen Gebilde der Natur. Die Hütte heißt Stiereck. Sie dient den Hirten zum Schutz im Unwetter und zum Magazine für einige Geräthschaften und Heu.

Zur Rechten aber steigt aus noch höheren Regionen eine Gletschermasse, einem gefrorenen Wasserfalle ähnlich, herab und ebnet ihre Eismassen in der Fläche des Eismeeres aus. Mitten in dieser Eismasse, ganz von blauem Eise umgeben, steckt ein kolossaler schwarzer Felsen, der eine senkrechte Wand darbietet und daher nie beschneit wird. Auch aus der Ferne gesehen, bietet dieser Felsen Winter und Sommer einen schwarzen Flecken im Eise dar. Die Thalleute, obwohl es ihnen nicht entgangen ist, was die eigentliche Ursache seiner beständigen Schneelosigkeit ist, nennen ihn daher die „heiße Platte,“ als wenn der Felsen seiner Eige wegen weder Eis noch Schnee auf seiner Oberfläche dulde. Im Sommer rutschen beständig Eisblöcke, die sich von oben lösen, an dieser Wand herunter.

Dies waren, sage ich, ungefähr die Hauptzüge der wunderbaren Scene, in deren Mitte wir eingetreten waren. Vom Thierleben fanden wir nur wenige Spuren, denn selbst die Geschöpfe, die in und auf dem Eise und Schnee leben, die sogenannten Eisflöhe, welche in den mit Wasser gefüllten Spalten der Gletscher vorkommen, die Infusionsthierchen, welche zuweilen in dem Schnee erscheinen, auch diese Eis- und Schneethiere, sage ich, bedürfen

des Sommers und seiner belebenden Kraft, um im Eise auszuhalten. Der Winter macht selbst das todte Eis noch todter. Nur eine kleine Spinne sahen wir auf dem Schnee liegen. Ich hielt sie anfangs für todt, doch fand sich bei näherer Untersuchung, daß sie lebte und sich regte. Diese Thierchen gehören zu den gewöhnlichsten Bewohnern der wilden Berghörner. Selbst die höchsten Spitzen der Alpen sind von Spinnen umkrochen. Auch an den Felsen vor uns mochte noch manches Thierchen dieser Gattung zu finden sein, denn wir sahen eine Schneebähe (eine Art Dohle) dicht an einer senkrechten Felswand beständig hin- und her- und auf- und abfliegen. Vermuthlich halten sich an solchen völlig senkrechten und der Sonne zugekehrten Schneewänden, an denen kein Schnee haftet, noch einige Insecten, einige Würmer, vielleicht einige Mücken und Spinnen auf und freuen sich hier im Schutze vor Winden, Eis und Schnee noch etwas länger ihres Lebens und des in solchen Winkeln verlängerten Sommers.

Ganz vom Eise des oberen Theiles des Grindelwaldgletschers umgeben, liegt ein niedriger Berg am Fuße der hohen Walchhörner, der Jäsenberg genannt. Dieser Berg trägt im Sommer noch so viel Gras, daß es daselbst für 1000 Schafe Weide giebt. Die Hirten treiben mit ihren Heerden über das Eismeer dahin. Ein ähnlicher, mit Gras bewachsener und ebenfalls rund umher von Eis umgebener Berg heißt die Kalli. Diesen Berg besetzt man mit Ziegen und trennt so beide Thiergattungen, die sich nicht auf einer und derselben Weide vertragen, durch das Eismeer. Beide Berge und beide Heerden stehen unter Aufsicht derselben Hirten, die nun täglich zwei Mal mit Milchkrügen und sonstigen Geräthschaften über das Eismeer hin- und herlaufen müssen, um ihre Thiere zu melken und zu besorgen. Im Ganzen ist das Eismeer zwar ziemlich flach und gangbar, aber

Spalten wirft es doch auch, und die Leute haben daher häufig neue Umwege zu wählen. Sie haben ihre Hauptniederlassung und Käsefabrik an dem Berge, die Kalli genannt. Man begreift, wie unbequem eine solche Meierei und Milchwirtschaft werden muß, wenn Nebel und Wolken auf dem Eismeere liegen, und die Milch stundenweit durch Wolken über das Eis herbeigeschleppt werden muß. Uebrigens giebt es auch in der Mitte von anderen Gletschern und Eismeeren Berge und Felsen, die mit Gras und Bäumen besetzt sind und im Sommer zu Zeiten ein höchst anmuthiges Lebensbild, eingefast in einen breiten Rahmen des Todes, gewähren. Man könnte solche Landstücke Gletscherinseln nennen. In den Gletschern des Mont-Blanc giebt es eine solche kleine grüne Insel, die so reizend sein soll, daß man sie deswegen „den Garten“ (le jardin) genannt hat.

Da der Schnee in dieser Jahreszeit alle Spalten und Löcher locker und verrätherisch verdeckte, so war es uns nicht möglich, noch weiter in den Eisregionen vorzudringen, und wir mußten uns mit diesem Einblicke genügen lassen und sogar auf die Besichtigung manches kleinen Wunders, das wir ganz in der Nähe hatten, verzichten. Sonst hätte ich wohl noch besonders gern die berühmten Eislöcher dieses Gletschers gesehen, welche die „Walcher Löcher“ heißen. Wir übten indeß jenen Verzicht um so leichter, da wir schon von dem Wenigen, was uns zu sehen gewährt war, ganz erfüllt und dankbar gestimmt waren. Wie wir meistens im Leben mehr genießen, als wir verarbeiten können, so sättigten sich auch die Reisenden gewöhnlich mit Impressionen, Anschauungen und Genüssen dermaßen, daß sie wie überladene Bienen unter der Last ermatten. Ich finde, es ist auf Reisen, wie im Leben, keine geringe Kunst, etwas recht zu betrachten, Weniges festzuhalten, ganz zu begreifen und auf das Uebrige zu verzichten. Wir setzten daher hinter alle unsere

ferneren Fragen und neugierigen Regungen, welche noch über den Cirkel unseres Eissees hinausgingen, ein Vasta, Punctum und einen Gedankenstrich und commandirten unsere ganze Armee von Wünschen zum Rückmarsch.

In der Regel ist mir eine Rückkehr auf demselben Wege in den Tod zuwider. Auf solchen Bergpartieen in die Wildniß, wo man sich den Weg selbst bahnen und zuweilen finden muß, läßt es sich aber eher ertragen. Ja die Repetition derselben Schritte hat sogar einige entschiedene Vorzüge. Auf der Hinreise ist man noch hundertfältig in schwebender Erwartung, ob man den Weg wirklich finden, das Ziel erreichen, ob das Wetter aushalten werde. Man zieht wie ein Feldherr mit Sorgen in den Krieg. Hat man nun den Gipfel wirklich erstiegen, haben die himmlischen Mächte geholfen, und die Pracht der Erde offen vor Augen zu legen, so kehrt man wie ein Sieger aus der Schlacht zurück. Da die Sonne auf unserer ganzen Tour herrlich ausstrahlte, da wir Alles im Inneren jener launenhaften Eiswelt, die sich den Reisenden oft so gerne verhüllt, bis ins kleinste Detail, bis zu den gelben Füßen und den rothen Schnäbeln der Schneedähen genau hatten sehen können, da der drohende finstere Föhn auf den Wiescherhörnern ganz unbeweglich still liegen blieb, so kam es uns so vor, als ob wir mit großer Schlaubeit einem Unholde etwas recht Kostbares, etwa wie die Argonauten das goldene Vließ dem Drachen, entwandt hätten. Das haben wir klug gemacht, sagten wir freudig zu einander, daß wir unseren Entschluß gerade heute ausgeführt. Morgen wäre es vielleicht schon zu spät gewesen. (So war es in der That, denn den anderen Tag brachen der Föhn und Unwetter herein.) Wir Menschen sind immer geneigt, einen großen Theil unseres eigenen Glücks auf Rechnung unseres Verstandes zu setzen, sowie wir das Unglück, das Andere haben, ihrem Ungeschick zuschreiben.

Als wir wieder zu der kleinen Hütte, die ich erwähnte, herabgelangt waren, kam uns ein Trupp Grindelwalder entgegen, die uns von Weitem zujauchzten und denen wir von Herzen antworteten. Denn auf dem Eismeere Menschen zu begegnen, ist ebenso angenehm, als auf dem Salzmeere ein befreundetes Segel zu entdecken. Es waren Thalleute, die in der Stiereck am Jäsenberge noch einen kleinen Vorrath Heu hatten. Ihn heimzuholen, ehe Alles verschneite, hatten sie sich mit Stangen, Netzen und Stricken bewaffnet, und Jeder trug einen Schlitten auf dem Kopfe. Die Schlitten wurden bei der Hütte abgestellt, da sie sich derselben von hier an nur bei der Rückkehr bedienen konnten. Das Heu wollten sie in ihre Netze packen und diese dann über das Eismer und die verschiedenen glitscherigen Wege, die ich beschrieben habe, auf Kopf und Nacken bis zu den Schlitten herbeischleppen. Mir schwindelte, wenn ich dachte, wie mir mein eigener Kopf auf diesen Wegen oft schon zu schwer geworden, und daß diese Leute nun noch einen bis anderthalb Centner Heu darauf legen wollten. Was ist doch das Mißico eines Menschenlebens gegen ein Bündel Heu! Allein, was hilft diese Philosophie? Das Heu muß heran, und wenn auch Menschenleben dabei zu Grunde gehen. Geht die Reise, wie es gewöhnlich geschieht, glücklich von Statten, so ist, wenn das Heu selbst auch nur ein paar Groschen gilt, der Spaß dabei doch einen Thaler werth, wenigstens von dem Moment an, wo sie ihre Schlitten wieder haben. Sie suchen dann irgend einen mit Schnee und Eis recht gefüllten und ausgeebneten Bergschnitt zu erreichen und rutschen darin mit ihrer Last herab.

Der treffliche Maler Robert hat auf seinem bekannten Bilde: „der Aertewagen in der römischen Campagna“ einem römischen Büffeltreiber, der vor dem Wagen steht und sich, auf die Deichsel lehrend, die Thiere zurückhält, eine sehr malerische

Stellung gegeben. Hätte er jene auf den Bergabhängen herabrutschenden Schlittenführer mit ihren schweren Lasten gesehen, er würde ihnen ganz ähnliche malerische Positionen abgelauscht haben. Die Schlittenkufen schwingen sich in hohen Krümmungen vorn herum. Zwischen diese beiden Krummstücke, die er wie Hörner ergreift, stellt sich der Führer und gleitet halb stehend, halb hinten auf dem Schlitten sitzend, mit gespreizten Beinen herunter. Seine mit Leder und Eisen wohl bewaffneten Füße stemmt er fest auf den Boden und bedient sich ihrer als Steueruder, bald rechts, bald links. Doch ist auch der ganze übrige Körper in Anspannung begriffen, denn er giebt auch, mit den Armen und dem Rücken dirigirend, bald hier, bald da einen kleinen Ruck. Sein Auge ist scharf auf alle Gegenstände in der Tiefe gerichtet, und da es überall in Blitzeßschnelle und unwiderstehlicher Gewalt vorübergeht, so muß er rasch jedes Ding in seiner wahren Gestalt und nach dem Grade seiner Gefährlichkeit zu schätzen wissen, und seine Wahrnehmung, sein darnach gefälltes Urtheil, sowie die Direction, die er dem Schlitten giebt, muß sehr prompt sein, wie die Denk- und Handlungsweise eines Steuermannes, dessen Schiff im Sturme durch ein Meer voll Klippen gejagt wird. Die Leute erlernen dieß Alles nur durch lange Uebung von Jugend auf, und doch büßen jährlich bei diesen halbsbrechenden Geschäften einige ihre gesunden Glieder oder gar ihr Leben ein. Uebrigens ist eine solche Bergreise höchst variirt. Zuweilen, wo es keinen Abhang giebt, müssen sie den Schlitten ziehen. Da, wo schroffe Wände sind, werfen sie die Ladung mitunter auf die kürzeste Weise über Bord, nehmen den Schlitten auf den Kopf und folgen damit den heruntertanzenden Heubündeln auf Umwegen nach. Ich möchte wohl wissen, was unsere bequemen Marschbauern oder die holländischen „Buuren“, welche vier feiste Pferde vor den Heuwagen spannen, dazu sagen

würden, wenn man ihnen die Proposition machte, mitten im Winter 3 Stunden weit über Stock und Stein zu klettern, um vom Rande des Eismeeres einige Bündel Heu auf dem Nacken herbeizuschleppen und dann auf Schlitten damit an Abgründen vorüberzurutschen, dabei einen ganzen Tag lang sich abzuplagen und dazu auch noch munter zu sein, zu schwagen, zu pfeifen, zu jauchzen und zu jodeln, wie diese Leute es thun.

Weiterhin war nun unsere Rückreise magnifk. Denn wir fanden überall Löcher in den Schnee ausgetreten, in die wir gestroßt unsere Füße hineinstecken konnten, indem wir dabei den Augen mehr Freiheit geben durften, ihre lustigen Wege über die Naturscenen zu schweifen. Auf den Köpfen einer Fels-
spitze, die wie ein Wartthurm am Rande des Gletschers hervorrage, sahen wir im Schnee die Spuren eines Fuchslagers, und da sich diese Erscheinung auf mehren Fels-
spitzen wiederholte, so wurde sie uns interessant. Wir bemerkten bei jeder dieser Warten deutlich den Weg, auf welchem Meister Keinecke sich auf seinen hohen Sitz begeben hatte, und sahen oben, wir blickten natürlich darauf hinab, wie er sich den Schnee festgetreten und wie er dort nach allen Seiten hinausgeblickt hatte. Der Uebergang über den Gletscher muß natürlich von manchem Hasen, Rehchen oder sonstigen Thierchen gewagt werden, und da er zugleich ein weißes und weit übersehbares Feld vorstellt, auf dem man überall leicht alles Lebendige entdecken kann, so ist es sehr erklärlich, warum der Fuchs sich jene Wartthürme am Ufer der Gletscher wählt. Vermuthlich werden der Fuchs und andere wilden Thiere sich überall längs der Gletscher postiren, wie die Fischotter längs den Flüssen. Und die Entdeckung dieses kleinen Juges aus dem Naturleben in den Gletscherregionen hätten wir im Sommer vermuthlich nicht gemacht, weil es dann keinen Schnee und folglich auch keine Fuchsspuren gegeben

hätte, woraus man abnehmen kann, wie gut es ist, daß auch im Winter in diesen Gegenden Leute herumreisen.

Es wäre interessant genug, wenn man einmal in einem Naturgemälde alle Beziehungen, in welchen die Gletscher zum Thierleben stehen, zusammenfassen und erschöpfen wollte. Es würde sich dabei ohne Zweifel manches interessante Resultat ergeben; denn sie sind vielen Thieren sehr nützlich und vielen sehr schädlich. Die Gemsen z. B. kommen im Sommer, wenn es heiß ist, sehr gern auf die Gletscher herab, um sich daselbst abzukühlen. Wie die Hunde mit der Schnauze ins kühle Gras, so legen sich die Gemsen aufs Eis und erfrischen bald die eine Seite ihres Leibes, bald die andere. Vermuthlich machen es die Bären und Wölfe in den Alpengegenden, wo es deren noch giebt, nicht anders. Auch mögen sie schon durch die Gemsen häufig zu den Gletschern verlockt werden. Im Sommer rinnen auf dem Rücken der Gletscher immer kleine Wasserströme, und zwar um so ergiebiger, je mehr die Sonne etwa andere Duellen ausgetrocknet haben sollte. Auch dieß mag viele Vögel und andere Thiere der höheren Gegenden zu den Gletschern, wie zu den Flüssen herbeiführen. Ja, schon der bloße Umstand, daß die Gletscher nicht überall selbst für Thiere so leicht zu überschreiten sind, muß das Thierleben längs ihrem Uferrande erhöhen, indem nun viele Thiere in ihren Wanderungen sich durch den Gletscher behindert und aufgehalten sehen und ihn zu umgehen suchen. Am fatalsten werden die Gletscher der Insectenwelt der Thäler. Die Bienen, die Schmetterlinge, die Wasserjungfern, Fliegen und Mücken aller Art verlassen leichtsinnig ihre schönen Blumentepiche, und auf ihren Wanderungen durch die Thäler achten sie nicht gleich darauf, ob sie einen Blumen- oder Eisteppich unter den Füßen haben. Werden sie es endlich gewahr, so setzen sie nichts desto weniger ihre flatterhafte Wanderung

thalaufwärts fort, weil sie vielleicht auf baldige Menderung hoffen, bis sie endlich ermattet auf den Gletscher hinsinken und ihren Geist aushauchen. Die höheren Eisflächen sind oft mit Millionen von Insectentörperchen bedeckt *). Vielleicht führt die Natur, welche den Thieren zu ihrer Selbsterhaltung ihre Klugheit und, damit sie Anderen dienen mögen, ihre Dummheit giebt, sie mit Fleiß hier herauf, und es mögen sich mancherlei Berg- und Schneevogel davon nähren, die ihrerseits dann wieder Raubvogel zu den Gletschern herbeilocken mögen.

Zum Schluß unserer Reise hatten wir noch eine kleine Gefahr zu bestehen, die uns am Morgen nicht drohte. Die Mittagssonne hatte nämlich den Schnee überall so locker gemacht, daß er sich hier und da in sehr malerischen Lawinen besonders an der Seite des Eigers herabließ. Es giebt indeß sehr viel Malerisches und Poetisches in der Welt, was man immer nur aus gewisser Entfernung zu genießen wünscht. „Und daher rathe ich Ihnen, meine Herren, sich hier ein wenig in Trab zu setzen und sich nicht mit Gassen zu verweilen. Denn an dieser Stelle könnte wohl um diese Tageszeit sich die eine oder andere Lawine lösen“, rief uns unser Führer an einem Orte zu, wo unser Weg uns gerade an dem Fuße einer steilen Wand des Mettenberges hinführte. An solchen steilen Absätzen sind die Lawinen besonders gefährlich, weil du sie nicht eher siehst und hörst, als bis sie wie eine dunkle Wolke und ein zerschmetternder Donnerkeil dir zu Häupten schweben. In der That wanderten wir hier über tiefe Schneehaufen hinweg, welche am Tage

*) Saussure zählte einmal die todtten Insecten, die er auf einer Quadratlast Gletschereises fand, und da er sie auf dem Gletscher überall ziemlich gleichmäßig vertheilt fand, so berechnete er ihre Anzahl darnach für ein nicht einmal sehr bedeutendes Oberflächenstück auf viele Millionen.

vorher von Lawinen angehäuft waren, und die Leute erzählten uns gleich nachher im Thale, daß wir kaum den Platz verlassen hätten und um die Ecke des Felsens in die Tiefe hinabgebogen wären, als eine Lawine auf den Weg herabgepoltert sei und unsere Fußstapfen verschüttet habe. Eine Stunde nachher, als wir schon in aller Sicherheit den Kopf aus dem freundlichen Wirthshause zum Adler im Grindelwald hinaussteckten, in aller Gemüthsruhe noch ein Mal den Weg, den wir zurückgelegt, mit den Augen recapitulirend, sahen wir selber an derselben Stelle noch eine Lawine wie einen schönen Wasserfall hinabschießen und bewunderten dieselbe nun mit gemischten Gefühlen. Wir bemerkten nun auch deutlich, wie diese Lawinen entstanden, wie die Schneemassen von einem steilen Dache, das über jener Wand hing, herabschurten und dann an dem First dieses Daches, in große und kleine Stücke und in Staub aufgelöst, auf den Weg hinabschossen.

Wir konnten nicht ohne die größte Theilnahme zu dem großen Felsenthore, aus welchem der Gletscher hervorquillt und in das wir eingedrungen waren, zurückblicken, obgleich wir jetzt, da wir die Sachen selbst nicht mehr vor Augen hatten, schon kaum mehr begriffen, daß eigentlich das Alles — langer Gletscherfluß, Eismeer — und alle die schönen Schrecknisse, die wir geschaut, dahinter steckten.

Man muß nicht nur selbst sehen, sondern man muß auch hören, was andere Leute, die selbst gesehen haben, sagen, und daher luden wir uns am Abende zum Souper und zur Flasche Wein eine kleine Gesellschaft von Leuten, wie ich sie, wo es gilt, die Natur zu studiren, besonders gern habe, nämlich von Gemsjägern, Hirten und Bergsteigern zusammen und verplauderten

die Zeit mit diesen Leuten über Gletscher, Berggipfel, Gamsen und damit zusammenhängende Dinge auf eine für uns äußerst lehrreiche Weise. Ich hatte gehört, daß der erste Besteiger der Jungfrau, der bekannte Baumann, dem zu Ehren man die Jungfrau scherzweise wohl „Madame Baumann“ nennt, noch lebe. Und dann hatte man mir schon in Interlaken viel von einem jungen Menschen Namens Michel erzählt, der, obgleich erst 22 Jahre alt, im Grindelwald jetzt der kühnste Gemsjäger und der wildeste Bergsteiger sei, dem Keiner nachlaufen möge und der sich frei hinwagen könne, wo alle anderen zurückbleiben müßten. Selbst unser Führer, obgleich er ein sehr tüchtiger Steiger und passionirter Gemsjäger war, erklärte, daß er so wenig wie irgend ein anderer mit dem Michel Schritt halten könne. Die Kunst, die Berge zu besteigen, den Schwindel in allen Lagen kaltblütig zu überwinden, die Felsen richtig zu taxiren, die rechten Wege schon von Weitem herauszufinden, jeden Strauch, jeden Vorsprung auf das Klügste zu benutzen, bei einem Sprunge auch die weiteren möglichen Sprünge im Voraus zu berechnen, und von den Füßen nicht nur, sondern überhaupt von allen Gliedern des Körpers den gewandtesten Gebrauch zu machen, es ist dieß eine Kunst, die, wie jede andere menschliche Kunst, einer Perfectibilität ins Unendliche fähig ist, und unter denen, welche sie üben, giebt es Virtuosi und Virtuosissimi.

Die Leute hatten mir so viel von der Intrepidität des Michel erzählt, daß ich ganz begierig war, ihn zu sehen, und ihn mit Interesse betrachtete, als er hereintrat. Es war ein junger Mensch von einem Körperbau, der eher etwas untersezt, als schlank zu nennen war. Seine Gesichtszüge, obgleich nicht auffallend schön, hatten doch einen edlen Ausdruck, seine Nase war gekrümmt, sein Auge groß und offen, seine Kinntbacken verb. In seiner Haltung offenbarte sich eine Mischung von Troß und

schauer Verlegenheit. Seine Verlegenheit bewirkte, daß er gleich dicht bei der Thüre stehen blieb und mit den Fingern in den Haaren wühlte, sein Trost aber, daß er sagte, er wäre an dieser Stelle ganz gut, als wir ihn einluden, näher zu treten und sich zu uns zu setzen. Indem er mit uns redete, lehnte er sich auf den Ofen und war erst nach einer Viertelstunde so vertraulich geworden, daß er auf dem Ende unserer Bank Platz nahm. Der Baumann, der schon eben so viel mit Leuten von unserem Gelichter, als mit Gemsen und Gemsjägern umgegangen war, zeigte sich ungänglicher und nahm bald an unserem frugalen Mahle Theil. Was wir bei dieser Gelegenheit von der so interessanten Kunst, die ich eben nannte, erfuhren, und was ich mir auch sonst noch als gewiß darüber habe bestätigen lassen, will ich jetzt mittheilen, da viel Lehrreiches dabei vorkam.

Ich deutete soeben an, daß ein geschickter Bergsteiger unter Umständen mehr oder weniger alle Glieder seines Körpers zu benutzen wissen muß. In der That haben mir die Leute Beschreibungen von Situationen zwischen den Felsen gemacht, in welchen sie sich z. B. nur mit den Ellbogen fest zu halten im Stande waren, und es kann Umstände geben, unter denen sie die Ellbogen, die Zähne, das Kinn, die Schulterblätter, ja, ich möchte sagen, jede Muskel des Körpers als Klammer und Hilfsmittel benutzen müssen, um sich an den Felsen hinzuwinden oder in einer gewissen Position zu erhalten, wenn sie dabei die zehn Finger mit dem Gensstutzen beschäftigt haben und die Füße nicht fest genug setzen können.

Nichts desto weniger aber bleiben feste Füße und ein sicherer Kopf die Hauptsache bei diesem Geschäfte.

Zuerst die Füße. Diese dachte ich mir sonst immer in der besten Verfassung, wenn sie durch irgend einen elastischen, nachgiebigen Stoff recht unverwundbar gemacht und dabei zugleich

in ihrer natürlichen Gelenkigkeit erhalten werden könnten, weil dann, wie ich glaubte, der Fuß sich überall am besten anklammern könne. Atlasschuhe, wie die Seiltänzer sie haben, dachte ich, müßten am besten sein, wenn der Atlas nur so fest gemacht werden könnte, daß der scharfe Stein ihn nicht durchschneide und den Fuß nicht verwundete. Dieß widerlegten mir nun hier meine Bergsteiger sehr gründlich, indem sie mir ihre Bergschuhe zeigten und daran bewiesen, daß der Mensch nur mit Hilfe der Kunst des Schuhmachers und eines möglichst dicken und soliden Ochsenleders die Berge besteigen könne. Ihre Bergschuhe sind von geschabtem Rindsleder gemacht. Die Sohlen sind einen Zoll dick und an den Mändern auf eine ziemlich künstliche Weise beschlagen, vorn und hinten mit runden Eisen, die den Hufeisen der Pferde gleichen, und auf den Seiten mit einer Reihe starker Nägel, „Mausköpfe“ genannt, die wie die Zähne eines Haißisches aneinander sitzen.

Nur solche Sohlen geben dem Fuße eine feste Basis, er mag hintreten, wohin er will. Tritt er auf eine scharfe Felsenspitze, so bleibt die Sohle nichtsdestoweniger steif und hält den Fuß, und mit ihm den ganzen Körper. Wäre sie nicht so dick, so würde der Fuß sich krümmen und der Körper das Gleichgewicht verlieren. Tritt er auf einen schmalen Felsstreifen, der nicht die ganze Breite des Fußes aufnimmt, so hält die steife, an der einen Seite unterstützte Sohle auch die übrige Hälfte des Fußes. Wären die Sohlen schlaff, so würden sie umbiegen und die Muskeln des Fußes wankend werden. Dabei thun die Mausköpfe und Eisen des Fußes die Dienste von Klammern oder Zähnen, die sich gleichsam in die Felsen und Eismassen einpressen. Es giebt Thiere, die sich mit ihren Zähnen fortbelfen, und denen da, wo sie ihren Zahn einhauen können, nichts unzugänglich ist. Man kann von den Bergsteigern sagen, daß ihnen

da nichts unzugänglich ist, wo nur so viel Fels hervorragt, daß sie mit der einen Reihe ihrer Maustöpfe darauf fußen und sich anklammern können. Bei einem dünnen Schuße könnten sie nie eine solche Klammer herausbringen. Es ist indeß natürlich, daß sich einzelne Fälle denken lassen, in denen der bloße Fuß bessere Dienste leistet, z. B. bei sehr glatt polirten Felsköpfen.

Auch der Fuß der Gemsen, der Steinböcke und anderer Bergkletterer ist nach ganz ähnlichen Principien eingerichtet, wie der Schuh der Alpenjäger und Hirten. Derselbe ist sehr fest und hart, damit er heftige Stöße und Reibungen gegen die Felsen vertrage, denen er oft ausgesetzt ist, da die Gemse zuweilen wie aus einer Kanone geschossen heransfliegt und gegen die Felsen stößt und zuweilen auch auf schwach geneigten Felsen eine ganze Strecke hinabschurrt. Dann ist der Gemsfuß vorn sehr spitz und rund herum am ganzen Rande besonders hart und scharf. Dieser scharfe Rand leistet dieselben Dienste, wie der Nägel- und Eisenbesatz am Rande des Bergschuhs. Die Gemse kann damit, sowie mit der Spitze des Fußes die kleinsten Hervorragungen der Felsen fassen und benutzen, und ist im Stande, damit auch in das glatte Eis etwas einzuschneiden. Was ihre Beine betrifft, so vereinigen sie eine fagenartige Gelenkigkeit mit der nöthigen Steifheit auf eine wunderbare Weise. Ihre Länge ist durch die langen Sprünge, welche dem Thiere nöthig sind, bedingt, und die Steifheit, welche es ihnen zu geben vermag, ist nöthig, wenn das Thier sich auf schmalen Felsbändern halten soll, wo die 4 Beine ihm gleichsam wie 4 steife Bergstecken dienen. Man darf nicht glauben, daß beim Bergsteigen Souplesse Alles thue. Es können Situationen vorkommen, in denen nur der sich retten wird, der mit starker Anziehung seiner Muskeln sich so steif wie eine Kerze machen kann.

Neben dem sicheren Fuße, sage ich, ist der „feste Kopf“ das Wichtigste beim Bergsteigen, und hiermit bezeichnen die Leute den Mangel an Schwindel und den kühnen unverzagten Muth, der gewöhnlich die Ursache jenes Mangels ist. Daher findet man auch meistens unter den jungen Leuten zwischen 20 und 30 Jahren die unverzagtesten Bergsteiger oder, wie sie hier sagen, „Wildgänger.“ Und will man sehr gefährliche Bergreisen unternehmen, so thut man in der Regel besser, junge Leute, als alte sogenannte erfahrene Männer zu Führern zu wählen. Es scheint, als wenn der wahre „Wildgänger-muth“ sehr bald verrauscht. Denn ich hörte zuweilen schon Leute von kaum einigen 30 Jahren, die, wenn sie von ihren Jagdstreifereien erzählten, schauerten und versicherten, sie würden jetzt nie mehr so etwas unternehmen. In unserer Abendgesellschaft selbst hatten wir einen ehemals sehr berühmten Bergsteiger, der jetzt 45 Jahre alt war, und den man uns nicht einmal zu einer Tour aufs Eismeer als sicher hatte empfehlen wollen. Es geht also den Bergfahrern anders als den Seefahrern, welche letztere, je älter, desto fester werden, was ganz natürlich daher kommt, daß bei diesen die Erfahrung mehr thut, bei jenen aber die Kühnheit Wunder wirkt. Sowie der Berg die jungen muthigen Leute mit einer feurigen Passion erfüllt, die sie immer zu neuen Wagnissen führt, so scheint er die Alten dagegen mit einer Art Schrecken zu lähmen, so daß sie am Ende, statt vorsichtig, furchtsam werden, nur mit Grauen an Abgründe denken und mit Schauern und fast widerwillig von ihren eigenen tollkühnen Jugendunternehmungen reden. Viele treiben's auch mit solcher Leidenschaft, daß sie sich dabei chronische Krankheiten zuziehen. Namentlich sollen sie bald anfangen, an der Lunge und Brust zu leiden. Unser Baumann schien innerlich ganz gebrochen, hüstelte immerfort, und

wenn er sich zuweilen an die Brust faßte, wo es ihn schmerzte, sah ich seinen Blick wohl unwillkürlich an den Fenstern des Zimmers hinirren, als suche er die Bergspitzen, die er seines Uebels wegen anklagte. Die jungen übermüthigen Leute wollten dagegen nichts von diesem durch die Bergpartieen veranlaßten Brustübel wissen und meinten, es hätte damit keine Noth, wie denn die meisten Menschen, so lange sie noch gesund sind, an keine Krankheit glauben wollen.

Als unsere Leute erst etwas warm und zutraulich geworden waren, brachten sie eine Menge Erzählungen von Gemsjagden und Schilderungen von pikanten Situationen und Sprüngen der Gemsjäger und auch der Gemsen selbst zum Vorschein, und um einen Begriff davon zu geben, was Thiere und Menschen in solchen Fällen auszuführen vermögen, will ich einige jener Erzählungen, die mir im Gedächtniß blieben, wiedergeben.

Unter den verschiedenen Steinarten, aus welchen die Gebirge bestehen, lieben unsere Wildläufer am meisten den Granit, weil seine Oberfläche rauh ist und die Nägel der Bergschuhe leicht darauf fassen; am wenigsten aber den Thonschiefer, weil er bald verwittert oder, wie sie hier sagen, verfault und dann unter den Füßen verrätherisch abbröckelt. Einer unserer Freunde hatte auf einer Gemsjagd das Unglück, in der Hitze der Verfolgung eines Thieres auf einen schmalen Vorsprung von solchem verfaulten Schiefer hinabzuspringen. Der „faule Stein“ bröckelte bei jedem Tritt unter seinen Füßen weg, und unser Mann sah sich auf der Stelle genöthigt, sich der Länge nach auf dem Vorsprung hinzulegen, weil er nur so den Druck seiner Last vertheilen und das Abbröckeln vermindern konnte. Der Vorsprung war einen Fuß breit. Oberhalb stieg eine steile Wand empor, und unterhalb ging es tausend Fuß senkrecht hinab. An Rückkehr auf demselben Wege zu denken, war nicht möglich,

weil er nicht umkehren und auch auf dem faulen Stein keine feste Basis gewinnen konnte, um den ausgeführten Sprung rückwärts zu machen. Er beschloß daher, vorsichtig auf dem langen Bände hinzukriechen, um zu sehen, ob es nicht vor ihm einen Ausweg gäbe. „Bänder“ nennt man hier schmale Felsabsätze, die sich oft mit einer sich gleichbleibenden Breite sehr weit wie lange Gesimse an den Felswänden hinziehen. Diese Bänder benutzen die Gemsen oft, um darauf zu entschlüpfen, und die Gemsjäger laufen daran hin, wie auf Galerien. Unser Mann hatte einen kurzen Stock mit einem Beile bei sich, wie man ihn bei den Gemsjägern häufig sieht. Er schlug daher vor sich die losen Steinbröckel soviel als möglich weg und kroch dann, wenn er einigermaßen festen Grund gewonnen, ein Stückchen weiter. Da diese Arbeit indeß sehr mühselig von Statten ging, so mußte er zuweilen einige Minuten zu seiner Erholung pausiren und lag dann still am Rande, bis etwa unter ihm ein Stein von selbst sich löste und ihn dann wieder von der einen unsicheren Stelle zu der anderen jagte. Als er so anderthalb Stunde lang sich vorgeschoben haben mochte, bemerkte er auf einmal einen flatternden Schatten an dem Felsen hinschweben. Er drehte den Kopf ein wenig nach oben und erblickte einen großen schönen Adler in schußgerechter Entfernung, der in spiralförmigen Kreisen sich ihm näherte und es auf ihn abgesehen zu haben schien. Diese Thiere haben das Auge auf Alles, was sich an den Felsen regt, und sind bereit, alles Lebende, was sich etwa irgendwo in Noth oder wehrlosem Zustande befinden sollte, anzugreifen, wo möglich im Heranfluge durch Schreck und Flügelschlag in die Tiefe zu stürzen und sich seiner da zu bemächtigen. Der Adler, der den Menschen sich wie einen Wurm am Felsen winden sah, mochte so etwas im Sinne haben. Als er dieses großen Thieres anständig wurde, vertauschte mein Jäger seine Todesgedanken auf

einmal mit Worbplänen und sann nun, obgleich er seiner eigenen Rettung noch völlig ungewiß war, darauf, wie er den Adler erlegen möchte. Vorsichtig und mit vieler Mühe brachte er allmählig seinen ganzen Körper auf dem Rücken zu liegen, und nach zehn Minuten Arbeit bekam er auch seinen Stutzen schußgerecht in die Hände. Mit dem Hinterkopfe klemmte er sich an einen kleinen Felsknollen. Mit dem linken Ellbogen drückte er den Felsen ebenfalls, wo er konnte, und das linke Bein schlang er gleichfalls um den Felsen und klammerte sich irgendwo mit dem Sack an. Die Theile der rechten Seite hingen mehr oder weniger über den Abgrund hinaus. In dieser Attitüde, in der alle Muskeln des Körpers in spielender Spannung und Klammerung begriffen sein müssen, beobachtete er seinen Vogel eine Viertelstunde lang. Ich wollte, ich könnte sagen, er hätte ihn geschossen. Allein das Thier kam leider nicht mehr näher, ließ den Jäger los und nahm, vielleicht durch ein entferntes Geräusch erschreckt, eine andere Richtung. Lange sah ihm unser Freund in der Hoffnung, er möchte noch wiederkehren, nach, mußte sich aber endlich entschließen, wieder auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Nach dreistündiger verzweifelter Arbeit hatte er sich endlich mit zersehten Kleidern und Händen ans Ende des Felsbandes durchgewunden, wo er einige Sträucher erreichte, mit deren Hilfe er sich auf ein bequemes Terrain hinaufarbeiten und zuletzt dem Tode völlig entkommen konnte.

Solche schauerhafte Kriechereien, die nur für Schlangen praktikabel zu sein scheinen, kommen auf den Gemsjägerstegen nicht selten vor. Im hinteren Theile des Thales von Lauterbrunnen giebt es einen hohen runden Felsen, dessen Spitze von tollkühnen Wildläufern schon mehre Male erkrochen worden ist. Denkt man sich etwa 3 oder 4 Pyramiden des Cheops übereinander gehäuft und auf die Spitze dann den Wiener Stephansthurm

geſtellt, ſo bekommt man etwa einen Begriff von der Stellung jenes runden Felfens, den ich meine. Er iſt vollkommen kahl, und es iſt platterdings nichts darauf zu gewinnen. Etwa 150 Fuß unter ſeiner Spitze iſt an Aufrechtgehen nicht mehr zu denken, allein es ſchlängelt ſich ein ſchmales Felfenband wie ein gewundener Spiralgang zum Gipfel hinauf, und auf ihm iſt ſchon mehr als ein Wildläufer, bloß um ſich der Sache rühmen zu können, hinaufgekrochen. Es iſt Sitte unter dieſen Leuten, daß ſie auf ſolchen Spitzen, die noch Niemand vor ihnen erklommen, irgend ein kleines Monument errichten. Gewöhnlich ſchleppen ſie Steine zuſammen und machen daraus eine Pyramide, in der ſie dann auch wohl noch einen Stock mit einem Lappen daran als Fahne befeſtigen. Die Fahne geht bald zu Grunde, aber ſolche Steinpyramiden kann man auf vielen Spitzen entdecken.

Da ſich meine Phantaſie viel mit der Beſchaffenheit der allerhöchſten Berggipfel beſchäftigte, wie denn die Menſchen immer beſonders neugierig ſind, zu erfahren, wie das Höchſte und Unerreichbarſte ausſieht, wie z. B. die Könige an ihren Höfen leben u. ſ. w., ſo war es mir beſonders intereſſant, den Bericht Baumann's über die oberſte Krone des Gipfels der Jungfrau anzuhören. Er hatte ſich mit 4 oder 5 kühnen Geſellen nach vielen Mühen bis in die nächſte Nähe dieſes Gipfels emporgearbeitet, als ſie entdeckten, daß noch ein kurzes, aber ſchweres Stück Arbeit zu thun übrig ſei. Es hob ſich vor ihnen noch eine feſte Maſſe empor, die wie ein Hahnenkamm geſtaltet war. Auf der Oberfläche war dieſe Maſſe blankes Eis, entweder beſtand ſie durch und durch aus ſolchem, oder es war ein Felfenkamm, der mehre Ellen dick mit Eis belegt war. Auf der ſcharfen Kante dieſes Kammes, der zu beiden Seiten grauſig ſchroff abfiel, zu gehen, war unmöglich; Baumann, welcher der Entſchloſſenſte

der Gesellschaft war, setzte sich reitend auf den Rücken des Eises. Mit einem Beile hieb er rechts und links Löcher für seine Füße in die Seiten des Eises und ritt so bis auf den Gipfel hinauf. Dieser war ein vollkommen zugespitzter Eiszacken, den er erst mit dem Beile bearbeiten und auebnen mußte, um für seine Person darauf Platz zu gewinnen. Auf der einen Seite über den Eismeeren des Cantons Wallis, auf der anderen über dem Berner Oberlande schwebend, führte er dieß aus. Die kühnen Bergsteiger hatten eine eiserne Stange mit einer Fahne von Blech daran mitgenommen. Für diese hieb er ein Loch ins Eis drei Fuß tief ein, steckte sie hinein und keilte das Loch wieder mit Eisblöcken zu. Zwei seiner Gefährten waren ihm bald nachgekrochen; aber erst, als auf die besagte Weise oben ein fester Anhaltepunkt gewonnen war, wagten es auch die Anderen nachzukommen und sich alle auf der Spitze zu versammeln. Es ist schade, daß diese erste Besteigung der Jungfrau einen sehr ungeschickten Historiker in einem gewissen Dr. Röhrdorfer gefunden hat, welcher sich herausgenommen hatte, diese Expedition leiten zu wollen, der aber mehre vergebliche Versuche machte und am Ende Baumann und seine Gefährten, die er in seinem Buche „seine Leute“ nennt, das Unternehmen allein ausführen ließ. Sein Bericht darüber, den er aus den Erzählungen Baumann's zusammensetzte, ist leider unter aller Kritik und ohne irgend ein interessantes Resultat.

Die Besteigung der Jungfrau durch Baumann ist die erste und am allseitigsten beglaubigte. Die eiserne Fahne, welche er auf dem Gipfel befestigte, ist nicht nur von den Bewohnern aller umliegenden Thäler lange Zeit gesehen, sondern auch von Professoren von Bern aus mit dem Perspectiv deutlich erkannt worden. Und diese Professoren haben darüber öffentliche Zeugnisse abgegeben und drucken lassen. Solche Unter-

nehmungen müssen aber immer möglichst allseitig beglaubigt werden, damit gar keine Zweifel über das Factum bleiben. Denn die Ungläubigkeit und der Neid der Menschen, sowie namentlich die Eifersucht der Bergsteiger untereinander, ist gewöhnlich so groß, daß sie wo möglich jede Bergbesteigung gerne in Zweifel ziehen. Im Thale von Hasli und auf der Grimsel ist es zwar bekannt, daß unter Anderen auch Professor Agassiz mit Grimsel- und Hasliführern auf der Spitze der Jungfrau gewesen ist. Aber die Grindelwalder wollen, eigenfönnig und neidisch, wie sie sind, nicht daran glauben. Einige von ihnen geben zu verstehen, die Führer hätten Geld und Wein bekommen und nachher ausgesagt, was man von ihnen verlangt. Andere meinen, man könne sich in den oberen Berggegenden gar leicht täuschen und die eine Spitze für die andere nehmen. Auf irgend einem Gipfel möchte die Gesellschaft Agassiz wohl gewesen sein, aber nicht auf dem Jungfrauengipfel. Alle aber, wenn man ihnen die Glaubwürdigkeit sowohl, als die nöthige Wissenschaft dieser Gesellschaft entgegensezt, kommen immer mit der Frage wieder: warum haben sie denn nicht wie der Baumann eine Fahne auf dem Jungfrauenhorne errichtet? warum hat man aus keinem Thale nach ihrer Expedition eine solche Fahne bemerkt? Es giebt meiner Erfahrung nach nur wenige Bergbesteigungen, die nicht von irgend Jemand bezweifelt worden, und ich habe mit Wenigen darüber gesprochen, daß Dieser auf dem Finsteraarhorn oder Jener auf dem Monte Rosa gewesen sei, ohne Kopfschütteln und Zweifel wahrgenommen zu haben. Auch Professor Barror's Besteigung des Aarar, bei der er sich doch so viele Mühe gegeben hat, ist in Zweifel gezogen worden.

Die Bemerkung übrigens, daß man sich in den höheren Regionen über die Identität einer und derselben Bergspitze sehr

auffallend und fast unbegreiflich täuschen könne, ist sehr wahr, von allen Bergsteigern bestätigt und dabei auch interessant. Wenn man die Berge von unten ansieht, so sollte man dieß kaum für möglich halten. Allein oben ändern die Gipfel gewaltig ihre Gestalt und stellen sich in jeder Entfernung und Nähe anders dar. Dazu wickeln sich dann viel mehr Gipfel und Spizen hervor, als man von unten erkennen kann, und tritt nun noch etwas trübes Wetter ein oder kommen gar Wolken und Nebel hinzu, so nehmen die erfahrensten Leute zuweilen das Schreckhorn für das Wetterhorn oder das Breithorn für die Jungfrau.

Die Balancir- und Bergsteigkunststücke, welche Baumann bei seinem Mitt auf die Jungfrau und mein Gemsjäger auf seinem faulen Steinbände ausführten, sind indeß doch nur verhältnißmäßig bewundernswürdig, nämlich im Verhältniß zu der großen Unbehilflichkeit und Furchtsamkeit, die dem Menschen von Natur eigen ist. Die Gemsen und andere Bergthiere, die nicht die geringste Neigung zu Schwindel kennen und die der Schöpfer selbst expreß für die Berge geschaffen und organisiert hat, führen Saltomortales und equilibristische Kunststücke aus, welche uns zu absoluter Bewunderung hinreißen.

Der erste Eindruck, den dir der Anblick einer Gense macht, sei es, daß du sie in der Wildniß zu belauschen oder in einem Käfig zu sehen Gelegenheit findest, ist freilich nichts weniger, als viel versprechend. Gewöhnlich stehen die Gemsen ganz krummbeinig da und schleifen, wenn sie gehen, ihre schlaffen Füße nachlässig und fast matt hinter sich her. „Sie sehen meistens nur ganz lau lau aus,“ sagte mir ein Gemsjäger sehr treffend. Sie haben, möchte ich sagen, etwas Katzenhaftes, wenn man sie so vor sich hocken sieht. Gleich Katzen ziehen sie die Beine unter dem Bauche zusammen und scheinen auf der Lauer zu sein, wohin der nächste Sprung genommen werden müsse. Für gewöhnlich muß man

sie natürlich ansehen wie Bogen mit schlaffer Sehne; aber erst, wenn man die Bogensehne spannt, da erkennt man ihre Güte. Die Gemsen haben von Natur etwas Geniales in ihrem Wesen, und zwischen einer Gemse in ihrem gewöhnlichen Zustande und einer Gemse im Laufen und Springen ist ein Unterschied wie zwischen Paganini mit der Schlafmütze auf dem Kopfe und Paganini mit der Geige in der Hand und dem Bogen in Bewegung. Bei anderen Thieren ist kein so großer Contrast. Ein Schaf z. B. bleibt sich in allen Situationen immer gleich, wie ein simpler genie- und leidenschaftsloser Mensch.

Den Gemsliebhabern glänzen immer die Augen, wenn sie den Moment beschreiben, wo die Gemsen einen Feind erkannt haben und, nun plötzlich alle Sehnen spannend und alle Segel gleichsam aufziehend, mit Blitzesschnelle über Stock und Block, über Schrund und Kluft davon fliegen. Mit einem Sage wissen sie sich oft von demselben Flecke, wo sie so lau und schlaff dastanden, zehn Schuh hoch zu erheben, als wären plötzlich die stärksten Stahlfedern in ihnen in Wirksamkeit gesetzt. Sie können ohne Zulauf, bloß durch den Schwung der Kessorts ihrer Kniee und Fußsehnen, senkrechte Sprünge machen, die in Erstauen setzen. Nicht weniger bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der sie sich auf äußerst schmalem Raume balanciren. Die Gemsjäger sagen oft, indem sie ihre Faust präsentiren: „Sehen Sie, wenn der Kopf eines Felsens nur so groß ist, so wagtes die Gemse, im Fluge darauf hinabzuspringen, und vermag es, sich darauf zu halten.“ Wo so viel Raum ist, daß sie ihre vier Klauen in einem Haufen darauf neben einander stellen kann, da bleibt sie stehen. Ihr Auge und ihre Beurtheilungskraft sind eben so scharf und prompt wie ihre Füße, und wenn sie auf der Flucht an einen Abgrund kommt, so wirft sie in einem Moment die Blicke umher und weiß sofort zu beurtheilen, ob

der Weg hinab praktikabel ist, und wählt dann sogleich die besten Anhaltspunkte, mit deren Hilfe sie sicher in die Höhe oder Tiefe gelangen kann. Selten oder nie springt in der Angst der Flucht eine Gämse in einen unpraktikablen Abgrund aufs Gerathewohl hinab. „Sie springt nie ussi (aus),“ wie die Leute sich ausdrücken. Auch verläuft sich eine Gämse selten oder nie so, daß sie nicht weiter könnte. „Sie verstellt sich nie,“ wie die Leute sagen. Gelangen die Gemsen auf der Flucht an einen Abgrund, der unpraktikabel ist, so stehen sie einen Augenblick still, und indem ihre Furcht vor dem Abgrunde die Furcht vor den Jägern überwindet, bekommen sie dann vor diesen Muth und kehren in vollem Laufe auf dem Wege, den sie kamen, zurück. Dann werden sie für die Jäger unter Umständen gefährlich, besonders wenn der Weg, auf dem sie hinausgejagt wurden, wie dieß häufig der Fall ist, ein solches schmales Felsenband ist, auf dem nur für wenige Personen Platz ist. Da die Jäger sich gegen den vollen Anlauf der Gemsen nicht halten können, so ist dann das einzige Rettungsmittel, sich so platt als möglich an den Felsen zu drücken, um die Gemsen frei vorbei passieren zu lassen. Wenn die Gemsen an Felsenabhängen hinabspringen, so sind sie selbst mit solchen kleinen Vorsprüngen zufrieden, welche ihnen erlauben, für einen Moment im Vorübersausen den Fuß darauf zu setzen und dadurch die Heftigkeit ihres Falles ein wenig zu hemmen oder demselben durch einen raschen Druck eine etwas veränderte Richtung zu geben. An nicht völlig schroff geneigten Felswänden, die nicht gar zu hoch sind, lassen sie sich, auch wenn dieselben gar keinen Absatz und Haltpunkt darbieten, dennoch hinab, indem sie auf den Füßen mehr hinabschurren als laufen. Ein Gämsejäger theilte mir folgenden merkwürdigen Zug von der Geistesgegenwart einer Gämse mit. Er bemerkte, wie dieselbe sich an einer unter einem Winkel von 50 Graden geneigten Fels-

wand hinabließ. Als sie schon im Fallen war, erblickte sie einen kleinen bequemen Felsvorsprung, der etwas außer der Richtung ihrer Fall- oder Rutschlinie lag. Der Jäger sah nun, wie die Gemse mit den Füßen arbeitete und ruderte und fallend eine krumme Linie machte und sich so zum Vorsprung hinarbeitete, von wo sie mit drei weiten Sätzen wie ein Gummiball im Nu entkam.

Es giebt Capitel in der Naturgeschichte, deren Behandlung so schwierig ist, daß sie alles Geschicks in Beobachtung und Darstellung zu spotten scheinen. Dahin gehört das Capitel von der Kletterkunst der Gemen, von dem Fluge der Vögel, von dem Schwimmen der Fische und überhaupt von allen den gewandten und mannigfaltigen Bewegungen der Thiere. Weder bei Buffon, noch bei sonst einem mir bekannten Naturforscher sind diese Dinge so abgehandelt, daß es einem Jäger oder sonst Jemand, der die Natur näher vor Augen gehabt hat, genügen könnte. Und doch sind diese auch Capitel, die nicht minder voll Wunder und Lob des Schöpfers sind, als jedes andere.

Von allen Ungefiederten kommt nach der Gemse gleich der Mensch; denn die Bergschafe und selbst die kecken Bergziegen, obwohl sie, wie die Gemen, in den Bergen geboren werden und daselbst zuweilen in halbwildem Zustande zubringen, stehen tief unter jenen beiden Bergkletterern. Die Ziegen, welche von dem Geruch eines Krautes oft eben so verlockt werden, wie die Gemenjäger von der Fährte einer Gemse, verklettern oder „verstellen“ sich oft, und der Mensch ist dann der, von dem sie ihre Rettung erwarten.

Es ist interessant, zu wissen, daß die Ziegen in solchen Positionen doch nicht so dumm sind, daß sie gefährliche Rettungsversuche machen oder in ihrer Angst gar ins Blaue hinauspringen. Sie bleiben vielmehr, wenn sie von den Hirten nicht

entdeckt werden, oft Tage lang an demselben Flecke, bis sie vor Hunger und Entkräftung umfallen und in die Tiefe stürzen. Zuweilen, wenn die Thiere an ganz unzugängliche Orte gekommen sind, lassen sich die Hirten an Stricken herunter und holen sie so in ihren Armen herauf.

Auf dem Heimwege von Grindelwald frappirten mich als charakteristisch für Land und Leute besonders zwei Scenen. Erstlich ein Paar ganz kleine Kinder, die kaum vier oder fünf Jahre alt sein konnten, eine Schwester und ein Bruder, die, als wir bei ihrem Hause vorüberfuhren, laut zu jauchzen und zu jodeln anfangen. Sie standen auf dem Vorplatze ihres Wohnhauses etwas hoch über dem Wege und sahen bei ihrem lauten Jauchzen sehr ernsthaft drein. Es machte auf mich einen sehr komischen Effect, zwei solche kleine Krieger, die kaum auf ihren Beinen stehen konnten, bereits mit solchem Eifer eine Sitte ihres Landes üben zu sehen. Die Leute können hier nichts von ihren Bergen herab im Thale passiren sehen, ohne es so anzujauchzen und anzuschreien. Zweitens eine ganz eigenthümliche Gruppe und zwar eine arme Frau mit einem Säuglinge am Busen, einen Korb auf dem Rücken, und ein trippelndes Knäblein, welches am Stricke eine Ziege hinter sich herzog. Ziegen sind hier fast das wichtigste oder wenigstens das geliebteste und am sorgsamsten gepflegte Bestzthum der Armen, denen sie die erwünschteste Speise, Milch und Käse, geben. Zuweilen haben sie ein halbes Duzend Ziegen, die ganz Armen aber doch wenigstens immer eine. Wenn diese Leute nun in einem benachbarten Flecken oder Städtchen etwas zu thun haben, so nehmen sie nicht selten auch ihre Ziege mit, damit sie ihnen in dem fremden Orte etwas Milch gebe. Sie brauchen sich dann zu ihrer Nahrung nichts zu kaufen, als für einen Wagen Brod, das sie in die Ziegenmilch tunken. Man sieht auch arme wandernde Bettlerfamilien, die eine solche Ziege

als wandernden Milchbrunnen mit sich führen. — Ich begreife nicht, wie die Maler um neue interessante Sujets nur verlegen sein können. Jene Gruppe der Mutter mit dem Säugling und ziegenführenden Knäblein wäre, besonders wenn man sie sich irgendwo am Wege ausruhen und ihr frugales Mal verzehren ließe, ein ganz vorzügliches Sujet für einen Genremaler, pittoresk und zugleich gemüthlich ansprechend und dabei auch, weil es hier öfters vorkommt, ganz local und charakteristisch.

Von den Ziegen und dem Umgehen der hiesigen Armen mit ihnen könnte ich überhaupt noch viele interessante Dinge erzählen. Sie spielen hier ganz die Rolle, wie die Schweine bei den armen Irländern. Neulich kam ich zu einer armen Frau, die sich vor der niedrigen Thüre ihres Ziegenstalles die Kniee wundrutschte, um alle Fugen und Spalten der Thüre genau nachzusehen und auszustopfen. Sie hatte eben einen Topf voll Milch aus dem Stalle geholt und nun eine Menge Lappen und Zeugflecken bei sich liegen, die sie in alle Fugen hineinpracticirte. Ich mußte 10 Minuten warten, bis ich mein Anliegen vorbringen konnte, denn es war sehr kalt, und wenn da der Ziege etwas zugestoßen wäre, so wäre ein großes Glend daraus entstanden, und damit sie reichlich Milch gäbe, mußte sie so warm als möglich stehen. Die meisten Armen nehmen daher auch die Ziege im Winter mit in die Stube, wo sie ihr, um sie bei guter Milch zu erhalten, nicht weit vom Ofen einen kleinen Stall zurecht machen, wie denn dasselbe den Schweinen in Irland des Specks wegen zugestanden wird, wie den Schafen in Livland der Wolle zum Stricken wegen, wie den Hühnern in manchen Gegenden Deutschlands der Eier wegen.

3.

Ausflug nach Unterwalden.

Es ist eine wunderliche Existenz hier in den Bergen. Man ist sich so nahe, und doch wird es so weit. Zwischen den nächsten Nachbarn laufen die hohen Bergmauern hin und trennen sie so scharf, als lägen Meere dazwischen. Die Vögel schwingen sich von einem Volksstamm zum anderen in wenigen Minuten und sehen innerhalb einer Stunde die verschiedensten Leute, die ganze Monate lang, durch Schnee und Eis getrennt, nichts von einander vernehmen. Die Walliser wohnen in gerader Linie nur wenige Meilen von uns, aber wir sind durch eine so unübersteigliche Eismauer von ihnen gesondert, daß, wenn man sie erwähnt, wir aufhorchen, als hätte man ein fernes Land genannt. Da die Gemmi und auch die Grimsel vollkommen verschneit und ungangbar sind, so müßte ich, um in dieses drei Meilen in gerader Linie von uns entfernte Land zu gelangen, eine Reise von drei Tagen über Bern, Freiburg und den Genfer See machen, die ganze Alpenmasse umgehend. Wäre Alles flach und eben und hätten wir Eisenbahnen, so könnten wir in einer halben Stunde in der Urschweiz, in anderthalb Stunden in Graubünden, in zwei Stunden mitten in Italien, in einer Viertelstunde bei den Emmethalern sein. Sowie unsere Verhältnisse aber sind, brauchen wir zu jeder dieser Reisen tagelange Kletterei und weit-schweifige Umwege. Es kommt mir immer vor, als wären wir eine Menge interessanter Leute hier in den Thälern wie in nebeneinander gestellten Kammern eingekastet, und auf meinen Spaziergängen fühle ich mich immer versucht, an die Wände der Berge zu klopfen und zu rufen: Holla, Nachbarn, was macht Ihr jenseits der Berge? Diese Nähe und doch diese Unerreich-

barkeit so vieles Interessanten setzt mich zuweilen in eine Art von Spannung, als sollte ich irgendwo durch die Wände durchbrechen, und um dieß zu thun, setzte ich mich denn eines Tages wieder zu Schiffe und ließ mich über den Briener See rudern, um unseren Nachbarn, den Unterwaldenern, einen Besuch abzustatten.

Zu ihnen führt einer der niedrigsten Alpenpässe, der den ganzen Winter zu passieren und zugleich einer der hübschesten ist, nämlich der sogenannte „Brünig“. Es ist einer von den zahlreicheren Pässen männlichen Geschlechts; ich möchte wissen, woher es kommt, daß die Schweizer viele Pässe auch weiblichen Geschlechts gemacht haben, z. B. „die Gemmi“, „die Grimfel“, „die Lammi“. Einige Pässe haben einen Plural-Namen, z. B. die „Surenen.“ Man steigt von Brienz aus auf einem dreistündigen anmuthigen Wege zum Brünig empor, der sich zwischen dem Wyler Horn und dem Hochstollen einsattelt. Er ist ungefähr 3600 Fuß hoch, was zu wissen viel wichtiger ist, als daß die benachbarten hohen Berge sich zu 8= oder 10= oder 12,000 Fuß erheben. Im Ganzen sind höchst sonderbarer Weise die Menschen viel eifriger erpicht, die Höhen der einzelnen himmelanstiegenden Spitz en zu wissen und sich zu merken, als die Höhen der durch die Hochgebirge führenden Einsattelungen oder Pässe, obgleich diese für alle menschlichen und Naturverhältnisse unvergleichlich viel wichtiger sind, als jene.

Durch die Thore der Pässe führen die Straßen, welche die Völker verbinden, und es ist daher höchst interessant zu wissen, ob sie einige hundert Fuß höher oder niedriger sind. Denn davon hängt in hohem Grade ihre Benutzbarkeit ab. Einige werden demnach schon frühzeitig im Herbst durch Eis und Schnee ungangbar, andere erst später im Winter. Einige bleiben das ganze Jahr offen. Ob die hohen Spitzen noch einige tausend

Fuß höher oder niedriger sind, ist für den Verkehr ganz gleichgiltig, denn selbst die niedrigsten versucht Niemand zu benutzen. Die Pässe sind gewöhnlich eben als Völkertore die Theater der merkwürdigsten historischen Ereignisse gewesen. In ihnen ver- schanzten sich die Nachbarn gegen Nachbarn, in ihnen ha- ben die denkwürdigsten Armeeeübergänge und Schlachten statt- gefunden. Die Spitzen der Berge sind völlig unhistorisch. Denn außer den Kämpfen der Steinböcke und der streitenden Winde hat sich dort nichts Außerordentliches begeben. Einem kritischen Geschichtsforscher, der ausmachen möchte, auf welchen Wegen Hannibal und Cäsar über die Alpen zogen, muß es sehr wichtig sein, die genauesten Daten über die Höhe der verschiede- nen Pässe zu erlangen, während ihm die Grade der Erhebung der Eiszacken des Monte Rosa oder Mont Genis vollkommen gleichgiltig sind. Dem Meteorologen sind zwar die hohen Spitzen nicht völlig gleichgiltig, denn sie zeigen nicht nur das Wetter an, sondern durch ihre Einwirkung auf Electricität und Wolken modificiren sie auch das Wetter vielfach. Allein un- vergleichlich viel wichtiger sind doch auch ihm die Pässe. Denn diese lassen die Windströmungen ebenso wie die Züge der Wan- derer und Handelsleute durch und sind die Thore für Wolken, Ge- witter, Stürme, die sie aus einem Thale ins andere überführen. Ueberhaupt sind für alle Naturforscher die Pässe von dem höch- sten Interesse, denn durch sie verbreiteten sich die Thiere und Pflanzen aus einem Thale ins andere, und die Wandervogel wählen diese Pässe noch in diesem Augenblicke zu ihren Ueber- gängen aus dem Norden nach dem Süden. Auf den hohen Bergspitzen, wo alle Vegetation, alles Thierleben er stirbt, giebt es nur noch für eine Branche der Naturforscher etwas zu thun, für die, welche sich mit den Zuständen des Eises und der Luft beschäftigen.

Trotz dieses großen Interesses, das die Pässe der Gebirge haben, und trotz der vielen Folgerungen, die man aus ihrer Erhebung zu ziehen im Stande ist, ist die Menschheit, wie ich sagte, weit weniger geneigt, sich um sie, als um die Höhe der äußersten Spitzen zu bekümmern. Haben nicht selbst unsere Lehrer in der Schule sich die sonderbarste Mühe gegeben, uns genau zu lehren, was Notabene noch kein Mensch genau weiß, wie hoch die Jungfrau, wie hoch das Wetterhorn, wie hoch der Eiger, der Mönch und die übrigen Riesengipfel sind. Dagegen sollte man der Jugend die Höhen von desto mehr Gebirgspässen merken lassen, und dann, was beinahe gar nicht geschieht, die mittlere Höhe ganzer Gebirgsreihen und Gebirgstheile. Für das ganze Gebirgsstück, welches zwischen den Thälern von Lauterbrunnen, Grindelwald, der Aar und der Rhone liegt, ist es viel entscheidender zu wissen, daß sich die Hauptmasse zu einer Höhe von circa 7000 Fuß erhebt, als daß darin sich Spitzen wie das Finsteraarhorn von 13000 Fuß Höhe befinden.

Der Fußpfad, der von Brienz auf den Brünig führt, geht gerade mittendurch das Berner Zoll- und Wachtthaus, welches hier an der Grenze des Cantons angelegt ist, so daß der Grenzwärter vor Schmugglern, wenn sie nämlich den rechten Weg wählen, sicher sein kann. Wir kehrten einige Augenblicke bei den guten Leuten ein, um uns mit einem Gläschen (gelbem, safrangefärbten, wie man ihn in der Schweiz gewöhnlich hat) Glühwein zu ermuntern, denn es wehte eine kalte und nebelige Waise über den Paß aus Unterwalden herauf. Der Brünig ist hier die Hauptpassage für diesen Wind, der wie in einem Canale durchströmt, an die gegenüberstehenden Gebirge der Südseite des Haslithales schräg anprallt und dann durch das Thal des Brienzler Sees nach Westen fortströmt.

Diese Pässe sind die eigentlichen Sitze der Winde. Die

Winde hören da fast nie auf, weil fast zu keiner Zeit in zwei benachbarten Thälern die Luft ganz in gleichem Grade erwärmt und ganz gleich schwer oder leicht ist, und weil es daher immer etwas auszugleichen giebt. Ueber den Gipfeln der Berge ist es daher weit öfter ruhig, weil die Zustände der Luft sich hier weit ungehinderter ausgleichen können. Eben so ist häufig über dem Dache eines Hauses Windstille, während durch die verschiedenen Thür- oder Fensteröffnungen desselben Hauses immer ein leichter Zugwind streicht, der eine Folge der verschiedenartigen Temperatur der Zimmer ist.

Fast alle Pässe, wie alle Berge haben eine schroffe und eine allmählig ansteigende Seite. Beim Brünig ist diese von Brienz her und jene nach Unterwalden zu. Der Rücken des Passes selbst ist etwa eine Stunde breit und mit Wiesen, hübschen Baumgruppen, kleinen Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens sehr lieblich geschmückt. In der Mitte, dicht am Wege befindet sich in einem Felsen ein kleines Loch, in das man gerade die Faust stecken kann. Aus diesem Loche bläst Winter und Sommer Luft hervor. Die Leute glauben, daß, wenn die Luft warm sei, dieß schlechtes, wenn kalt, gutes Wetter geben werde, und jeder Wanderer steckt daher im Vorübergehen die Hand in dieses Loch, um sein Tagesgeschick zu erfahren. Wir konnten an dem leisen Luftzuge weder besondere Kälte, noch besondere Wärme verspüren und schlossen daher auf indifferentes Wetter, wie es uns auch wirklich in den folgenden Tagen zu Theil wurde.

Auf der Höhe der steilen Seite des Brünigs steht eine reizende kleine katholische Kapelle, vor deren Thüre man eine herrliche Aussicht auf das Thal von Unterwalden zu genießen pflegt. Sie ist dem Reisenden das erste Zeichen davon, daß er nun in eine andere große Abtheilung der kleinen Schweizerwelt eintritt, nämlich in die katholische Urschweiz, welche die Canton

Unterwalden, Uri, Schwyz, Zug, Glarus und Luzern begreift. Diese alten, in einer ungeheueren Masse von unzugänglichen Bergen versteckten Cantone haben eben so wie die Bewohner aller höheren Schweizer-Alpenthäler von uralten Zeiten her einen anderen Willen gehabt als die Einwohner der sogenannten ebenen Schweiz. Als die ebene Schweiz den Römern gehorchte, wohnten in den Urcantonen der oberen Abtheilungen des Rhone-thales, des Rhein- und Narthales wilde Bergvölker, welche die Römer als gentes indomitas bezeichneten. Als das Christenthum in die Schweiz kam, blieben die Bewohner der höchsten Alpenthäler noch lange Heiden, und gegen die Grindelwalder, gegen die Oberhasler, gegen die Unterwaldener u. mußte noch mancher Kreuzzug unternommen werden, ehe sie ihren Götzen-dienst mit der christlichen Lehre vertauschten. Als die Herrschaft Oestreichs sich über einen großen Theil der ebenen Schweiz ausbreitete, waren es wieder die hohen versteckten Bergthäler, welche sich dieser Herrschaft widersetzten und ihre alte Freiheit von Neuem befestigten, insbesondere die vier Urcantone, aber eben so auch die unzähligen kleinen Thalrepubliken in Graubünden, sowie die Leute in anderen hohen Gebirgsthälern, z. B. in Appenzell und auch im Oberhasli, welche ebenfalls unabhängige Republiken mit besonderer Verfassung bildeten. Als die Refor-mation der Kirche in der ebenen Schweiz um sich griff, blieben auch hier wieder die hohen Bergthäler gegen den Fortschritt der Zeit zurück. Nicht nur die Urcantone, sondern auch die hohen Bergthäler Graubündtens und des Wallis blieben der Refor-mation von Zürich und Genf verschlossen, und in das Berner Oberland, das ebenfalls dem Katholicismus treu bleiben wollte, konnte die Reformation, eben so wie früher das Christenthum, nur mit Waffengewalt eingeführt werden. Die Bewohner der höheren Bergthäler haben von jeher in der Schweiz das Princip

der Trägheit und Stabilität repräsentirt, im Gegensatz mit der ebenen Schweiz, welche immer das Element des Fortschrittes und der Veränderlichkeit enthielt. Als die Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts die Vorstellungen, welche sie sich von einer gut eingerichteten Republik gemacht hatten, in der Schweiz realisiren wollten, hatten sie die heftigsten Kämpfe auf den alten Schlachtfeldern der Schweizer und Oesterreicher zu bestehen, in den Urkantonen, dann in Wallis und in Graubünden. Als das alte Patricierregiment 1830 in Bern fiel, erhob sich ein Theil des Oberlandes, das dem Alten anhing, gegen die neue Ordnung der Dinge und mußte zum Radicalismus mit Gewalt bekehrt werden. Die siegreiche Reaction gegen diesen neuen Radicalismus in Wallis ging von dem hinteren und oberen Rhonethale aus, sowie auch die conservative Partei Graubündtens ihre Hauptanhänger im hinteren oder oberen Rheinthal hat. Die Urkantone ihrerseits haben gegen die neuen Ansichten, die aus der ebenen Schweiz vordrangen, ganz auf dieselbe Weise einen Sonderbund gemacht, wie sie einen solchen schon vor vielen Jahrhunderten bei vielfachen Gelegenheiten gegen die Burgunder, gegen die deutschen Kaiser, gegen die österreichischen Herzoge, gegen die Franzosen schlossen. Dieser Sonderbund ist daher eigentlich so alt wie die Schweizergeschichte selbst und steckt vermuthlich schon unter dem verborgen, was die Römer gentes indomitae nannten. Das Alter aller geselligen Zustände und Verhältnisse in diesen Urkantonen, die Unveränderlichkeit der Sitten und des Charakters dieser einfachen Hirtenvölker, und die Dauer ihrer merkwürdigen politischen Verfassung geben diesen Ländern und Leuten ein hohes Interesse, und ich stieg daher auf der steilen Seite des Brünigs, nicht ohne eine spannende Emotion zu empfinden, in das Land selber hinab.

Die Schweizer-Cantone sind schon an und für sich so klein,

daß es in London manche Straße giebt, in der eben so viele Menschen wohnen, wie in einem ganzen solchen souverainen Staate der Schweiz. Ganz Unterwalden hat nur 22,000 Einwohner. Ja es wäre leicht, in Petersburg drei oder vier Häuser zu bezeichnen (z. B. ein paar große Casernen und das kaiserliche Winterpalais), unter deren Dache eben so viele Menschen leben, als in allen Thälern und Bergen des Staates Uri zusammen genommen, der nicht mehr als 14000 Bewohner zählt. Aber die Schweizer theilen selbst dieß Kleine noch wieder in kleinere Theile. So trennt sich der Canton Appenzell wieder in zwei Theile. So löst sich von dem Canton Schwyz noch die kleine Republik Gersau, so zerfällt Graubünden in eine Menge besonderer Thalrepubliken. So hat sich der kleine Staat Basel neuerdings noch wieder in zwei Theile gesondert, und so bestand auch Unterwalden von jeher aus zwei Theilen, aus Unterwalden ob dem Walde und Unterwalden nid dem Walde, zu welcher Abtheilung die Veranlassung von dem Walde von Kerns genommen wurde, der sich, jetzt ziemlich gelichtet, zwischen den beiden Partieen hingieht.

Wir treten zunächst in „Ob dem Walde“ ein, dessen Hauptthal sich vom Brünig in gerader Linie bis zum Alpacher See, der ein Theil des Vierwaldstätters ist, erstreckt. Das Thal hat drei Abtheilungen oder Kammern, welche durch drei kleine Seen, die sich gesammelt haben, bezeichnet werden. In der oberen Kammer liegt der kleine See von Lungern mit dem Hauptorte gleiches Namens, in der mittleren der größere See von Sarnen mit dem Hauptorte Sarnen, und in der unteren der See von Alpnach mit dem Hauptorte Alpnach. Aus einer Kammer zur anderen gelangt man über Abhänge, von denen der oberste der bedeutendste ist und der Kaiserstuhl heißt. Wir gingen noch über den Kaiserstuhl hinweg, um unser Nachtquartier in dem

Derichen Giswyl in der Nähe des Sarner Sees aufzuschlagen. Auffallend war uns das schöne Grün, mit dem wir hier noch alle Unterwaldener Wiesen bedeckt fanden. Obgleich wir schon am Ende des Novembers waren, und obwohl wir bei uns im Aarthale schon nichts weiter als braune Farben und völlig kahle Bäume sahen, waren hier doch noch alle Wiesen von frischen Farben, und selbst die Bäume hatten noch nicht ihr Laub völlig verloren. Jedes Thal, scheint's, hat in der Schweiz sein eigenes Klima und seinen eigenen Sommer- und Winteranfang, je nachdem es so oder so gestaltet und gerichtet, je nachdem es diesen oder jenen Winden ausgesetzt ist, und je nachdem es einige hundert Fuß höher oder niedriger liegt als sein Nachbarthal. Bei den kürzesten Reisen kommt man hier täglich bald in ein Thal, das der Schnee schon seit Wochen zugedeckt hat, und in welchem des Winters Eiszacken Alles garniren, bald in eins, dessen Gras sich eben winterlich bräunt, und dann wieder in eines, in dem noch das letzte Grün des Sommers schimmert.

Wir machten in Giswyl zwar die Bekanntschaft einer schlechten Herberge, zugleich aber auch, was uns in hohem Grade entschädigte, die einer sehr interessanten jungen Unterwaldnerin. Es war eine große, wohlgewachsene Jungfrau, die in der Unterwaldener Sonntagstracht eben in die Wirthsstube hereintrat, als wir uns zum Abendessen an den Tisch setzten. Nachdem sie ihr Reisebündelchen dem Wirth übergeben, blickte sie sich im Zimmer um und nahm auch an unserem Tische Platz. Die Gesellschaft der jungen Burschen, die sich an dem Nachbarische mit Kartenspiel beschäftigten, mochte ihr nicht so gesetzt scheinen, wie die unserige. Die bescheidene und doch bestimmte Weise, mit der sie beim Wirth ihr Nachtlager und Abendessen bestellte, gefiel uns, da sich darin eine gewisse Gewohnheit zu wirthschaften und anzuordnen zu verrathen schien. Sie war eben nicht blendend

schön, aber von gefälligem und ansprechendem Aeußeren, hatte große schöne Augen, rothe Wangen und weiße Zähne. Ihre Coiffure war nach der Weise der Unterwaldnerinnen geordnet, der zufolge alle Haare über den ganzen Kopf hin nach hinten gekämmt und dort beinahe ganz tief im Nacken in einen Knoten zusammengelegt werden. Die Haare laufen dabei parallel dicht über dem Kopf hin ohne Scheitel in der Mitte, ohne Seitenlocken hinter den Ohren, und die schöne ovale Kopfform kommt dabei recht deutlich heraus. Der Knoten hinten ist besonders künstlich. Die Haare theilen sich, an der Wurzel fest zusammengebunden, in mehre Flechten, die Flechten sind von der Wurzel bis zum Ende mit rothen Bändern dicht und fest umwunden und werden in mehren lockeren Schleifen und Bindungen hinten zu einem Neste zusammengelegt. Die Enden hängen nicht herunter, sondern sind irgendwo versteckt, und das Ganze wird durch eine große, prächtig geschmückte Haarnadel, die das Hauptstück der Toilette zu sein scheint, und die mitten durch den Knoten gesteckt wird, zusammengehalten. Es ist, wie es scheint, eine uralte deutsche Frauencoiffure, und wir würden der Thusnelde ungefähr eine solche geben. Da mich der Kopf mehr als alles Andere bei unserer jungen, raschen, munteren und, wie es schien, sehr entschiedenen Dirne interessirte, so habe ich die übrige Toilette bis auf das rothe Nieder und den dicken, bunten, wollenen Rock fast gänzlich vergessen. Als wir unsere Vermunderung darüber aussprachen, daß sie so allein reise, erzählte sie uns, daß sie fast Alles allein thun müsse, weil sie den kleinen Hof, den ihr Vater zurückgelassen, selber bewirthschafte. Ihre Mutter sei kränklich und könne nur in der Küche und im Hause arbeiten. Ihre Geschwister seien noch klein und unerzogen, und der einzige erwachsene Bruder sei schon bei des Vaters Lebzeiten ein Handwerker geworden und wohne in der Stadt. Bei des

Vaters Tode habe sich daher Niemand als sie gefunden, der die
 Wirthschaft zu führen und das Hauswesen aufrecht zu halten
 im Stande gewesen, und sie habe sich mit Gottes Hilfe entschlos-
 sen, die Sache zu übernehmen, obwohl es ein schweres Geschäft
 sei, da so viele Schulden auf dem kleinen Hofe lägen, daß jedes
 Jahr erst 60 Schweizerfranken Zinsen dafür herausgearbeitet
 werden müßten, bevor sie daran denken könnte, ihren kleinen
 Geschwistern und ihrer Mutter und dann sich selbst das Nöthige
 zu geben. Knechte und Mägde könne sie natürlich nicht halten,
 sie müsse selbst das Feld bearbeiten, selbst den Garten bestellen,
 selbst die Kartoffeln pflanzen und auch ärnten. Nur ihre
 jüngeren Brüder dienten ihr als Weiskuben und Viehhüter, und
 bloß in der Heuärnte dinge sie sich wohl einen Knecht als Ge-
 hilfien. Sie erzählte uns dieß Alles mit der größten Unbe-
 fangenhait und gab uns eine so gute und wohlgeordnete Ueber-
 sicht ihrer täglichen Geschäfte, daß schon daraus in uns die Ver-
 muthung entstand, sie möchte sie eben so ordentlich vollführen,
 als darstellen. Wir verhehlten ihr nicht unsere Bewunderung,
 daß sie bei so großer Jugend schon so Vieles übernommen habe,
 und sie erwiderte dann: „Ja, es wäre auch in Unterwalden
 etwas Seltenes und in ihrer ganzen Nachbarschaft auf dem
 Bürgen am Vierwaldstätter See, denn da läge ihr Höfchen, ihr
 kein solches Beispiel bekannt. Sie habe es auch nur aus Liebe
 zu ihrer guten Mutter und ihren kleinen Geschwistern thun
 können, und bei ihren Nachbarn wäre daher das „Lugi-Mädel
 vom Bürgen“ ganz wohl angesehen, denn dieß wäre der Name,
 unter dem sie auf ihrem Berge bekannt wäre.“ Indem wir ihr
 ein kleines Compliment über ihre frischen Wangen machten,
 gaben wir ihr zu verstehen, sie müsse heirathen, um sich einen
 tüchtigen männlichen Schutz zu verschaffen, und das würde ihr
 gewiß nicht schwer werden. Sie meinte aber lächelnd, daß wir

uns darin täuschten, denn sie könne sich eben nur mit Noth und Mühe über dem Wasser erhalten, und ein Mädchen mit einem verschuldeten Höschen, mit einer alten Mutter und einer Reihe jüngerer Geschwister, von denen sie nicht ablassen wolle und könne, weil dieselben ohne sie ganz hilflos werden, würde Niemand nehmen. Wir fragten sie nach dem Zwecke ihrer Reise. Sie wolle nach Lungern, sagte sie, wo sie einen Mann aus dem Haslithale erwarte, mit dem sie ein kleines Geschäft abzumachen denke. Sie selbst habe viel Futter dieses Jahr und könne neben ihren beiden Kühen noch wohl drei andere durchwintern. Da habe sie nun mit dem Rudi Imboden von Byler auf dem Hasliberge einen Contract abgeschlossen, daß er ihr auf morgen drei seiner jungen Rinder über den Brünig brächte, die sie ihm dann gegen 20 Franken durchwintern wolle und mit denen sie morgen nach Hause zu treiben gedenke. „Da Ihr von dort her kommt“, wandte sie sich dann wieder zu uns, so kennt Ihr ihn ja wohl und könnt mir vielleicht sagen, was für ein Mann es ist. Ich bin besorgt, daß er sein Wort und seinen Termin nicht einhalte. Ich selbst habe ihn nur einmal auf dem Markte in Stanz gesehen, aber es schien mir ein gerader und ordentlicher Mann“. Mein Führer versicherte ihr, daß er von dem Rudi Imboden gehört habe, und daß er ihr glaube versichern zu können, sie habe nur Gutes von ihm zu erwarten. Da ich sie fragte, wie sie ihr Land bearbeite, und ob sie sich eines Pfluges dabei bediene, fing sie an zu lachen und sagte, einen Pflug kenne man in ihrer ganzen Nachbarschaft nicht. Sie, wie alle ihre Landsleute, hätte meistens nur Wiesenland für Viehzucht, und die ganz kleinen Stückchen Ackerlandes, die sie hie und da zwischen den Felsen besäßen, müßten sie mit der Hacke und Schaufel bearbeiten. Auch müßten sie den nöthigen Dünger auf dem Rücken hinauftragen und zuweilen sogar, wenn der Boden hier und da vom Regen

weggewaschen wäre, etwas frische Erde. Dieß Alles gäbe ihr im Sommer erstaunlich viel zu thun; im Winter dagegen habe sie es leichter, da dann nur das Vieh im Stalle zu besorgen sei, wobei ihre kleinen Brüder die Hauptsache thäten. Sie selber spänne den größten Theil der Winterzeit hindurch rohe Seide, was eins der vornehmsten Wintergeschäfte der Mädchen und Weiber von Unterwalden sei. Diesen Winter aber sähe es mit der Seidenspinnerei schlecht aus; denn die Luzerner Kaufleute, welche dazu Auftrag zu geben pflegten, hätten dieß Jahr wenig rohe Seide aus Italien empfangen, und man glaube allgemein, es werde nur wenig zu thun geben. Eben deswegen auch hoffe sie noch auf die drei Rinder, damit sie ihre Zeit anderweitig nützlich verwenden könne. Ueber alle diese Dinge sprach die Dirne mit einer solchen Unbefangenhait und Klarheit des Urtheils, daß sie ganz unsere Zuneigung gewann und daß wir ihr gelobten, sie auf dem Bürgen aufzusuchen. Solche tüchtige Mädchen und Weiber waren gewiß die, welche ihren Vätern und Männern so muthig in den Schlachten gegen die Oesterreicher und Franzosen halfen. Solche Frauenzimmer von solcher Tüchtigkeit, von solcher Stärke und Jugendfrische, vielleicht auch ganz ähnlich gekleidet, waren es vermuthlich, wie Cäsar sie in seinen Schlachten gegen die aus ihren Bergen hervorziehenden Helvetier bewundern lernte.

Ich hatte mir zwar das entlegenste und höchste Zimmer im Hause geben lassen, um ruhig zu schlafen. Nichtsdestoweniger aber störte mich die ganze Nacht das Lärmen der späten Gäste in der untersten Etage unserer Herberge. Die hölzernen Wände der Schweizer-Tannenhäuser sind wie Resonanzböden. Man hört an jedem Ende des Hauses das geringste Geräusch am anderen Ende. Ich war daher schon frühzeitig auf, und bereits vor Sonnenaufgang befanden wir uns wieder auf der Heerstraße. Un-

Quegi-Mädli schlief noch. Es war einer jener kalten und trüben Herbstmorgen, die freilich die Landschaft zu verschönern wenig geeignet sind, die aber den Fußgänger in ganz frische und muntere Bewegung bringen. Es war noch sehr still im Thale ringsumher. Doch hatten wir kaum unser Nachtquartier ein paar tausend Schritte hinter uns, so hörten wir ein Glöckchen in der Ferne in regelmäßigen Absätzen ertönen. „Das ist gewiß ein katholischer Priester, der einem Sterbenden die letzte Delung bringen will“, sagte mein Führer. In der That sahen wir bald ein kleines Laternenlicht auf uns zukommen. Ein Kirchendiener trug es neben dem Glöckchen, das immerfort ertönte, und hinter ihm her ging ein Priester in weißem Ornat, das Gebetbuch unter dem Arme. Wir grüßten höflich und bekamen seinen Segen. Ich fragte einen Unterwaldener Mann, der uns begegnete, zu wem der Priester wolle, und war erstaunt über die Antwort, die er mir gab: „Er will zum Sterbenden — hier nannte er den Namen des Kranken — um den lieben Gott von ihm abzuhalten“; er meinte, um Gott mit Gebeten zu bewegen, daß er den Mann noch nicht zu sich nehmen möchte. Die Vorstellungsweise, welche dieser Aeußerung zum Grunde lag, war so sonderbar, daß ich kaum meinen Ohren traute. Aber mein Führer sagte, die Unterwaldener, für die er als Berner Freischärler, nebenhergesagt, die größte Verachtung hegte, drückten sich nicht selten so sonderbar aus, weil sie allesammt eine höchst bigotte, abergläubische und stupide Race von Menschen seien.

Die Berner Oberländer sind bisher zwar, was Aufklärung und Schulbildung betrifft, auch nicht sehr bevorzugt gewesen, allein es ist doch gewiß, daß das Volk in Bern jetzt viel intelligenter und besser belehrt ist, als das in den Urkantonen, das, obwohl es sich einer alten, höchst republikanischen Verfassung

rühmt, doch von seinen Priestern und Herren sowohl in religiöser, als politischer Hinsicht mehr bevormundet wird, als das Volk von Bern, seitdem es seine Patrizier entthront hat. Als tüchtig, als redlich, treu und ehrlich sind die Unterwaldener, die Urner und Schwyzer in der ganzen Schweiz noch jetzt berühmt, zugleich aber auch als unwissend, grob und abergläubig.

Die Flüsse und Bäche hatten im Frühling durch Ueberschwemmungen höchst traurige Verwüstungen in den Feldern und auf den Wiesen angerichtet, und wir kamen fast durch keinen Fluß, der nicht seine Brücken weggerissen und unglaubliche Massen von Steinen über die benachbarten Wiesen verschleudert hatte. An dem Rande mehrerer überschwemmter und zerstörter Strecken sahen wir noch drei hohe hölzerne Kreuze stehen, welche die Priester errichtet hatten, um durch sie und ihre Segensprüche der Fluth Einhalt zu thun. Mehrere dieser Kreuze aber waren ganz von Steintrümmern und Blöcken umgeben und standen mitten in der Scene der Verwüstung zum Zeichen, daß der Priester die Fluthen und Steine nicht so gut hatte bändigen können, wie die höchst zweckmäßigen „Schallen,“ die ich in den Berner Thälern sah, es vermögen.

Obwohl die Unterwaldener Katholiken sind, so bemerkt man bei ihnen im Vergleich mit den protestantischen Bernern doch keine solche Abnahme der häuslichen Reinlichkeit und der wirthschaftlichen Ordnung, wie in vielen katholischen Ländern im Vergleich mit protestantischen. Die Dörfer, durch welche wir kamen, waren alle sehr nett und reinlich gebaut und die Häuser, in welche wir traten, von außen und innen sehr sauber. Ueberhaupt hat das ganze Land eine äußerst lachende und ansprechende Physiognomie. Ueberall große Wiesen mit Wäldchen und Seen hübsch vermischt. Viehzucht ist das vornehmste und fast einzige Gewerbe der Leute seit uralten Zeiten. Weil das Vieh ihnen

Alles giebt, was sie nöthig haben, so halten sie es auch vortrefflich. Im Winter ist es ihre vornehmste Sorge, daß die Kühe und Biegen es recht warm im Stalle haben, und von Thierquälerei hört man hier weniger, als von Thiererziehung und Thierverpfllegung. Die Rinder selbst sind daher auch besonders sanft und gutmüthig, und man sieht nicht selten, wie die Kühe, wenn der Hausherr unter sie auf die Weide tritt, aufblöken und ihm brummend nachlaufen, als wollten sie ihm schmeicheln, oder als erwarteten sie ein freundliches Wort oder einen Leckerbissen von ihm. Die Leute sind auch so höflich gegen ihre Kühe, daß sie „Trinken“ nennen, was wir bei dem Viehe „Sausen“ heißen. Das Sausen brauchen sie dagegen gewöhnlicher von dem Menschen. Soviel Ackerland, daß ein Pflug nöthig oder nützlich wäre, hat fast Niemand. Wir erkundigten uns fast in jedem Dorfe nach der Anzahl der Pflüge. In den meisten behauptete man, es wäre gar kein Pflug vorhanden. In einigen hieß es, sie glaubten, daß Dieser oder Jener vielleicht einen Pflug habe, ihn aber wohl kaum je benutze. In Sarnen, dem Hauptdorfe des ganzen Landes, sollen nur zwei oder drei Pflüge vorhanden sein. In Lungern, einem der bedeutendsten Orte nach Sarnen, hatte man sich vor ein paar Jahren auf Gemeindeunkosten einen Pflug angeschafft, und zwar bei Gelegenheit einer künstlichen Verkleinerung des Sees, wo man ein neugewonnenes Stück Land durch einen feierlichen und festlichen Act der Cultur übergeben wollte. Man hatte bei dieser Gelegenheit zwei Pferde vor den neuen Pflug gespannt und unter dem Jubel der Menge einen Theil jenes Landes mit Furchen bezogen. Seitdem aber war dieser Pflug nie wieder benutzt worden. Dieß Alles gilt fast von allen Alpenthälern der Schweiz, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie von den

Urcantonen; selbst hier auf meinem Bödeli, welches doch ein ganz flaches und fruchtbares Ländchen von einer Stunde Breite und einer Stunde Länge darstellt, giebt es sehr wenig Pflüge. Man möchte denken, daß, wenn die Leute nur ihre Alpen oben zur Viehweide hätten, sie dann wohl unten im Thale den flachen Boden als Ackerland höher nutzen könnten. Allein eben die Alpen, welche ihren Viehstand so groß haben werden lassen, zwingen sie, auch den Thalgrund als Weide oder Heuwiese zu benutzen, damit das Vieh hier unten im Herbst und Winter, wo die Alpen oben verschneit sind, Nahrung finde. In einigen Thälern fängt man jetzt hier und da ein wenig an, auch Futterkräuter künstlich zu bauen, was bis dato noch eine sehr neue Sache in der Schweiz ist. Die, welche dieß probirt haben, sind ganz entzückt darüber, daß sie dadurch soviel an Raum und Kräften sparen. Aber in den Urcantonen weiß man noch nichts vom Futterbau. Sowie die Alpen oben, so sind auch die Wiesen unten größtentheils noch Almenden, und schon deswegen kann der Ackerbau keine Fortschritte machen. Der Mehl- und Brotmarkt der Urcantone ist Luzern; doch verbrauchen diese Käseesser so wenig Brot, daß das Attribut „brotessend,“ welches Homer dem Menschen fast als ein stehendes giebt, ihnen kaum beigelegt werden könnte. Käse ist ihr Brot, und sowie wir, wenn wir sagen: „Herr, gib uns unser täglich Brot“, darunter überhaupt Nahrung oder Speise verstehen, so nennen sie den Käse schlechtweg „Spies“ (Speise). Daher auch Haller in seinem schönen Gedichte „die Alpen“ die Alpenbewohner lobt, daß sie aus Milch Mehl zu bereiten wüßten. Industrielle Beschäftigungen giebt es außer dem Spinnen der rohen Seide in diesem Hirtencantone gar keine und wird es auch noch lange keine geben, obwohl sich das geschäftslose Leben der

Hirten im Winter sehr wohl mit einiger Industrie vertragen möchte.

In jedem Dorfe, durch welches wir kamen, fanden wir eine große und imposante Kirche, überall sehr gut unterhalten, frisch ausgemalt, in gutem Style gebaut und scheinbar ganz neu. Diese Kirchen stehen in einem merkwürdigen Contraste mit den altmodigen, kleinen, häßlichen und schlechtunterhaltenen protestantischen Gotteshäusern der Berner Gemeinden, die sich zum Theil noch der Kirchen zu bedienen scheinen, welche sie vor 300 Jahren aus den Händen des Katholicismus empfangen haben. Die Kirchen sind die schönsten öffentlichen Gebäude dieses Landes, und außer ihnen habe ich nur noch eine Gattung öffentlicher Gebäude dieses Staates kennen gelernt, nämlich die Zeug- und Schützenhäuser. Auf einem Hügel bei dem Hauptorte Sarnen, auf welchem ehemals der österreichische Landvogt, der Landenberger, seine Burg hatte, stehen hoch, durch das ganze Thal hin prunkend, ein Zeug- und ein Schützenhaus. Dieser Hügel ist gleichsam das Capitol von Unterwalden ob dem Walde, und ich konnte nicht umhin, dieses einfache Capitol mit den von öffentlichen Gebäuden beladenen und besäeten Capitollen anderer mehr entwickelter Staaten zu vergleichen. In jenem Schützenhause feiern die Unterwaldener ihre Scheibenschießen, welches ihre großen Nationalfeste sind. Ein ähnliches Zeug- und Schützenhaus giebt es in Stanz, dem Hauptorte von Unterwalden nid dem Walde, und ebenso ist es in den anderen Urkantonen. Parlamentshäuser brauchen diese Republiken nicht, denn sie halten ihre Versammlungen unter freiem Himmel. Ministerialgebäude haben sie auch nicht nöthig; denn ihre Landammanns und deren Minister, der Finanzminister, „Säckelmeister“, und der Kriegsminister, „Bannerherr“ oder „Zeugmeister“ genannt, u. sind Bauern und wohnen auf ihren

eigenen Bauerhöfen. Festungen bedürfen sie ebenfalls nicht, denn das sind erstlich ihre Berge und zweitens noch immer, wie bei den alten Spartanern, die Brust der das Land vertheidigenden Männer. Auf Den, welcher aus der Geschichte weiß, wie und mit welchem Löwenmuthe dieses Land zu Zeiten vertheidigt wurde und mit welcher Aufopferung und welcher Energie es noch jezt jeden Augenblick im Falle der Noth vertheidigt werden würde, macht es einen eigenen Eindruck, diesen ganz kleinen, so kriegerischen und in der ganzen Welt durch seine Heldenthaten berühmten Staat mit so friedlicher und völlig idyllisch-poetischer Physiognomie vor sich zu sehen. Seit der Zerstörung der Burgen und Schloßer der Rudenze, der Landenberger, Gessler u. sind zu Zwingburgen oder Befestigungen keine zwei Steine im Lande übereinander gelegt worden. Nur zuweilen in Fällen der Noth hat man wohl einmal aus Fichtenstämmen einen Verhau auf dem Brünig oder bei den anderen Zugängen zum Lande am See gemacht. Doch waren diese Verhaue weiter nichts als Barricaden, die bald wieder verschwanden. Gute Schützen aber sind die Leute alle durch die Bank, und sie verfehlen ihr Ziel so wenig wie die Fischerkessen im Kaukasus, und man muß ihren Eifer und ihr Geschick bei ihren Schützenfesten bewundern, bei denen es fast nicht weniger geschäftig und eifrig zugeht wie in ihren Schlachten. Der Hirtenstab, die Büchse und das Gebetbuch, die Alpen, die Schützenhäuser und die Kirchen, das sind die vornehmsten Dinge für diese Leute.

Ich besah in Sarnen die Kirche, ein Kloster und das Schützenhaus. Das Zeughaus wollte man mir nicht öffnen, und ich ging dann durch den reizenden unteren Theil des Landes weiter nach Alpnach am Fuße des Pilatus. Hier erquickten wir uns mit einem trefflichen Frühstück und schifften uns dann auf dem Alpnacher See ein, der ein Theil des Vierwaldstätters ist.

Wenn man diesen See ansieht, der gar keine Wege an den Seiten, sondern nur schroffe, steile Ufer hat, so begreift man es wohl, wie schwer zugänglich das Land auch von dieser Seite war, eben so wie von der Seite des Brünigs. Man kann nur zu Schiff ins Land hinein oder aus dem Lande hinaus gelangen. Ein eben solcher von der Natur barricadirter Seearm führt nach Uri hinein, ein dritter nach Luzern und ein vierter Winkel in das Thal von Schwyz. Der Vierwaldstätter See ist eine Composition von vier oder fünf verschiedenen Seebecken, die alle wie Arme nach Süden, Norden, Osten und Westen sich ausstrecken und denen die Thäler der Urkantone von Süden, Norden, Osten und Westen brüderlich die Hand reichen. Er ist das Centralgewässer dieser Cantone, durch dessen Vermittelung sie mit einander und vor Allem mit ihrer Hauptstadt Luzern verkehren. Dieser See, in der Mitte zwischen dem Genfer und dem Constanzer See, gleichweit von den Ufern des Rheins im Norden und des Tessins im Süden, stellte von jeher gleichsam das Herz der Schweiz vor. Um ihn und um die zu ihm gehörigen Thäler herum bildete sich der ganze Körper der Eidgenossenschaft.

Es war jetzt nicht mein Plan, in alle Winkel dieses wundervollen Sees hineinzubringen, weil ich es vorläufig nur auf einen Spaziergang durch Unterwalden abgesehen hatte. Doch ließ ich meinen Schiffer bis auf die Mitte des Sees hinausrudern, um den eigenthümlichen Anblick, den er heute darbot, aufzufassen. Es war, wie gesagt, ein ruhiger, etwas kühler und neblichter Herbsttag. Der See war glatt wie ein Spiegel. Ueber seine Uferberge aber hing ein eben so glattes Nebeltuch herab, das wie eine Zeltdede über das ganze Gewässer hin ausgespannt war. Alle Spitzen der Berge steckten tief in diesem Nebel, und nur der Sockel ihrer Mauern war rund herum in gleicher Höhe zu sehen. Die Wälder, die auf den Gehängen

dieses Sockels standen, schienen wie aus den Wellen ins Wasser hinabzustürzen. Unter uns lag eine tiefere Welt als über uns, denn bis zu den Wolken hatten wir nur 500 Fuß. Der durchsichtige See, auf dessen Oberfläche wir schwammen, ist aber nahe an 1000 Fuß tief. Der Rand des Sees war überall mit hübschen kleinen Ortschaften besetzt. Aber auch am Rande der Wolkendecke lagen solche kleine Ortschaften, deren Schornsteinrauch direct an die tiefe Decke des Himmels sich hinaufwälzte. In der Ferne, an den Spitzen versteckter Seebusen, wo der Himmel ganz auf die Erde herabzufallen schien, zeigten sich die Thürme von Luzern und von Rüschnacht. Die Schiffer sagten, daß schon seit 14 Tagen der See mit einer solchen unbeweglichen Nebeldecke verhangen sei und denselben eigenthümlichen Anblick darbiete.

Obwohl ich dieß Mal, so zu sagen, nur einen Blick auf die herrlichen Ufer dieses Sees that, und obwohl ich sie zwar in einem eigenthümlichen Zustande, aber nicht bei dem vortheilhaftesten Lichte und Wetter sah, so wurde ich doch von ihren mannigfaltigen Reizen im höchsten Grade entzückt. Alle Beschreibungen und Bilder, die ich davon gesehen hatte, hatten mir keine genügende Idee davon gegeben, und ich glaube, daß die Schriftsteller und Künstler der pittoresken und poetischen Seite der Natur hier noch lange nicht die gebührende Ehre erwiesen haben. Was die wissenschaftliche Seite betrifft, so bin ich gewiß, daß hier noch nicht das Allernothwendigste geschehen ist. Es wird auf den ersten Anblick vielleicht eine etwas kühne Behauptung zu sein scheinen, wenn ich sage, daß dieser See noch eine wahre aqua incognita ist, und daß ich dasselbe von fast allen großen und kleinen Seen der Schweiz versichern möchte. Es giebt zwar nur wenige berühmte Reisende und Naturforscher Europa's, die nicht einmal forschend in den Schweizer-Alpen gereist sind, und doch sind bis auf diesen Tag die Beobachtungen,

welche Saussure vor mehr als einem Jahrhundert über die Temperatur dieser Seen machte, noch immer bis jetzt die einzigen, auf welche unsere Kenntniß dieser Verhältnisse gegründet ist. Dabei muß man wissen, daß Saussure nur in jedem der Hauptseen eine einzige Beobachtung, nur überall in derselben Tiefe, nur überall in derselben Jahreszeit machte. Sollte man nicht denken, daß diese Seen, an deren Ufer seit Jahrhunderten solche Sammelplätze gelehrter Forscher, solche Städte wie Zürich und Genf liegen, Städte, die man die schweizerischen Athenas genannt hat, und Menschen in allen ihren Verstecken und Winkeln zum Ueberdruß durchforscht und bekannt wären. Saussure hat das höchst merkwürdige Factum in helles Licht gesetzt, daß alle diese Seen, selbst die auf der Südkette der Alpen, in einer Tiefe von 300 bis 400 Fuß durchweg die unbegreiflich niedrige Temperatur von 3 bis 4 Grad Réaumur haben. Dieses Factum ist für die Physik von dem größten Interesse und wäre, wenn es weiter entwickelt und verfolgt würde, im Stande, über die Eigenschaften der Wärme gewiß noch manche unerwartete Frage anzuregen. Sollte man nicht glauben, daß wir jetzt seit Saussure längst, wüßten, wie diese Wärmeverhältnisse in noch größeren Tiefen der Seen sich gestalteten, in welcher Progression die Wärme nach der Oberfläche hin zunähme, oder wie sie im Herbst im Frühlinge, im Winter und zu allen Zeiten des Jahres modificirt würde. Wie interessant wäre es, wenn wir genau wüßten, wie die Wärmezustände der sehr hoch liegenden Seen zu denen der niedrigen Seen, der nördlichen zu den südlichen, der kleinen zu den großen sich verhielten. Sollte man nicht denken, daß, wie es fast bei jedem Schweizer-See emsige Fischer giebt, die keine Forelle und keinen Lachs begnadigen, so auch jeder Schweizer-See seinen Gelehrten gehabt hätte, der Alles mit Sonde und Thermometer bis auf den Grund

durchforschte. Wir sind aber so weit davon entfernt, daß in den meisten Seen dieser vieldurchforschten Schweiz noch nicht ein einziges Mal ein Thermometer gesteckt hat. Man hat es mit Recht der Mühe werth gefunden, alle Unebenheiten der Erdoberfläche in den Gebirgen genau zu bestimmen und in Reliefs und Karten nachbildend darzustellen. Obgleich die Seen auch einen Boden haben, dessen Gestaltung für die Wissenschaft im höchsten Grade interessant ist und dessen verschiedene Tiefe mit Hilfe des Sentbleies fast noch leichter zu erforschen ist, als die Höhe der Berge, so hat man sich doch fast überall, mit wenigen Ausnahmen, damit begnügt, nur eine einzige Linie bei jeder Seebeckensfigur genau zu bestimmen, nämlich die Linie seiner Ufer. Die Tiefe einer Menge kleinerer Seen der Schweiz ist noch völlig unbekannt. Bei den meisten ist sie nur an einzelnen Punkten bestimmt. Es lohnt sich kaum der Mühe, einen großen und idealischen Maßstab an winzige Leistungen zu legen, und ich will daher hier nicht das ganze Ideal der vollständigen Kenntniß dieser Seen, wie sie sein sollte und könnte, ausführen, weil es von vornherein klar ist, wie unbedeutend unsere Kenntniß, wie sie ist, dagegen erscheint. Aber ich will nur noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der fast nie untersucht worden ist, auf die Art der Bewegung der Gewässer in diesen Seen. Einige dieser Seen sind bis 1000 Fuß tief. In der Bodensee soll an einzelnen Stellen 2000 Fuß tief sein, und die größte Tiefe des Langen Sees ist sogar auf 2460 Fuß angegeben. Die Flußbetten, in denen diese Seen abfließen, sind dagegen nur wenige Fuß tief, und es scheint daher, daß nur immer eine sehr dünne Wasserschicht auf der Oberfläche der Seen sich allmählig in diese Flußbetten hineinschieben könne. Auch die Winde setzen die Oberfläche der Seen nur bis zu einer geringen Tiefe in

Bewegung. Sind nun jene Gewässer in der Tiefe seit Anbeginn stillstehend wie Krystall und fest gemauert wie die Steine im Inneren der Gebirge? Oder werden auch hier unten etwa durch warme Quellen und durch andere Umstände Bewegungen und Strömungen hervorgebracht? Und wenn, wie es zu vermuthen steht, dem so ist, wie circuliren denn die Gewässer der Seen, in wie viel Zeit schieben sich die obersten Schichten fort und zum See hinaus? Im Laufe wie vieler Jahrhunderte kommen die alleruntersten Gewässer in der Tiefe von 2000 Fuß allmählig nach oben, um hier zu verdunsten oder aus dem See hinauszulaufen? Man hat längst berechnet, in wie viel Jahren der menschliche Körper durch Ausdünstung und andere Prozesse sich völlig metamorphosirt, aufgezehrt und erneuert hat. Aber in wie viel Jahrhunderten dünsten und laufen wohl diese Seebecken aus und füllen sich wieder durch neuen Zufluß? Ich will zugeben, daß zum Theil diese und andere Fragen, deren einem immer viele durch den Kopf gehen, wenn man auf der platten Oberfläche dieser Seen dahinfährt, unlösbar sind. Aber man kann sich dem Unlösbaren doch auf eine gewisse Distanz nähern, und daß dieß bei Weitem nicht hinreichend geschehen, scheint nun allerdings mit Recht auffallend zugleich und demüthigend für unsere Zeit.

Meine Schiffer führten mich nun nach unserer kleinen Excursion auf die Mitte des Sees verabredeter Maßen ans Ufer zurück und setzten mich bei der Ausmündung des zweiten Thales von Unterwalden bei Stanzstadt ans Land. Das Thal, das sich an seinem Ende spaltet, hat noch eine Ausmündung bei Buochs. In der Mitte der Spaltung zwischen beiden Mündungen liegt der Berg Bürgen, auf dem unser Luegi-Mädli wohnte. Das „Luegi“ heißt eine Partie dieses Berges, auf der ihre kleine Wirthschaft liegt, und von der

sie den Namen hatte. Ein Paar sehr gesprächige Frauen aus Stanz, die sich auf dem Wege an uns angeschlossen, zeigten uns „das Luegi“ oder vielmehr nur die Stelle, wo es dicht unter den Wolken lag. Denn leider auch diese Höhe war in Nebel gehüllt. Sie kannten das Luegi-Mädli, über das wir sie befragten, gleich und waren voll Lobes wegen ihrer Redlichkeit und Richtigkeit.

Stanz, das Hauptdorf von Unterwalden nid dem Walde, liegt an dem Punkte der Vereinigung jener beiden Thalspaltungen, von dem ich sprach, und die Dertchen Buochs und Stanzstadt sind ihre beiden Hasenplätze. Die Landschaft hat hier überall so schöne und anmuthige Scenen, wie keine Phantasie sie sich einzubilden und wie Pinsel und Feder sie zu copiren nicht im Stande sind. Man möchte immer jeden Winkel schildern und malen, wenn nicht der Gedanke, daß es tausend solche Winkel in der Schweiz giebt, den Muth dazu entsinken machte. Die Schweiz ist wohl das einzige Land in Europa, das von einem Ende zum anderen bei jedem Schritt, den man dahin thut, schön und interessant ist. So wie man nur aus dem ebenen Elsaß bei Basel, oder aus dem ebenen Frankreich bei Genf, oder aus dem ebenen Baiern bei Constanz den Fuß ins Land setzt, ist man von der Poesie einer zauberischen Landschaft umgeben und bleibt es bis an die Grenzen der Schweiz bei den einförmigen Ebenen des Po hinab. Ich begreife kaum, was die Leute, die unter solchen Scenen aufgewachsen sind, bei dem Anblick unserer norddeutschen Ebenen empfinden mögen. Wenn ich daran denke, schaudere ich fast. Es dünkt mich jetzt so natürlich, daß ein Land aus einer Abwechslung von Hügeln, Hochgebirgen, Thälern, Ebenen, Seen, Flüssen, Felsen und Wäldern bestehe, daß es mir fast scheint, als hätten jene platten Länder gar keine

Natur und keinen Charakter. Das ganze Land, platt wie der Fisch, das muß einem Schweizer völlig monstruös erscheinen.

Ich ruminire selbst jetzt, wo ich die Schweiz in ihrem Winterkleide sehe, immer solche Betrachtungen. Wie wird sie mich erst im Frühlinge wieder entzücken, wenn alle diese schönen Nuß- und Obstbäume, von denen der hübsche Flecken Stanz umgeben ist, lieblich erblühen, wenn alle üppigen Wiesen umher von dem Geläute des gesättigten Viehes ertönen, wenn alle so äußerst malerisch umher gruppierten Berge von dem Jauchzen der Hirten und dem Gesange der Vögel erklingen, und Alles in dem lieblichsten Sonnenscheine lächelt. Freilich muß es in einer solchen Jahreszeit dann auch besonders schmerzlich sein, ebenfalls auf Schritt und Tritt nicht nur an die Schönheit der Schweiz, sondern auch an ihre innere politische Zerrissenheit erinnert zu werden.

Wir wohnten in Stanz einigen Artilleriemännern mit zwei Kanonen bei, zu denen Luzern einige Artillerieoffiziere geschickt hatte, um die Hirten in dem Gebrauche des schweren Geschüßes einzuüben. Wir hörten von zwei anderen Kanonen, die Luzern den Freischärnern von Bern abgenommen und die es an den Staat von Unterwalden als Trophäen und Siegesmonumente und als ein Zeichen der Dankbarkeit für geleistete Dienste verehrt hatte. Man zeigte uns auch den Platz auf dem Markte des Ortes, wo einer jener Freischärler, der, aus Unterwalden gebürtig, mit den Bernern gezogen war, eine infamirende Strafe erlitten hatte. Die Luzerner hatten ihn gefangen genommen und an die Unterwaldener ausgeliefert, und diese hatten ihn dafür öffentlich an den Schandpfahl gebunden und ausgepeitscht.

Man vernimmt es mit Verwunderung, daß diese freien

Republikaner noch bis auf den heutigen Tag eine Bestrafungsart beibehalten haben, welche die alten griechischen Demokraten bloß bei ihren Sklaven anwandten, und daß sie diese Strafe nicht allein bei Diebstählen und anderen gemeinen Verbrechen, sondern auch bei politischen Vergehen in Anwendung bringen, da außer Rußland jetzt sonst kein Staat in Europa mehr ist, wo so etwas geschehen könnte. Da ich mich, als Jemand, der im Osten Europa's mehre Mal über Stockprügel Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatte, für den Gegenstand natürlich interessirte, und da ich mich an Ort und Stelle genau über das hier beobachtete Verfahren erkundigte, so will ich eine Beschreibung von dieser urschweizerischen Bestrafungsweise geben. Ist Jemand zur Stockprügelstrafe verurtheilt, — und so viel ich im Laufe des Winters aus Berner Journalen, die gleich jeden Fall dieser Art, der in den Urkantonen vorkommt, mit gebührendem Abscheu signalisiren, sehen kann, ist dieß ziemlich häufig, — ist Jemand, sage ich, zu Stockprügeln verurtheilt, so stellt man ihn zuerst eine Viertelstunde an den Pranger oder, wie man hier sagt, „an den Lasterpfahl.“ Dieser Lasterpfahl ist mitten im Dorfe errichtet, und die Jugend hat das Recht, sich manche Freiheiten mit dem Verbrecher herauszunehmen. Dieser muß dabei, wie zum Spott, den Stock, mit dem man ihn zu strafen gedenkt, in der Hand halten. Darnach holt man ihn ab und führt ihn gewöhnlich in Begleitung einer lärmenden Volksmenge durch das Dorf, indem man ihm bei jedem 5ten oder 10ten Schritte zwei Hiebe über den Rücken giebt. Man hat dabei eine sogenannte „große“ und „kleine Tour“. Bei jener muß der Delinquent einen weiteren Weg machen, und die Prügel werden ihm vom Henker gegeben. Bei dieser ist sein Leidensweg kürzer, und sein Weiniger ist ein Dämon mit minder erschreckendem

Namen, hier in Unterwalden der Bettelvogt. Da der Geprügelte das ganze Dorf mit Geschrei erfüllt und vor jedem Hause einmal seufzt, so kann fast kein Einwohner diesem betrübenden Anblick sich entziehen, und man kann sich denken, wie viel Zartgefühl bei einer solchen Scene abgestumpft und wie viel Rohheit dadurch erzeugt werden mag. Soviel ich habe in Erfahrung bringen können, werden sowohl in Stanz und in Sarnen, als auch in Altdorf und Schwyz die Stockprügel auf ganz ähnliche Weise ausgetheilt. Das Wunderbare ist dabei, daß diese freien Republikaner auf ihrer Volksversammlung diese Strafweise adoptirt und sich selbst aufgelegt haben; eine Strafart, die zu allen Zeiten jeden freien Mann empört hat, und bei der selbst die Sklaven das tiefste Gefühl von Scham und Ingrimm empfinden, wie ich oft in Rußland zu bemerken Gelegenheit hatte.

Der Freischärler, welcher diese barbarische Strafe seiner politischen Principien und Handlungen wegen erlitt, war, wie es schien, ein Mann von nicht ganz gemeiner Bildung. Einen Kupferstich, der seine Execution darstellt, finde ich hier unter den Bernern vielfach verbreitet. Er ist jetzt Bürger der vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin er bald nachher auswanderte. Ich möchte wissen, mit welchen Gefühlen er dort an seine alten Bergrepubliken zurückdenkt. Es ist übrigens erst seit 17 Jahren, seit 1832, daß die Prügelstrafe in den übrigen liberalen Cantonen, in Zürich, Bern u., abgeschafft wurde. Was die Leute mir hier von Stockschlägen, welche die alten patrizischen Oberamt männer und Statthalter in diesen Thälern des Oberlandes vor 1830 an Männer, Weiber, Mädchen austheilten, erzählen, klingt wirklich nichts weniger als republikanisch oder eidgenössisch. Noch jetzt leben hier im Arthale Weiber genug, welche Narben auf dem Rücken tragen von den Stockschlägen, die ihnen auf Befehl eines alten

patrizischen Statthalters, welcher von 1826 bis 1830 hier regierte, gegeben wurden.

Wir übernachteten in Stanz und setzten am anderen Morgen unsere Rückreise über Kärns nach Lungern fort. An der Straße nach Kärns fanden wir eine ganze Reihe von Sträflingen in schweren Ketten arbeiten, ebenso wie man deren in den ungarischen Städten sieht. Auch in Luzern gehen auf den Straßen die Sträflinge in Ketten umher, immer Almosen bittend oder in den Häusern der Bürger eine Beschäftigung suchend. Auch solche Dinge contrastiren gewaltig mit der Vorstellung, die wir von freien stolzen Republikanern haben.

Nicht weit von Stanz ist der Platz, wo die Unterwaldbener alle Jahre im Frühling ihre „Landsgemeinde“, d. h. ihren souverainen gesetzgebenden Körper versammeln. Mitglied dieser Landsgemeinden ist jeder Mann, der sein zwanzigstes Jahr erreicht hat, — in Unterwalden ebenso wie in den übrigen Ur-cantonen, die alle seit uralten Zeiten der Form nach die unbeschränkteste demokratische Verfassung gehabt haben. Ich sage der Form nach, denn in der That sind es doch immer nur einige Wenige, die Priester und die sogenannten „Herren“, welche das Ganze leiten und diejenigen Gesetze durchsetzen, die sie haben wollen. Mein Berner Führer hegte daher auch, ganz anders als Johannes von Müller, eine große Verachtung gegen diese Volksversammlungen der Urcantone und gab mir zu verstehen, daß das Ganze nichts weiter sei, als was die Engländer einen „humbug“ nennen. Mein Berner, der oft solchen Landsgemeinden beigewohnt hatte, stellte mir die Sache so dar: Auf der großen Wiese, die zu der Versammlung bestimmt ist, werden eine Tribüne und ein Tisch errichtet, an dem der Landammann, der Säckelmeister, der Bannerherr und die anderen Beamten Platz nehmen. In der

Nähe des Tisches sind Bänke für die Herren vom Herrenstande. Rund herum ist ein Ring mit Stricken und Pfählen gezogen, in den jeder Unterwaldbener Mann hineintreten kann, um mit zu stimmen. Zuerst spricht nun der Landammann einige Worte, in welchen er den Leuten einige grobe Schmeicheleien sagt oder sie in heitere Laune versetzt. Dann resignirt er auf seinen Posten und schlägt seinen Nachfolger auf den Stuhl des Landammanns vor. Wer der Nachfolger sein soll, haben die Herren gewöhnlich unter sich schon ausgemacht, und wenn sein Name genannt wird, so schreit das Volk gewöhnlich: „So, so, den weimer! den weimer!“ (den wollen wir! den wollen wir!), und dadurch ist der Landammann gewählt. Ebenso werden die anderen hohen Posten besetzt. Hat sich vielleicht, wie es zuweilen geschieht, eine Gegenpartei gegen den Vorgeschlagenen gebildet, und tritt etwa ein Redner aus dem Volke auf und versichert, der Vorgeschlagene sei ein schlechter Wirth, ein Betrüger und Schuldenmacher und passe nicht zu dem Posten, er möchte daher lieber Den und Den ernannt sehen, so sagt der Landammann wieder: „Freilich ist Der, den Ihr haben wollt, ein sehr guter Mann, aber was die Beschuldigungen betrifft, die Ihr gegen den von uns Genannten vorbringt, so weiß ich bestimmt, daß sie nicht wahr sind, und ich glaube, Ihr könnt gar keinen besseren wählen“, und diesen Versicherungen des Landammanns pflichtet am Ende auch gewöhnlich die Majorität dadurch bei, daß sie sich für seinen Candidaten erklärt. Die Wahl der Beamten ist auf einer solchen Landsgemeinde in der Regel die Hauptsache. Denn das ganze Parlament ist gewöhnlich nur 3 oder 4 Stunden von 11 Uhr Morgens bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags beisammen, und die Beamten regieren dann das Land allein während der übrigen Stunden

des Jahres. Sind die Beamtenstellen erst so besetzt, wie die Herren es wünschen, so werden dann noch einige neue Gesetzesvorschläge gemacht, die ebenfalls durchgehen, weil das Volk meistens nicht versteht, welche Gewalt es dabei aus den Händen giebt. Am Schlusse kommt dann noch wohl der Landammann auf irgend einen Gegenstand zurück, den das Volk gut begreift und der eins seiner Lieblingsinteressen berührt, wie z. B. auf den Vogelfang, die Jagd und Fischerei. Dabei erhebt dann der Landammann die Stimme und spricht laut: „Mit dem Vogelfang, der Jagd und der Fischerei, damit lassen wir es, denk' ich, beim Alten, so wie wir's von unseren Vorvätern überkommen haben. Die lassen wir frei, wie sie immer gewesen sind.“ — Dann schreien sie alle: „Ja, ja, damit lassen wir es bei den Bestimmungen unserer Vorväter. Wir sind ja freie Leute. Vogel- und Fischfang sollen frei sein. Und kein Patent für die Jagd, wie sie es in Bern haben müssen, wollen wir auch nicht lösen!“ Und somit gehen sie jubelnd auseinander.

In Kärns schloß sich ein Unterwaldener Bauersmann an uns an, der nicht zum Herrenstande gehörte. Es war ein einfacher Tagelöhner. Ich fragte ihn, ob er auch eine Stimme auf der Landsgemeinde habe. „D ja!“ sagte er, „in den Ring darf ja Jeder hinein, und ich habe manchmal meine Hand gestreckt. Aber meine Meinung habe ich nicht dazu gegeben. Dazu fehlt unser einem die Couragi!“ Ich sagte: „Ihr seid ja aber ein ganz freier Bürger und könnt in der Volksversammlung dreist Euere Meinung sagen!“ „Ja, das ist wohl wahr. Aber, wie gesagt, es fehlt uns die Couragi. Der gemeine Mann luegt halt auf die Herren. Was die Herren machen, das ist halt gemacht. Unser Eins streckt bloß die Hand aus.“

Sonst waren die Unterwaldener und ihre Nachbarn, die Leute aus dem Berner Haslithale, sehr gute Freunde, und sie kamen bis noch vor wenigen Jahren auf den Bergen, welche ihre Thäler trennen, häufig zusammen, um Ring- und Kampfspiele zu feiern, wie die Bewohner benachbarter Thäler dieß häufig auf den sie trennenden Bergrücken zu thun pflegen. Bei der jetzigen Spannung zwischen den Urkantonen und den neumodig liberalen Bernern hat dieser freundnachbarliche Verkehr völlig aufgehört, und jene Spiele sind nun ganz eingestellt. Da mein Führer ein Freischärler war, so war es mir daher besonders interessant, sein Benehmen hier den Leuten von Unterwalden gegenüber zu beobachten. Zu meiner Verwunderung verstand er sich sehr bald und sehr gut mit unseren neuen Bekannten, und ich merkte an ihren Reden bald, daß es auch hier in Unterwalden Leute gab, welche den Grundsätzen der Freischärler weit mehr huldigten, als denen ihrer Herren. Unterwalden gilt im Uebrigen für einen der einigsten und ruhigsten Cantone der Schweiz, in welchem unglücklichen Lande es sonst fast keinen einzigen Canton, keine einige Stadt und kein einiges Thal giebt.

Wir gingen über die reizenden Höhen von Kärnß, traten jenseits des Kärnser Waldes wieder in Unterwalden nid dem Walde ein und wanderten von Stufe zu Stufe wieder zum Sarner See und von diesem zum Lungern-See hinauf. Hier fanden wir einen Mann, der ein hübsches fettes Kalb hinter sich her zog, und da, wie mein Führer sagte, dieser Mann einer vom Herrenstande war, von dem ich während meiner drei Tage in Unterwalden so viel gehört hatte, ohne Gelegenheit zu haben, ein Mitglied dieses mächtigen, gefürchteten Herrenstandes besonders nahe zu sehen, so war ich froh, die Bekanntschaft dieses Kalbführers zu machen, der, unsere Gesell-

schaft vergrößern, längs des Sees mit uns nach Lungern hinauf ging. Es war ein schöner, großer, wohlgekleideter, junger Mann, der, obwohl er ein Kalb zog, in der That in seinem ernstern Wesen und seiner ganzen Haltung einen Anstrich von Würde und Noblesse hatte. Seine Familie hatte schon seit alten Zeiten hohe Aemter in der Republik bekleidet. Sein Vater, ein Wirth in Lungern, war Bannerherr gewesen, sein älterer verstorbener Bruder sogar Landammann, und er selber war noch jetzt Senator, d. h. Mitglied des obersten Rathes des Landes, der im Namen der Landsgemeinde die Staatsangelegenheiten leitet. Nebenher leitete er noch die von seinem Vater ererbte Gastwirthschaft in Lungern im Verein mit seiner Mutter und einem jüngeren Bruder. Ich beschloß, die Nacht bei ihm in Lungern zu logiren. Welch eine Idee, einen Senator, einen Rathsherrn, einen Reichsrath mit einem Kalbe ziehen zu sehen, das er sich im nächsten Dorfe gekauft hat, um es fett zu machen und nachher stückweise seinen Gästen gebraten zu serviren. Aber dieß ist ganz urschweizerisch, und ich bin schon etwas an solche Dinge gewöhnt. Ich habe hier schon viele Großräthe gesehen, die, wenn sie in der Hauptstadt des Cantons sind, im Parlament des Staats sitzen, zu Hause aber den Bauern und reisenden Handwerksburschen für einen halben Bagen ein Glas Wein einschenken, oder Statthalter, die in ihrer Jugend Geisbuben waren, oder Bannerherren (Kriegsminister) oder Regierungspräsidenten, die den Fremden wie Kellner hinter dem Stuhle aufwarten. Längs des hohen Ufers des Sees von Lungern hinwandernd pslog ich mit meinem Senator die eifrigsten Gespräche über die Staatsangelegenheiten von Unterwalden, wobei er sich jedoch, wie es einem Haupte des Landes geziemt, mehr zurückhaltend mit seinen Antworten zeigte,

als ich mit meinen Fragen. Ich fragte ihn, was sein Bruder als Landammann an Gold erhalten habe. Er sagte: 20 Schilling (1 Franken) täglich, welches der altherkömmliche und gewöhnliche Gold eines Landammanns von Unterwalden sei. Es giebt in England einen Schuldirektor (den Headmaster von Eaton), der sich auf 4000 Pfund Sterling steht, und in Irland kenne ich einen Richter, der als solcher 5000 Pfund Sterling einnimmt. Demnach hat der erste Mann im Staate von Unterwalden jährlich ungefähr so viel Gehalt wie jener englische Schuldirektor und dieser irische Richter in einem Tage. Die anderen obersten Beamten des Landes haben eine noch geringere Besoldung, und man mag darnach auf die Wohlfeilheit dieses Staatshaushaltes schließen. Ich könnte, wenn es nicht zu weitläufig wäre, das ganze Budget von Unterwalden, welches ich erhalten habe, mittheilen. Doch will ich nur soviel sagen, daß es in Deutschland eine Menge Edelleute giebt, die für ihr Haus, ihre Bedienten, ihre Förster, Beamten &c. ein unvergleichlich größeres Budget haben, als dieses Hirtenvolk für seinen Staat. So gering die Besoldungen der Staatsbeamten sind, so gering ist auch das ganze Nationalvermögen und das Besizthum der Einzelnen. „Gerade heute,“ sagte mein Senator, „ist die reichste Frau von Unterwalden gestorben. Sie war eine „Hochhuustochter von Wolfenschießen“ *) und hatte nicht weniger als 800 Gulden reine Revenueen jährlich.“ Ein Banquier in London könnte wohl diese ganze Nation auskaufen, die Summe, in einen Wechsel verwandelt, in die Tasche stecken und fragen, warum denn seit tausend Jahren um einer solchen Kleinigkeit willen die Leute soviel Geschrei gemacht, soviel Muth, Tapferkeit und Patriotismus aufgewandt hätten.

*) D. h. eine geborene Hochhuus aus Wolfenschießen.

Indem ich dem Kalbe meines Reichsraths, das zuweilen nicht von der Stelle wollte und ihm viel Noth machte, einen kleinen Stoß gab, fragte ich ihn, ob es auch verschiedene politische Vereine in Unterwalden gäbe. „Ach nein,“ erwiderte er, „ich kenne hier gar keine Parteien. Höchstens giebt es einige unnütze, unruhige und schlechte Subjecte, welche man bestrafen lassen müßte. Das ist Alles.“ Mir fiel dabei eine Aeußerung von Louis Philippe ein, der auch kürzlich einem seiner Unterthanen, der von den verschiedenen Parteien in Frankreich reden wollte, ins Wort fiel und versicherte, er kenne gar keine verschiedenen Parteien in seinem Königreiche. Auch die Dogen von Venedig haben nie etwas von verschiedenen Parteien in ihrem Staate hören wollen.

Die Gesetze des Landes, die von Alters her gegolten haben und die zu verschiedenen Zeiten von den Landsgemeinden beliebt und bestätigt wurden, sind in dem sogenannten „Landbuche“ gesammelt. Dieses Landbuch ist noch nicht gedruckt worden. In jeder Gemeinde aber befindet sich ein geschriebenes Exemplar desselben, das bei dem Weibel der Gemeinde aufbewahrt wird. Jeder, dessen Interesse es ihm wünschenswerth macht, ein Gesetz nachzulesen, geht nun zum Weibel, „um ins Landbuch zu luegen.“ Nachdem ich mir bei der würdigen alten „Frau Bannerherrin,“ die in Lungern ein treffliches und höchst empfehlenswerthes Wirthshaus hält, ein gutes Abendessen und Nachtlager bestellt hatte, ging ich auch zum Weibel, „um ins Landbuch zu luegen,“ über das ich einige Mittheilungen machen will, weil vermuthlich nur wenige Reisende sich die Mühe nehmen, auf ihren Reisen in der Schweiz neben dem Rigi, den Seen, den Gletschern, auch noch solche alte schweizerische Merkwürdigkeiten zu besichtigen und zu schildern.

Ich fand den Weibel sehr bereit, meinem Wunsche zu

willfahren, und er legte mir den alten Unterwaldener Gesezes-Coder vor. Es war ein mäßiger Folioband, in dem sich ebenso viele kurze Geseze, als leere Seiten zum Nachtragen der allensfalls künftig auf der Landsgemeinde beliebten Geseze befanden. Da in Unterwalden alle Jahre nur drei bis vier Stunden der Discussion und der Abfassung der Geseze gewidmet werden, so kann natürlich manches Jahrtausend hingehen, ehe ihr Gesezbuch auf ähnliche Weise anschwillt, wie die Codices anderer Länder, in denen man das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht (ich denke an die englischen Parla-mentsverhandlungen) Geseze macht. Ich konnte in wenigen Stunden so ziemlich die Hälfte des Ganzen durchlesen und war erstaunt über die unbestimmte, ungehobelte, rohe Abfassungsweise der Bestimmungen eines Codex, der noch jezt im 19ten Jahrhunderte in einem europäischen Staate Giltigkeit hat. Mir kam es vor, als entzifferte ich alte Runen und hätte Geseze vor mir, wie sie bei den alten Franken, Allemannen und Burgundionen aufgesetzt gewesen sein mögen. Selbst der Sachsen- und Schwabenspiegel schien mir gegen dieses Unterwaldener Landbuch eine civilisirte Lectüre. Um eine kleine Probe zu geben, will ich hier einmal das ganze Capitel über die Landstraßen in Unterwalden hersezen. Es lautete folgendermaßen:

„Wir haben aufgesetzt und gemacht von wegen der Landstraßen: Allwo Landgüter von beiden Seiten an die Straße stoßen, sollen sie den halben Theil der Kosten geben, wo Noth ist zu bauen, und wo ein Baumeister heißt bauen. Aber wo ein Landgut innerhalb an die Straße stößt, soll es den vierten Theil der Kosten geben. Und wenn Einer, der Gut an der Straße hat, für sein Theil an der Straße, da ihm befohlen wird, selbst bauen will, der mag es thun, jedoch fürderlich. Ober aber, wenn er es nicht fürderlich thut, soll der Baumeister selbstn Werkleute dingen.“

Man denke sich nun, daß dieser Artikel alle Bestimmungen des Unterwaldener Landbuchs enthält, und dieß in unserm Jahrhundert, in welchem der Straßenbau einer der vornehmsten Gegenstände ist, welcher die Gesetzgeber und Staatsmänner beschäftigt. Ich fragte vergebens nach neueren Bestimmungen über den Straßenbau. Man versicherte mir, man habe keine. Ich suchte das ganze Landbuch deswegen durch und fand nichts Anderes, als jenes Duzend Worte. Nun sage man mir noch, daß nicht auch unsere Zeit noch Staaten habe, die denen des goldenen Zeitalters frappant ähnlich sehen. Können die thessalischen und arcadischen Hirten einfachere Bestimmungen über den Straßenbau in ihren Thälern gehabt haben? Ein solcher Staat wie Unterwalden verhält sich zu einem unserer Staaten, wie ein Apfelskern zu einem Apfelbaume.

Ein Artikel aus der Rubrik über das Kriegswesen lautete so: „An der Landsgemeinde von 1791 ist meinen Gnädigen Herren über das Musterungsproject zu disponiren überlassen, in der Meinung, daß männiglich soll exerciren lernen.“ Diesem Artikel zufolge können also die „gnädigen Herren“, wie es scheint, so ziemlich jeden Unterwaldener als Soldaten enroliren und exerciren lassen und über ihn disponiren, wie sie wollen, eben so, wie sie jener Bestimmung über die Landstraßen zufolge so ziemlich überall da Straßen bauen lassen können, wo sie es zu befehlen für gut finden. Wie originell und naiv ist es dabei, daß der Secretair oder Protokollist, der diese Bestimmungen ins Gesetzbuch eintrug, sehr häufig in der ersten Person spricht: meine gnädigen Herren. „Meine gnädigen Herren“ spielen eine sehr große Rolle in dem Landbuche. Sie kommen fast auf jeder Seite ein Mal vor, und wie die Könige die Anfangsbuchstaben ihrer Namen, die sie so oft schreiben, in einer wunderlich geschmückten Schiffré zusam-

menschmelzen, so hat hier der Schreiber mit den Worten: „meine gnädigen Herren“ verfahren. Gewöhnlich stehen nur die Anfangsbuchstaben „M. G. H.“ hübsch und groß gezeichnet mit allerlei Schnörkeln da. Jeder Unterwaldener weiß schon, daß damit die „Herrlichkeiten,“ so werden die vom Herrenstande auch zuweilen im Landbuch genannt, gemeint sind. Man denke nun an diese Kälber treibenden und Kellnerdienste verrichtenden „Herrlichkeiten,“ um die Sonderbarkeiten dieses originellen kleinen Hirtenvolkes durchzufühlen. Freilich muß ich bemerken, daß auch die Landsgemeinde immer die „hohe Landsgemeinde“ genannt wird, und daß man von ihr, als dem eigentlichen Souverain des Landes, immer mit einem gewissen Respect redet. Doch verhält sich diese hohe souveraine Landsgemeinde zu den Herrlichkeiten vom Herrenstande vermuthlich ungefähr so, wie das Ansehen der letzten Merovingischen Könige zu ihren Majordomen.

Auch in anderen Urkantonen finden sich ganz ähnliche Verhältnisse und ganz ähnliche antediluvianische Landbücher. Doch sind diese letzteren in einigen Cantonen bereits etwas besser redigirt und gedruckt, z. B. in Uri. Es versteht sich, daß Bern und andere größere Cantone, in denen der Staat sich in einem höheren Grade von Entwicklung befindet, ihre weitläufigen und fleißig ausgearbeiteten Gesetzbücher haben. Die politischen und geselligen Zustände in den verschiedenen Schweizercantonen stehen auf sehr verschiedenen Stufen. Die französischen Cantone sind in allen Beziehungen am weitesten entwickelt. Die volle Bedeutung des Lebens, sagt Burdach, wird uns erst dann klar, wenn wir auch seinen Keimen nachspüren und seine ersten Regungen belauschen. So wird uns die volle Bedeutung unserer Staats Einrichtungen erst klar, wenn man solche Staaten wie Unterwalden gesehen hat.

Ich habe schon oben gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß man auch hier in diesen Alpenthälern beginnt, die Seen trocken zu legen, oder wenigstens die Ausdehnung derselben möglichst zu beschränken, und daß man namentlich dem See von Lungern einiges Land abgewonnen hat. Ein See, so sehr er auch dem Maler und Fischer gefallen mag, ist für den Oekonom und Landmann am Ende doch weiter nichts als eine Wüstennei, ein vollkommen ertragloses Oberflächenstück. Und in jedem Lande, in dem eine vernünftige Staats- und Hauswirthschaft existirt, sollte man daher darauf ausgehen, die Seen sämmtlich abzuleiten und auszutrocknen. In der That ist für die Verringerung dieser Art von Wüstenneien in den letzten 30 industriellen Jahren in allen Ländern Europa's, die ich kenne, mehr geschehen, als früher in Jahrhunderten. Sogar in Livland, Kurland, Dänemark und Schottland habe ich viele Unternehmungen dieser Art beobachtet, und in Holland sah ich Veranstaltungen, die man getroffen hatte, um mit Hilfe von Dampfmaschinen ein ganzes ziemlich großes Binnenmeer auszupumpen. Ich besah daher den Grund und Boden, den man aus dem See von Lungern vor einigen Jahren gewonnen hatte, mit besonderem Interesse. Die Verhältnisse waren hier zu einer theilweisen Ableitung des Sees sehr günstig. Der Riegel oder Bergabsatz, der den See vorn eindämmt, der sogenannte Kaiserstuhl, ist nicht sehr breit und also leicht zu durchbohren. Man hat von unten herauf bis etwa 400 Fuß unter die ehemalige Oberfläche des Sees durch ihn einen Stollen hindurchgetrieben, durch diesen das Wasser abgelassen und auf solche Weise an dem oberen minder tieferen Ende des Sees eine Fläche von circa 100 Morgen Landes gewonnen. Die armen Thalbewohner konnten nicht Capital genug aufbringen, diese Ar-

beit auszuführen, und die Berner, ihre politischen Feinde, streckten ihnen das Nöthige vor. Die ganze Geschichte der Ausführung dieses Werkes, die ich mir erzählen ließ, möchte auch den Leser wohl manche Blicke in die hiesigen eigen- thümlichen Verhältnisse thun lassen. Doch würde mich ihre Mittheilung zu weit führen. Aber eines kleinen Nebenereig- nisses will ich erwähnen, an dessen Möglichkeit Niemand gedacht hatte, und das beweisen kann, wie Vieles man bei der Ausführung solcher Arbeiten zu berücksichtigen hat. Man hatte kaum die Wassermasse — natürlich sehr allmählig, um das unterhalb liegende Thal nicht zu gefährden, — abgelassen, da fingen die alten, nun vom Wasser entblöhten Ufer an ein- zelnen Stellen an, zu bersten und zu brechen, und es schoben sich mit den herabsinkenden Erdmassen auch mehre kleine Hän- ser, Gärtchen und Wiesen in die Tiefe hinab. Vorher waren sie durch den Druck der großen Wassermasse zurückgehalten worden und lösten sich nun, da dieser Gegenruck aufhörte. Für Jemanden, der eben so viel Sinn für das Industrielle als für das Pittoreske hat, boten die neugebauten Häuserchen in der Tiefe des alten Seeufers und die frischen Felderchen und Wiesen einen sehr anziehenden Anblick dar. Es war während meiner verschiedenen Beschäftigungen Abend geworden, und die traulichen Lichterchen brannten da unten in der Tiefe so heimlich und gemüthlich, wo sonst seit Beginn der Welt das dem Feuer so feindliche Element herrschte. Es giebt indeß nur wenige Schweizerseen, deren Ufer und Umgebungen so günstig zu einer künstlichen Ablassung gestaltet sind, wie die des Lungern-Sees. Die meisten von ihnen sind erstaunlich tiefe, mit Wasser ausgefüllte Schlünde, und ihre Ufer gehen meistens gleich unter einem so steilen Winkel abwärts, daß,

wenn man sie auch 200 bis 300 Fuß tiefer legen wollte, man doch nur wenig Land an den Seiten gewinnen würde.

Ein Fußreisender hat die Quartiere und Schlafstätten, wo ihm Alles, Zimmer, Mahlzeit, Bett u., so recht comfortabel und gemüthlich bereitet wurde, in dankbarerem Andenken, als ein Zuhausebleibender die besten Dinners und die brillantesten Soirées. Daher denke ich noch immer mit Vergnügen an den Abend zurück, den ich bei jener alten, achtbaren und, wie ich sagte, einflußreichen Gastwirthsfamilie zubrachte, bei welcher, wie es bei achtbaren Leuten zu sein pflegt, der Wein kräftig, der Braten zart, das Brod weiß, die Butter frisch, das Bett bequem und auch die Gesellschaft gut war. Es war mir ein wahrer Genuß, mich mit diesen einfachen, ernstern, gescheitern, vermuthlich auch strengen Aristokraten eines Hirtenvolkes zu unterhalten, und am andern Morgen, als ich frühzeitig Abschied nahm, interessirte es mich nicht wenig, den Senator und seinen Bruder beim Ackerswagen zu treffen, an dessen Rädern sie etwas zu hämmern und zu repariren hatten.

Der Uebergang über den Brünig am frühen Morgen war dieß Mal reizend, und er wird mir noch lange in sehr gutem Andenken bleiben. Hübsche Spaziergänge in interessanten Gegenden lassen eben den Eindruck auf uns zurück, wie poetische oder musikalische Genüsse, wie die Lecture eines ansprechenden Gedichts oder wie eine schöne Musik.

Obgleich es noch früh Morgens war, so ging es doch auf den Steigen des steilen Weges zum Brünig fast so lebendig her, wie auf den Treppen eines Bergwerkes. Es kamen uns mehre Passagiere entgegen und zwar nicht, wie im Sommer, ausländische Touristen, sondern lauter inländische Staffage:

ein junger Mann mit seiner Frau, der nach Luzern reiste, — Führer, mit Hutschachteln und Kasten beladen, hinter dem Paare her kletternd, — weiter hin ein Paar Handelsreisende, die nicht weniger als drei Männer, unter großen Koffern sich bückend, bei sich hatten, — dann arme Leute aus Unterwalden, die große Laubbündel herabschleppten. Dieß Alles kam so nach und nach aus den dicksten Nebeln, die unseren aufsteigenden Pfad verhüllten, hervorgetaucht. Die Leute gaben uns die schönsten Beschreibungen von dem Wetter auf der Höhe des Passes und sagten, sie hätten soeben die Sonne über den Wolken in der herrlichsten Pracht aufgehen sehen. Der Brünig, als ein sehr niedriger Paß, wird im Winter ziemlich häufig statt der höheren, dann unzugänglichen Passagen benutzt.

Der Anblick der armen Laubträger that mir jedes Mal wehe. Die Leute legen sich oft dicht zusammengepackte Bündel von anderthalb Centner auf den Nacken. Der Kopf wird dabei ganz heruntergedrückt und zerquetscht, und das von Schweiß triefende, roth aufgedunsene Gesicht bekommt dabei einen sehr traurigen Ausdruck von Anstrengung und Pein. Ein Bildhauer, der den Atlas darstellen wollte, müßte die Köpfe dieser Leute studiren. Mit ihren hohen runden Laubbündeln, die sie mit den Armen unterstützen, gleichen sie alle jenem Globusträger. Ich glaube, die schweizerischen Laubträger übertreffen, wenn auch nicht den Atlas, doch die berühmten Portier der englischen Häfen. Diese tragen zwar auch anderthalb Centner und noch mehr auf dem Nacken, aber immer nur kurze Strecken und auf den schönen flachen Quais der Londoner und Liverpools Dock. Aber auf welchen langen und unbequemen Fels-, Wald- und Bergwegen balanciren Sene herab!

Erfreulicher als die Begegnung mit diesen Schwerbe-

lasteten waren uns die Hirten, die, mit Milch auf dem Rücken, ebenfalls in nicht geringer Anzahl uns entgegenkamen. Es waren dieß kleine Viehbesitzer aus Unterwalden, die auf dem Berge noch einige Kühe in ihren „Weidh usli“ (Weidh uschen) stehen hatten, und die nun die Milch vom heutigen Morgen und vorigen Abend herunterbrachten. Solchen Leuten, die Milch aus den Bergen bringen, begegnet man hier fast den ganzen Winter hindurch. Gegen Abend finde ich hier selbst jetzt, wo der Schnee zwei Fuß hoch liegt, alle Bergpfade von solchen Melkern belebt, die, ihre blanken Milchgefäße auf dem Rücken, bergauf steigen, um die Milch aus dem Schnee und den Wolken herabzuholen. Sie haben nämlich außer ihren großen Alpen, wo ihr Vieh im Sommer geht, noch in niedrigeren Berghöhen kleine Heuwiesen, auf denen sie sogenannte „Weidh usli“ für das Vieh erbauen. Das Heu, das sie nun auf diesen Bergwiesen gewinnen, wird von dem Vieh, das sie dort einstalliren, an Ort und Stelle verzehrt. Da diese Bergwiesen oft eine oder zwei Stunden weit von ihrem Wohnorte liegen, so sparen sie dadurch die M uhe des sehr schweren Transportes des Heues, und zugleich behalten sie den Dünger an Ort und Stelle, den sie sonst, um die Wiese zu düngen, ebenfalls weit hinausschleppen müßten. Freilich müßen sie dafür nun täglich ein Mal hinauf, um die Milch zu holen. Doch ist dieß für sie ein leichtes Geschäft, und die Zeit, die sie dabei verbrauchen, schlagen sie gar nicht an, da sie im Winter ohnedieß nichts zu versaumlen haben. Meistens stehen oben in der Bergwildni auch so ein Paar Weidh usli nachbarlich beisammen, und die Hirten finden dann Abends Gesellschaft oben, mit der sie rauchend und plaudernd, nachdem sie das Vieh besorgt haben, zusammenitzen. Am Morgen melken sie dann die Kühe noch ein

Mal, verstopfen und verschließen ihren Stall sorgfältiger gegen die Kälte als gegen die Diebe, welche sie oben nicht fürchten, und bringen dann ihren Milchvorrath gemächlich nach Hause, Sie nennen dieß Geschäft: „hirte go“ (hirten gehn); „hirten“ heißt so viel als: die Kühe besorgen. Die Wiesen und Heuvorräthe oben sind gewöhnlich nur klein und meistens am Ende des Decembers verbraucht. Dann verstreuen sie den Dünger auf die Wiese und führen das Vieh zu ihrer Wohnung ins Thal hinab, wo nun das Heu der Thälwiesen bis zum Frühjahr durchhelfen muß. Manche aber, wie gesagt, haben oben auch so bedeutende Heuvorräthe, daß sie den ganzen Winter hindurch in die Berge hirten gehen.

Statt eines guten Morgens gaben uns diese Leute alle eine Frage. Einige, die wußten, woher mein Führer war, fragten uns: „Muß's heim si?“ (Muß es heim sein? d. h. müßt Ihr schon nach Hause?) Diese Frage ist bei Bekannten hier sehr gewöhnlich. Die meisten aber fragten: „weit'r uhi?“ (wollt ihr hinauf?) worauf dann mein Führer mit der Frage antwortete: „Weit'r ohi?“ (wollt ihr hinab?). Mit diesem „Weit'r uhi“ und „Weit'r ohi“ kommt man hier jeden Berg hinauf.

Nach und nach merkten wir, daß die graue Decke über uns sich blänete, und es dauerte nicht lange, so brach der helle, klare Himmel durch. Es geschah dieß gerade, als wir bei der kleinen Kapelle auf dem Gipfel des Brünigs anlangten, und die ganze Scenerie dieses hübschen Alpenpasses lag nun in einem höchst reizenden Winterschmucke vor uns. Der Nebel hatte während der Nacht offenbar über dem Pässe gestanden; denn alle Bäume waren bereist, und die Sonne hatte ihn im Aufgehen zu beiden Seiten in die Thäler hinabgedrückt. Dieß thut sie allerdings zuweilen, viel häufiger aber

wirkt sie das Gegentheil, lockert die Nebeldecke und hebt sie empor, während die kalte Nacht sie wieder tiefer ins Thal hinabfallen läßt. Die Vereisung der Bäume war wirklich prachtwoll. Die Nadeln saßen alle in der Richtung des Paßdurchschnitts von Norden nach Süden, so wie der Luftzug der Bise gestrichen war. Alles war mit ihnen geschmückt, von den größten Bäumen bis in die kleinsten Zweige. Ich habe die Nadeln nie so groß gesehen. An den dickeren Nestchen hatten sie über 2 Zoll Länge. Dabei kam ein Umstand vor, den ich noch in keinem meteorologischen Werke über Reisbildung bemerkt und beurtheilt gefunden habe. Der an den Nestchen hingereichte Reisbesag hatte mehre Absätze, von denen der erste am Aste dicker und länger, und die äußeren, die aus ihm hervorgewachsen zu sein schienen, kürzer und dünner waren, etwa so:



Viele Gegenstände, die im Sommer alles Schmuckes entbehren, waren auf das Wundervollste mit Reiskrystallen geschmückt. Die langen Dornen aller Gebüsche hatten diesen Zierrath; eben so die verborrten Schilfstengel und die dürren Stroh- und Heualme, die der Wind in die Zweige der Bäume geführt hatte. Auch an allen Spinnefäden hing der zarteste und regelmässigste Anflug. Der Winter hatte hier also Dingen Schmuck verliehen, die der Sommer zu zieren nicht im Stande ist. Die Sonne, die sich bereits über die Berge erhoben hatte, warf die klarsten Strahlen in dieses zauberische Kry stallreich, und da sie zugleich äußerst warm

waren, während unten im Thale die empfindlichste Kälte herrschte, so kam es uns vor, als wohnten wir hier über den Wolken einer Vermählung von Sommer und Winter bei. Der Nebel und der Nordwind hatten sich in der Nacht etwa 300 bis 400 Fuß über den Brünig erhoben. Denn nur bis zu einer so hohen Linie waren alle Bäume mit weißem Winterblüthenstaube bestreut. Oberhalb dieser Linie hatten alle Bäume ihre natürliche Farbe. Wir hatten hier also eine Eisregion unterhalb einer höheren Region, die vom Eise frei war.

Es ist nicht selten, daß Wärme und Kälte sich hier in den Bergen so auf den Kopf stellen. So z. B. hatten wir diesen Winter oft das Phänomen, daß unser Thal mit dicker Schneedecke überzogen war, während der Schnee an beiden Seiten der Thalabhänge wegging. In der That hat die Schneedecke im Thale den ganzen Winter ganz unverrückt gelegen, während sie an den Bergen, wo die Sonnenstrahlen mehr Kraft haben als auf dem ebenen Thalboden, verschwand und wiederkam. Zuweilen war der Schnee an dem oberen Theile der Berge mehr oder weniger völlig weggefegt, während die untere Partie der Berge ebenso wie das Thal selbst damit bedeckt war. Es hatte dann in den oberen Gegenden ein warmer Wind geweht, während im Thale eine kalte Luftschicht den Schnee conservirte. Wir haben daher auch mitten im Winter (im Monat Januar) hier auf den Abhängen der Berge blühende Blumen gefunden (z. B. Gentianen), während auf dem Boden des Thales selbst keine einzige existirte.

Leider war unser munterer Gang auf den sonnigen Höhen hin nur so lang, als der Brünig breit ist, und auf der andern Seite des Passes gelangten wir wieder an das unwandelbare Nebelmeer. Eine Zeit lang führte unser Fußpfad

noch an dem Rande dieses Meeres hin, und auch hier waren, wie auf der anderen Seite des Brünigs, die Gehölze und Bergabhänge von zahlreichen Menschen belebt. Es waren fast lauter Laubfammer. Da die Leute kein Korn bauen und folglich auch kein Stroh haben, so ist ihnen das Laub als Streu von größter Wichtigkeit. Sie fegen daher um diese Zeit (im Spätherbste) jeden Felsen und jeden Waldwinkel mit Besen rein und sammeln alle die dürren Blätter auf das Sorgfältigste. Weil das Laubfammeln für diese Zeit des Jahres ihr Hauptgeschäft ist, so haben sie dafür, wie für die Zeit der Weinlese oder der Kornärnte, sogar einen eigenen Namen. Sie nennen sie „die Feget“ (die Fegezeit). Dieses Wort ist ganz so gebildet wie viele andere ähnliche Worte des Schweizer = Dialekts, z. B. folgende: „Bluomet“ (Blüthezeit), „Merntet“ (Merntezeit), „Winmet“ (Weinlesezeit), „Holzet“ (Zeit des Herabschaffens des Holzes), „Spinnet“ (Spinnezeit, auch Spinnengesellschaft), „Kilthet“ (Kilthezeit, auch so viel als Zusammenkunft zum Kilthen).

4.

Tour ins Oberhasli.

In Holland fließen alle Flüsse, Flußarme und Bäche nicht in eigenen natürlichen Betten, sondern in künstlichen Gräben, welche der Mensch ihnen schuf. Die wilden Flußgötter sind dort vollständig gebändigt und gestittigt. Auch dem Meere haben die Holländer Grenzen gesteckt. Sie weisen mit sehr künstlich geformten und berechneten Fortificationen seine Angriffe

zurück und lassen von seiner andringenden Fluth nur soviel ins Land, als gut ist, um die Schiffe landeinwärts zu tragen und den Handel zu fördern. Die binnenländischen Seen, wenn sie zu groß sind, werden mit zweckmäßig construirten Maschinen ausgepumpt oder auf ein kleineres Gebiet beschränkt, und sogar in die Tiefe der Erde steigen die Leute hinab, um auch den versteckten Quellen, welche der Oberfläche des Bodens schaden könnten, durch ein unterirdisches Canalssystem ihren Lauf vorzuschreiben. Man kann sagen, die Holländer haben die Najaden und Oceaniden mit sammt ihren Flußurnen und Löpsen zum Lande hinausgejagt und das Wasser selbst in ihren eigenen Urnen und Löpsen aufgefangen, um es so im Lande zu vertheilen, wie es dem rationellen Ackerbau, einer vernünftigen Viehwirthschaft und dem Interesse des Handels und Verkehrs am besten convenirt. Ebenso haben sie auch das Land in ihre bildende Hand genommen. Sie überlassen es nicht dem Zufalle, ob sich irgendwo neues Land bilden soll oder nicht, sondern sie lassen hier oder dort, wo es thunlich ist, Acker anwachsen und wissen sogar mit Hilfe einer wunderbaren Pflanze aus rollendem Sande Hügel und Berge zu ihrem Schutze emporzuziehen. Sie haben also ein ganz künstliches Land, das sie ebenso umbilden und zurecht schneiden, wie Dieffenbach den menschlichen Körper. Nur dessen, was sich in der Atmosphäre luftig bewegt, sind sie noch nicht Meister geworden und den Wind können sie noch nicht in Canälen nach ihrem Willen fließen lassen, sowie sie auch Regen, Schnee und Hagel noch nicht so regelmäßig zu leiten vermögen, wie es wohl wünschenswerth wäre.

Natürlich sollte jede Nation das Erdoberflächenstück, welches sie bewohnt, so künstlich zu organisiren suchen, wie es die Holländer mit dem ihrigen gethan haben. In jedem Lande

sollte man streben, soviel als möglich aller wilden Naturkräfte Meister zu werden und sie so zu reguliren, wie es einer guten Nationalökonomie am meisten gemäß ist. In jedem sollte der Lauf der Ströme, wo er zu schnell ist, gehemmt werden. Wo das Wasser stagnirt, sollte es in Fluß gebracht werden, der Boden, wo seine Unebenheiten hinderlich sind, sollte applanirt, wo er zu niedrig ist, sollten Erhöhungen gebildet werden. Es genügt, einen Blick auf die Oberfläche fast aller unserer Länder zu thun, um zu erkennen, wie weit sie noch von einer Musteroberfläche, wie man sie sich denken kann und wie sie bisher nur in Holland hergestellt ist, entfernt sind, wie wenig selbst das leicht Ausführbare oder Mögliche geschehen ist und welches große Feld der Thätigkeit den Nachfolgern unserer jetzigen Ingenieure da noch offen steht.

Vor Allem ist die Oberfläche der Alpenländer am weitesten von jenen idealischen Oberflächenzuständen entfernt, und es ist hier, wo der Mensch so oft von der Natur überwältigt wird und wo die Kunst mit der Natur den ausdauerndsten Kampf hätte führen sollen, vielleicht am allerwenigsten dafür geschehen. Die meisten — fast alle — Ströme fließen hier noch mit der ihnen angeborenen Wildheit in Flußbetten, welche die bildende Hand des Menschen noch nicht berührt hat und die noch denselben uncultivirten Anblick gewähren, den sie kurz nach der Sündfluth darboten. Träge bleiben sie stecken in schmutzigen faulen Morästen, oder leidenschaftlich stürzen sie sich durch die schönen Acker und Wiesen, wie es ihre wilde Laune heischt. Das Erdreich setzt sich an oder löst sich ab und verschmilzt in den Flüssen, wie es der Zufall, zu dessen Meister sich der Mensch noch nicht gemacht hat, gebietet.

Jahrtausende lang sind hier Steine, Erdhausen und

Schneeballen auf die lebenden Geschöpfe, auf ihre Wohnungen und Aecker tödtend und verwüstend herabgefallen, ohne daß der Mensch, wenngleich klagend und verzweifelnd, die Hand gerührt hätte, die Wildniß, in der er sich eingenistet hatte, zu cultiviren. Wir pflegen da, wo sehr viel von uns verlangt wird, oft am wenigsten zu thun und dann selbst das Mögliche zu unterlassen. Es ist vielleicht daher nur die Uebermacht der Natur und der Alpen daran Schuld, daß die Kunst hier die Flügel so lange lahm hängen ließ und daß die Ingenieure und Geometer, die in den ebeneren Ländern längst so Vieles geleistet haben, erst in der neuesten Zeit auch in den Alpen angefangen haben, das alte wilde Chaos ein wenig zu reguliren und den wilden Naturgöttern die Flügel einigermaßen zu stützen. Die Seen, welche sich hier zum Austrocknen darbieten, sind unergründlich tief, die Flüsse, deren Lauf man rectificiren soll, sind unbändig, die Erdhaufen, die man befestigen sollte, sind auseinander brechende Berge, die Steine, welche herabfallen, sind zertrümmernde Gebirge, und die Wege, die man applaniren muß, führen durch die Wolken.

Ich glaube, daß man in demjenigen Theile der Alpen, welcher zu Oesterreich gehört, in neueren Zeiten mit der zweckmäßigen Bearbeitung und Gestaltung der Erdoberfläche die meisten Fortschritte gemacht hat. Im Erzherzogthum Oesterreich sieht man eine Menge canalißirter und rectificirter Gewässer. Die österreichischen Alpen bieten zahlreiche Veranstaltungen dar, um das Holz der Bergabhänge auf regelmäßigen Wegen in die Tiefe hinabrutschen zu lassen oder um Lawinen und Steine unschädlich über die Köpfe der Wanderer hinwegzuführen. Sie sind zum Zwecke der Anlage trefflicher Kunststraßen applanirt, und sogar schon eine Eisenbahn läuft mitten durch die Alpen hindurch.

Die Schweiz steht, glaube ich, in dieser Beziehung vor seinen kaiserlichen Nachbarn etwas zurück. Die vielfache politische Zerspaltung des Landes mag häufig auf die für großartige Erarbeiten so nöthige Einigung nachtheilig eingewirkt haben. Jedoch hat man in neuerer Zeit nun auch hier angefangen, die Hand ans Werk zu legen und Arbeiten mancherlei Art auszuführen, die zum Theil unsere Bewunderung erregen, zum Theil für das Land außerordentlich nützlich geworden sind. Man hat Berge durchhöhlte, um zu versteckten Seen, deren unregelmäßige Ausbrüche häufig die untenliegenden Thäler verwüsteten, zu gelangen und ihnen einen regelmäßigen Ausfluß zu geben, so beim Möriler See, der an der Seite des großen Aletschgletschers liegt. Man hat einzelne Canäle gegraben, um die Schiffahrt zu befördern, so den schönen Linthcanal, der den Züricher und Wallenstädter See verbindet. Man hat Flüsse, um sie unschädlicher zu machen, einen anderen Lauf gegeben, und sogar Seen hat man, wenn nicht ganz auszutrocknen, doch tiefer zu legen und zu verkleinern versucht, um an ihren Ufern Land zu gewinnen, z. B. den See von Lungern und Unterwalden. Man hat Berge geebnet und herrliche Bergstraßen gebaut, so die bewundernswürdige Straße des Gotthardt und andere. Man hat in den letzten Jahrzehnten eine Menge Thäler überbrückt und Brücken gebaut, welche ihrer Schönheit und Solidität wegen in der ganzen Welt berühmt geworden sind, so die Brücke bei Freiburg, so die neue Narbrücke bei Bern &c. Selbst in meiner kleinen Nachbarschaft sehe ich ein halbes Duzend solcher Arbeiten schon ausgeführt oder in Arbeit oder doch im Plane. Das neue Kanderbett am Thuner See ist seit vielen Jahren fertig. Die wilde Rütchine hat bereits lange zu beiden Seiten an ihren Ufern hohe Stein-

wälle, wie sie jeder wilde Alpenfluß haben sollte, und die kleinen Kohl- und Kartoffelgärten der Leute lehnen sich nun ganz furchtlos an das Ufer des Flusses an. Eine Regulirung des Stückes der Aar, das über unser Bodeli hinfließt, ist im Plane. In den Felsen an der Nordseite des Briener Sees sprengt man lebhaft, um eine Straße ins Haslithal hinaufzuführen, und einige wilde Bergflüsse, welche an den Abhängen dieses Sees hinunterstürzen, ergießen sich seit einigen Jahren in regelmäßig ausgemauerten Canälen.

Im Winter giebt es zwischen uns und den Thälern oberhalb des Briener Sees keine andere Communication als die, welche ein kleines, täglich über den See fahrendes Boot und dann ein schmaler, felsiger Fußsteig, der am Nordufer des Sees hinläuft, gewähren können. Am Südufer des Sees machen schroff in das Wasser hervortretende Felswände alle Communication unmöglich. Da oberhalb des Sees nicht nur noch fruchtbare Thäler (wie z. B. das berühmte Haslithal) liegen, sondern auch aus diesen Thälern noch wichtige Pässe in andere Länder, so der Brünig-Paß nach Unterwalden, der Susten nach Uri, der Grimsel-Paß nach Italien führen, so muß man sich mit Recht wundern, daß dieses ganze Thal- und Wegenetz bisher nur mittels jenes kleinen Bootes und jenes engen Fußsteiges mit der übrigen Schweizerwelt zusammenhing. Im Frühling, wenn wilde Waldbäche den Fußsteig ungangbar und anhaltende Stürme zugleich den See unschiffbar machen, ist auch selbst jene Communication zuweilen unpracticabel. Es sind viele Thal-systeme, ja ganze Cantone in der Schweiz, welche so zu sagen nur durch einen Faden mit der Welt zusammenhängen und die, wenn dieser Faden abgeschnitten wird, ganz auf sich selbst reducirt werden. So befindet sich z. B. auch der ganze

Canton Uri, wenn im Frühling, wie es zuweilen geschieht, ein wilder Stöhn tagelang auf dem Vierwaldstätter See haust so zu sagen im Belagerungszustande.

Da ich die erwähnten so nützlichen Weg- und Wasserarbeiten zu besichtigen wünschte, so zog ich den Fußweg der Fahrt auf dem See vor. Bei den Wegearbeiten hätte ich mir den Professor Agassiz hergewünscht, denn die Leute hatten an einer Stelle eine ganze Reihe vollkommen abgerundeter Felsen entblößt, die Agassiz gewiß zum Beweis seiner Gletschertheorie benutzt hätte. Es waren lauter runde Köpfe, wie große Brote anzuschauen. Ihre Oberfläche war so glatt abpolirt, daß es eine Wollust für mich war, mit der Hand darüber hinzustreichen. Die Masse war Grauwacke mit vielen weißen Quarzadern, die alle quer durch geschliffen waren. Die Leute meinten, der See sei früher bis hier zu den Felsen hinaufgegangen und habe die Steine so bearbeitet. Es fragt sich aber, ob Wellen solche Köpfe herausarbeiten können. Ich sage, es fragt sich. Denn allerdings ist die Frage noch gar nicht gehörig untersucht, wie das Wasser, wie die Luft und andere polirende Gewalten die Steine abzuschleifen pflegen, und welche Gestalten sie bei der Grauwacke, beim Granit, beim Kalkstein, beim Thonschiefer und bei den anderen Steinarten bewirken können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jede Steinart von ihnen auf eine besondere Weise bearbeitet wird. Diese Vorfrage ist in den Werken über die Gletscher, sage ich, noch gar nicht berührt, und doch scheint dieß eine sehr wichtige Untersuchung zu sein, die vorzugehen muß, wenn man mit Sicherheit diese oder jene Steinpolirung dem Eise zuschreiben will.

Das Nordufer des Briener Sees ist im Ganzen eiförmig und für den Reisenden, welcher es im Vorüberfah-

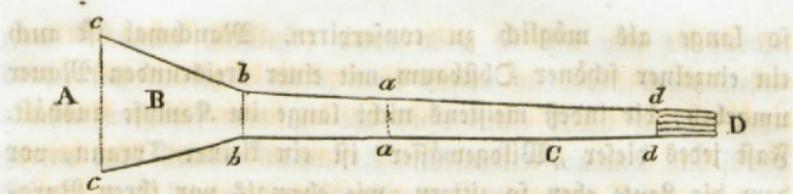
ren vom Dampfschiffe aus betrachtet, ziemlich reizlos. Die Berge laufen wie eine hohe Mauer ohne merkliche Unterbrechung und ohne viel Variation des Terrains am See hin, und die zahllosen Einschnitte, welche die Lawinen, die Bergquellen und Regenströme in die Wälder und Bergwände gemacht haben, geben ihnen so zu sagen ein recht zerlumptes und wildes Aussehen. Dem Dampfschiffreisenden, sage ich, erscheinen sie so; allein für den Fußreisenden, der Alles in der Nähe sieht, ist selbst ein solches Terrain noch voll mannigfachen Genusses, und er entdeckt da noch reizende Miniaturbilder, wo der, welcher nur ein flüchtiges Auge auf das Ganze wirft und nur die Hauptumrisse betrachtet, nichts sieht, was sein Auge fesselt.

Solche Einschnitte in den Bergabhängen, in denen wilde Gewässer fließen und in denen zugleich auch die Steine und Lawinen herabzukommen pflegen, nennen die Leute hier „Gräben.“ Der Anblick einiger dieser Gräben, besonders in der Gegend ihrer Ausmündung in den See, ist in der That das Traurigste, was man sehen kann. Obwohl diese Gräben und die in ihnen fließenden Wildbäche von ihrer Quelle auf dem Grat bis zur Ausmündung in den See in gerader Linie nur eine halbe Stunde lang sind, so haben sie doch an ihrer Mündung zuweilen ein Bett, das 300 bis 400 Schritt breit und dermaßen mit Steinen und Felsblöcken gefüllt ist, daß man glauben sollte, man habe das Bett irgend eines gewaltigen Stromes vor sich. Die Felsen auf den Gräten verwittern beständig, und mancherlei Naturkräfte sprengen sie unaufhörlich, besonders im Frühling, auseinander, und das Wasser führt sie dann in die Tiefe. Unten in der Niederung am See hin werden sie aufgehäuft, zuerst zu beiden Seiten des Wildgewässers, das zwischen ihnen, wie zwischen

zwei Dämmen hinfließt, dann aber sie hie und da durchbricht, sich in Arme theilt, neue Betten aushöhlt, neue Steindämme aufführt und so am Ende einen höchst wilden Irrgarten von Blöcken bildet. Die Menschen kommen mit ihren Gärten und Aeckern gewöhnlich so nahe als möglich zu diesen Steintwüsten heran und wagen es oft selbst mitten zwischen den Steinen zu säen und zu pflanzen, wenn etwa das Gewässer sich seit Jahren in diesem Theile seines Bettes nicht zeigte. Je mehr Bergmaterial herabgeführt wird, desto höher wird natürlich der Boden, auf dem das Gewässer abfließt, und desto gefährlicher und weitergreifend werden dann auch die Durchbrüche. Da das Wasser bei einem solchen Durchbruche eine unglaubliche Masse von Steinen mit sich führt und diese Steine in seinem Laufe überall liegen läßt, so vernichtet es da, wo es hinkommt, gewöhnlich alles Wachstum und alle Fruchtbarkeit für immer. Ueberall, an hunderttausend Wildgräben der Alpen bieten sich die betrübtesten Bilder der Verwüstung dar. Hier trifft man eine schöne Wiese, die im vorigen Frühling mit Steinen überführt wurde, dort einen großen Obstgarten, dessen blühende Bäume seit ein paar Monaten zwischen zahllosen Felsenblöcken stecken, die Niemand weg-schaffen kann. Da das Wasser nun freien Zugang zu dem Garten hat, so wird es nächstes Frühjahr wiederkommen, und die Bäume, die nun im Bette des Wildbachs stehen, werden bald verdorren. Hier wiederum ist es ein kleines Bauerngehöft, das schon eine Scheune und ein Stück Feld eingebüßt hat, und dessen Besitzer auch den Rest zu verlieren fürchten muß. Ueberall sieht man zwischen den Trümmern kleine, nur wenige Quadratlastern große Ueberreste von solchen Gärten und Wiesen, welche die Besitzer mit einer niedrigen Mauer zusammengelesener Steine umgeben haben, um sie wenigstens

so lange als möglich zu conserviren. Manchmal ist auch ein einzelner schöner Obstbaum mit einer kreisrunden Mauer umgeben, die indeß meistens nicht lange im Kampfe aushält. Fast jedes dieser „Wildgewässer“ ist ein kleiner Tyrann, vor dem die Leute eben so zittern, wie ehemals vor ihren Burg- und Schloßtyrannen. Gegen diese letzteren, die Schloßtyrannen, haben die Schweizercommunen frühzeitig sich in Gemeinfinn und einiger Kraft erhoben. Daß sie die Naturtyrannen, deren Despotie mit vereinigten Kräften ebenfalls zu beseitigen war, so lange gebuldet haben, mag uns Wunder nehmen. Die Natur, wie sie es fast überall thut, hatte ja selbst schon einen Fingerzeig gegeben, wie dem Uebel abzuhelpen, indem sie die Steine den Gewässern zur Seite legte. Der Mensch hätte nur nöthig gehabt, mit ordnender Hand hineinzugreifen und die Steine so zu legen, wie es am zweckmäßigsten war. Daß er es endlich jetzt in diesen letzten Jahren zum ersten Male versucht hat, ist ein erfreuliches Zeichen des Erwachens. Unter den vielen wilden Gräben, die in den Brienger See hinabgehen, sind jetzt doch beinahe 6 von Menschenhand geordnet und in heilsame Fesseln geschlagen. Ich interessire mich um so mehr für diese Arbeiten, da sie von den Dorffcommunen selber ausgegangen sind und also beweisen, daß der Sinn für Verbesserung und industriellen Fortschritt jetzt auch in diese so lange stagnirenden Bergcommunen eingebracht ist.

Sie nennen hier solche für wilde Flüsse künstlich hergestellte Betten oder Canäle „Schallen“ (vielleicht so viel als: „Schalen“?). Ich will hier eine solche „Schalle“ beschreiben und bitte den Leser, folgende Zeichnung, die eine Schalle im Grundriß zeigt, dabei vor Augen zu haben.



Das Werk beginnt da, wo der Bergabhang sanfter wird und die fallenden Steine und Gewässer auf ein ebeneres und zugleich cultivirteres Terrain kommen. Sie schon weiter oben in Canäle zu fassen, wäre theils sehr schwierig, weil hier kein Menschenwerk den Angriffen der Elemente lange widerstehen würde, theils nicht so nöthig, weil auf jenen unbesetzten Abhängen nicht so viele Anlagen gefährdet werden. Auch fängt erst unten in der Ebene die Ausbreitung und Zerstreung der herabgeführten Materialien an, die nun in einem schmalen Canale concentrirt werden sollen. Es schließen sich daher zunächst an den Bergabhang (bei A) zwei Mauern (cb, cb) an, die an ihrem Ursprunge (cc) so weit auseinander stehen, als etwa der Querdurchschnitt des Grabens oder Thales ist, aus dem man alles bewegliche Material auffangen will (etwa 100 bis 200 Schritt weit), und die sich dann allmählig zu einander neigen bis auf eine Distanz von 20 bis 25 Fuß (bei bb). In dem breiten Stück B hatte man nichts als die beiden Seitenmauern. Der Boden selbst blieb noch unbearbeitet. Bei bb wird aber auch der Boden bearbeitet, und es fängt hier die eigentliche Schalle an. Da der Zweck einer solchen Schalle der ist, das Wasser und mit ihm das Erdreich so schnell als möglich fortzuführen, so ist es natürlich, daß man ihr zunächst einen ganz geradlinigen Lauf, einen möglichst rapiden Abfall und dann auch einen glatten, festen Unterboden geben muß. Man begnügt sich daher nun nicht mehr bloß mit Seitenmauern (ba, ba), sondern man setzt auch

den Boden mit großen, soliden und möglichst flachen Steinen aus, und zwar so, daß nirgends ein Winkel geboten wird, wo die hinabrollenden Blöcke mit ihren Ecken stecken bleiben könnten. Man macht also die ganze Rille rund wie einen Waschtrog, so daß der Querschnitt einer Schalle etwa so ausieht:



Die Steine, welche man dazu nimmt, sind gewöhnlich dieselben Blöcke, die man im Bette des Wildbaches findet. Damit die Schalle sich bequem an das breite Stück B anschliesse, läßt man sie Anfangs noch ein Bißchen breit, bis man ihr dann in einiger Distanz (bei aa) ihre Normalbreite giebt, die sie während ihres ganzen Laufes (C), der oft eine halbe oder ganze Stunde lang ist, beibehält. Je nach der Quantität des abzuführenden Materials beträgt diese Breite 5, oder 10, oder 15 u. Schuh. Man führt die Schalle natürlich bis zur Mündung des Grabens fort, bis zu dem größeren Fluß oder bis zu dem See, in welchen er ausläuft. Hier an der Mündung setzt man der Schalle gewöhnlich eine hölzerne Nase oder Fortsetzung an, die man „Schuh“ nennt. Denn auf glatten Tannenbäumen gleiten die Steine am leichtesten fort, und hier an der Spitze, wo die Abdachung am schwächsten ist gerade auch die größte Schnelligkeit nöthig. Es wäre deshalb, was Schnelligkeit der Beförderung betrifft, auch am besten, wenn die ganze Schalle aus Holz gebaut werden könnte. Allein dieß geht wegen der Unfestigkeit dieses Materials nicht. Die oft sehr unsanft herabpolternden Blöcke würden das Holz sehr bald zerstoßen haben. Beim Ende macht man sich nicht so viel daraus, weil dasselbe ohnedieß oft erneuert werden muß. Die Steine und die übrigen Bergmaterialien, welche

auf dem „Holzschug“ wie auf einer Brücke in den See oder Fluß hinab geführt werden, häufen sich nämlich dort bald an, und es ist nöthig, die Schalle über diese neuen Anhäufungen hinweg fortzusetzen.

Bei dem Dörschen Oberried sah ich das erste dieser so interessanten und so wohlthätigen Werke und besichtigte es mit großer Freude von seinem Anfang am Berge bis zu seinem hölzernen Ausgang am Seeufer. Das wilde, schmutzige, mit Steinblöcken schwanger gehende Gewässer war dadurch nur auf einen kleinen Streifen von 14 Schuh Breite beschränkt, während es sonst rechts und links 300 Schritt weit wie ein Lavaström Alles verwüstet hatte. In seinem alten, jetzt trockenen Steinbette waren nun die erfreulichsten Spuren einer neu aufblühenden Cultur wahrzunehmen. Ueberall waren schon kleine culturfähige Fleckchen Landes zwischen den Steinen bearbeitet. Hier und da hatte man die Steine regelmäßig zurecht gelegt, Erde darauf geschüttet und Gärten angelegt, und mehre solche kleine Gärten reiheten sich nun furchtlos mitten in der graußigen Trümmerwildniß dicht am Damme der festen und sicheren Schalle hin. Das ganze Werk hatte ungefähr 20,000 Franken gekostet. Wollte man einmal alle die Schäden, den Verlust an Land, Bäumen und Menschenleben capitalisiren, den das Gewässer den Anwohnern während seiner ganzen tausendjährigen Ungebändigkeit verursachte, so würde man wohl hoch in die Hunderttausende hinaufkommen.

Die Zerstörung der Wälder und Felder durch Steinabtrümmerung ist so bedeutend in den Alpen, daß ich mich wundern muß, wie die Reisenden von dieser Erscheinung nicht häufigere und genauere Notiz nehmen. Es ist betrübend, daß es allerdings offenbar ist, daß der Mensch dieser zerstörenden Gewalt nie ganz und nicht in allen Fällen Meister werden

kann. Gewöhnlich zwar fördern sich die abbröckelnden Trümmer in den besagten alten längst ausgearbeiteten Gräben hinab, werden schon von der Natur etwas zusammengehalten und dem Menschen so überliefert, daß er sie auf die besagte Weise durch Schallen weiter zusammenfassen und völlig unschädlich machen kann. Allein sehr oft entstehen auf ein Mal auch da Abbröckelungen und Steinabfälle, wo sie bisher unerschört waren und wo sich noch kein Graben gebildet hat. Es giebt Felsen, die Jahrhunderte lang fest und unverändert über einem Walde oder über Wiesen und Feldern standen, die aber auf ein Mal, sei es, daß ihre Unterlage unterspült wurde, oder daß ein besonders heftiger Winter mit Hilfe des Eises einige Spalten erweiterte, oder daß überhaupt diese Felsen jetzt in ihr Greisenalter eintreten, abzubröckeln, zu zerfallen und Jahr für Jahr große und kleine Trümmer in die Tiefe hinabzusenden anfangen. Diese Trümmer fallen nun zunächst in die Wälder, schlagen die Bäume nieder und brechen sich hier allmählig einen breiten freien Weg. Leisten die Wälder ihnen keinen Widerstand mehr, so kommen sie unterhalb derselben auf die Wiesen und Felder, deren Rasen und Ackerkrume sie weit und breit aufreißen, fortführen, oder mit zahllosen Steinen bedecken. Gegen solche Zufälle giebt es dann kaum eine menschliche Hilfe, denn zusammenfassen kann man die Felsen oben nicht, und ablesen lassen sich die Steine unten auch nicht. Gewöhnlich werden sie während des beständig Jahrzehende lang fortgesetzten Bombardements in solchen Massen herbeigeführt, daß sie den Boden ellenhoch bedecken. Oft sind freilich die Leute selbst an dem Vordringen eines solchen neuen Steinstromes schuld, wenn sie z. B. ihre Wälder durch Wegfällung der älteren und stärkeren Bäume schwächten. Einen solchen Fall entdeckte ich

neulich, und ich will ihn hier mittheilen, weil ich einige Details über ihn in Erfahrung brachte, und weil in der Regel kein Reisender sich um die Historien der Steinfälle, Trümmerhalben, Wildgräben u. bekümmert. Es war an dem Abhange des großen schönen Berges, der nicht weit von meinem Wohnsitz liegt und die „Breitlaune“ heißt. Ich spazierte mit einem alten Manne hinauf, um jenen Steinabfall zu beobachten. Ich sah den Wald, der die Seiten des Berges umkränzt, etwa in einer Breite von 400 bis 500 Schritt von einem öden, mit Blöcken bedeckten Streifen durchbrochen. Es waren meistens kleine Steine, die auf dem ganzen Streifen fast so dicht wie Pflastersteine übereinander lagen. Zwischen durch fanden sich große Felsblöcke. Sehr wahrscheinlich waren die Steine alle anfangs größer gewesen und erst allmählig von den nachstürzenden großen Felsen zertrümmert und gleichsam zu einem flachen Straßenpflaster festgeschlagen worden. Wir kletterten auf einem sehr mühseligen Wege über eine Stunde lang in diesem Trümmergewirre hinauf und kamen oben zu der Quelle dieses Steinstromes, einer großen zertrümmerten Felspartie. Nahe bei diesen Felsen war der Wald noch unverfehrt, und sie steckten mitten im Gebüsch, was sehr natürlich sich daher erklärt, daß die Steine anfangs noch keine große Gewalt haben und sich neben den Bäumen hinschieben. Weiter unten aber, wo durch den Fall ihre Kraft erhöht wird, war aller Wald wegrasirt. Mein alter, der Gegend kundiger Führer sagte mir, daß noch vor dreißig Jahren Alles weit hinunter mit schönen Bäumen bedeckt gewesen sei, und der Steinstrom erst so bedeutend um sich gegriffen habe, seitdem man unvorsichtiger Weise einige Hundert der stärksten Bäume weggehauen habe. Jetzt hatten die Steine die Waldregion längst durchbrochen und auch schon einen Theil der schönen Wiesen unter-

halb derselben angegriffen und zerstört. Ich stieg auch wieder zu diesen Wiesen hinab und fand sie auf eine große Strecke in ein dickes Steinpflaster verwandelt, durch welches nicht so viel Gras hindurchdrang, als durch das Pflaster mancher Gasse einer alten Stadt. Einzelne große Blöcke lagen als Avantgarde dieses wilden Heeres bis auf die untersten Wiesen herab, die auch nach einigen Jahrzehenden unabwendbarem Ruin anheim fallen werden. Mein Alter erzählte mir, wie ein Mal hier zwei, ein ander Mal drei Kühe, wieder ein ander Mal 15 Geisen von solchen Steinen überrascht und erschlagen worden wären. Und wir selbst krochen nicht ohne Gefahr in diesen Wüsteneien herum, denn die Steinkanonade hört hier fast zu keiner Zeit auf, und wenn sie herabkommen, so kommen sie, sagte mir mein Alter, „nit hübschli“ (nicht sanft). Nebenbei will ich bemerken, daß man hier seit einiger Zeit in mehren Dörfern auch Versicherungsanstalten gegen alle die Vorfälle, welche das Vieh in den Bergen treffen können, gebildet hat, z. B. gegen das Erschlagen desselben durch Steine, gegen das Abstürzen von Felsen etc. Es ist dieß ein neues Zeichen des Erwachens eines wohlthätigen Associationsgeistes der Bergbewohner, welches ich den Vereinigungen zur Herstellung von Schallen zur Seite setze. Es ist nur merkwürdig dabei, daß man hier immer zuerst an das Vieh denkt und nicht an den Menschen. Die Menschen — jährlich Hunderte von Familienvätern — kommen hier in den Bergen auf noch viel mannigfaltigere Weise zu Schaden und ums Leben, als das Vieh, und doch ist noch Niemand darauf gekommen, in den hiesigen Dörfern Vereinigungen für die Versicherung ihrer so kostbaren Existenz, Lebensasscuranzen, zu bilden.

So viel für heute von dem fürs Auge so unlieblichen und fürs Alpenbewohner so verderblichen Steinrutschen. Und jetzt zu etwas Neuem.

Indem wir auf dem kleinen Fußpfad am Brienzler See fortwanderten, gelangten wir zu dem Dorfe Ebiligen, das in dieser Gegend seiner Adlerjagd wegen berühmt ist. Die Jäger des Ortes schießen die Adler in einer sehr wilden Felsenpartie, die eine Stunde oberhalb ihrer Wohnungen in der Höhe des Bergrückens steckt, der den Brienzler See umgiebt. Da ich schon viel von dieser Adlerjagd gehört hatte, so beschloß ich, den Rest des Tages zur Besichtigung dieser Felsenpartie zu verwenden, und wir luden einen jungen Mann, den man uns als den glücklichsten Adlerjäger des Dorfes bezeichnete, ein, uns zu begleiten. Wir stiegen mit ihm durch die Wiesen- und Waldregion zu jener wilden Felsenpartie hinauf, die unsere Theaterdecoreateure sehen mußten, um ihre Wolfsschluchten im „Freischützen“ naturgemäßer darzustellen.

Ich will hierbei darauf aufmerksam machen, daß man fast keinen der dichterischen Ergüsse, zu welchen die interessanten Thäler und Bergpartieen der Alpen so zahllose Dichter begeistert haben, lesen wird, ohne darin den „König der Vögel,“ den Goldadler, oder den „Tyranen der Hasen, Lämmer und Murmelthiere,“ den Lämmergeier, oder den „horstenden Nar“ und die Felsen, welche jene gewaltigen „Segler der Lüfte“ umfliegen, erwähnt zu finden. Es mag daher wohl etwas Wunder nehmen, zu hören, wie es mich Wunder nahm, zu sehen, daß hier in den schönen romantischen Thälern der Alpen mehr Raben, Elstern, Sperlinge und solches auf der ganzen Erde bis nach China und Japan hin gemeines Vogelvolk gefunden wird, als jene Könige und Herren der Lüfte. In der That, ich sehe hier jeden Abend, fast zu meinem Aerger, lange Züge von Raben, eben so von Alp zu Alp ziehen, wie ich sie in meiner unromantischen Vaterstadt von Kirchturm zu Kirchturm flattern sah, und die

hungrigen Elstern und naschigen Sperlinge hüpfen hier eben so in den Zweigen meiner Bäume, wie an ganz gewöhnlichen Flecken der Erde. Einen Adler bekam ich hier noch nie anders zu sehen als todt, worin ich vermuthlich das Schicksal der meisten jener adlerbesingenden Dichter theile. In der That halten diese Vögel sich von den Menschen so fern, daß ihre oft besungenen Horsten oder Nester nur von sehr wenigen — selbst unter den eifrigsten Jägern — geschaut wurden. Und selbst um sie auf ihren Ausflügen durch die Thäler und über die Berge zu gewahren, muß man schon ein besonderes Glück haben.

Sie nisten fast immer nur in den höchsten und unbewohntesten Gebirgspartieen und halten sich während des Sommers auch nur innerhalb der Grenzen dieser Gegenden auf. Nur im Winter, wo die Murmelthiere sich in ihre Höhlen verkriechen, wo die Gemsen, Hasen und andere Thiere sich in tiefliegende Gegenden herabziehen und die hohen Weiden von Schafen und Ziegen verlassen sind, kommen auch die Adler und Lämmergeier in tiefere Thäler herab, ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer haben sie, wie man sagt, die höheren Berggegenden in Districte abgetheilt, deren jeder von einem anderen Paare gleichsam beherrscht und bezagt wird. Die unteren Gegenden aber besuchen sie, wie es scheint, im Winter ohne eine solche Districtabtheilung. In unser Thal sollen sowohl aus den Gletschertälern der Jungfrau, als auch aus dem Wallis und sogar aus Graubünden Adler herüberfliegen und hier Jagd machen, ohne sich deswegen gegenseitig zu bekriegen. Der Winter ist daher die eigentliche Zeit der Jagd dieser Thiere, da sie sich nun mitten unter die Menschen hinabwagen. Wie alle Thiere in der Natur haben sie nun ihre Lieblingsplätze, zu denen sie jährlich ganz regelmäßig wiederkehren. Die Jäger hier in der Umgegend haben mir mehre solcher Plätze bezeichnet und

mir auseinandergesetzt, warum dieselben von den Adlern anderen vorgezogen werden. Vorerst lassen sie sich lieber auf der Sonnenseite eines Berges als auf der Schattenseite nieder, was bei den Gulen gerade umgekehrt ist. Der Adler liebt bekanntlich die Sonne, deren Strahlen seine Augen nicht blenden, und deren Licht seinen Blicken Alles deutlicher enthüllt. Namentlich sucht er die sonnigen Höhen im Winter auch der Wärme wegen auf. Die Dörfer, welche an der Nordseite der Berge liegen, haben daher immer weniger von den Adlern zu fürchten oder zu hoffen. Am liebsten wählen sie kahle Höhen und Felsen, welche mitten im Walde stecken, von denen sie wie von einem Wartthurm in der von Thieren bewohnten Waldregion herumblicken können. Oft sind solche Plätze der Art, daß der Mensch ihnen da schwer beikommen kann. So ist hier z. B. ein Fels, an dessen Wänden häufig Adler erscheinen, aber selten geschossen werden, weil die Gegend zugleich von außerordentlich vielen Füchsen bewohnt wird, die alle dem Adler bestimmte Beize sogleich wegessen.

Einige wenige Plätze giebt es nun, wo alle möglichen Vortheile zur Adlerjagd sich vereinigen, und daher erklärt es sich denn auch, warum die Bewohner einiger Dörfer einen besonderen Ruhm als Adlerjäger erreicht haben. Im ganzen oberen Arthal sind von jeher keine berühmteren Jäger gewesen, als die des genannten Dorfes Ebligen am Brienzler See. Sowie nur auf Adler die Rede kommt, so werden gleich diese Leute citirt. Ihre Berge haben beständig im Winter warmen Sonnenschein. Der Schnee schmilzt frühzeitig weg, und zu gleicher Zeit sind sie so gestaltet, daß die Adler die auf ihnen hingelegte Beize leicht bemerken können. Vielleicht ist auch diese Adlerjagd ein Industriezweig, der ebenso wie jede andere Kunst zwar vielwärts getrieben werden kann, aber da, wo er einmal Wurzel gefaßt hat, am besten

und längsten betrieben wird. Dieser Leute Sinn ist einmal auf die Adlerjagd gerichtet. Sie wissen am besten damit umzugehen, und auch die Adler, die hier auf den Bergen seit Jahrhunderten Beize gefunden haben, mögen sich deswegen immer hierher verlocken lassen. Hätte man sie an einem anderen Orte eben so fleißig gebeizt, so würde man sie wahrscheinlich auch dahin haben gewöhnen können.

Die Obliker Adlerjäger tragen Sorge, daß ihren Vögeln das ganze Jahr hindurch auf ihren Bergen der Tisch gedeckt sei. Selbst im Sommer hängen sie gefallene Ziegen oder Schafe, oder auch wohl ein Paar Stücke von einem Pferde hoch in die Bäume, von denen einzelne große auf dem erhabenen und weit umher sichtbaren Bergabhänge stehen. „Die Adler,“ sagte mir mein Jäger, „machen im Sommer freilich wenig Gebrauch davon, weil sie anderswo bessere Nahrung finden können. Allein wir zeigen ihnen doch unseren guten Willen, und sie haben einen kräftigeren Geruch, ein schärferes Auge und ein besseres Gedächtniß, als man gewöhnlich denkt. Sie merken es sich, daß sie in unseren Bäumen etwas für sie Nuzbares gesehen haben, und im Winter in der Zeit der Noth kommen sie zu uns zurück.“ Die Beize wird aber dann (im Winter) nicht mehr an die Bäume gehängt, sondern am Boden befestigt. „Wir beizen dann am Boden,“ sagten die Leute; und zwar wählen sie dazu ein möglichst flaches Bodenstück aus. Mit hölzernen Plöcken nageln sie das Fleisch an den Nasen fest und zwar deswegen, weil der Adler sich von dem flachen Boden nicht so leicht erheben kann. Wir sahen an einigen Orten, zu denen wir kamen, den Nasen mit halbverfaulten Ziegen gespickt. Auch baumelte noch in einem großen Tannenbaume ein Gerippe. Zuweilen braten sie auch wohl eine Kaze und befestigen sie an den Boden. Das Fleisch der gebratenen Kazen soll der Adler in außerordentlich weiter Ferne

wittern können, und es scheint, daß die Leute es für die beste Weize halten. Die Stellen, wo sie das Fleisch auslegen, sind so gewählt, daß die Jäger sie von ihren Wohnungen am See aus erblicken können. Wie die meisten Jäger hier in den Bergen sind auch diese Adlerjäger gewöhnlich mit Fernröhren, die sie „Feldspiegel“ nennen, versehen. Sie treten daher, wenn sie Adler erwarten, häufig auf die Lauben ihrer Häuser hinaus und beobachten ihre Weizpläze mit dem Teleskope; oder nach ihrem Ausdruck: „sie spiegeln die Weizpläze.“ Sie haben zwar von da noch eine Stunde durch Felsen und Wälder zu klettern; aber, wenn der Adler sich einmal auf dem Fraße niedergelassen hat, so fliegt er nicht so leicht wieder auf, bleibt Stunden lang darauf sitzen und giebt den Jägern alle nöthige Zeit, ihn zu beschleichen.

Die Ebliger schießen alle Arten von großen Raubvögeln, kleine Fischadler, die am Briener und Thuner See sehr häufig sind, Steinadler, große Königs- oder Goldadler und auch Lämmergeier, welche beiden letzteren die seltensten und edelsten sind. Wenn sie einen großen Königsadler oder Lämmergeier geschossen haben, so pflegen sie damit in ihrem Dorfe herumzugehen und ihn zu zeigen und empfangen dann von manchem Ziegen- und Schafbesitzer, der ein solches gefürchtetes Raubthier mit Freuden todt erblickt, einen Wagen. Zuweilen verkaufen sie ihn auch an Frauen, die damit von Dorf zu Dorf herumziehen und den Hirten ihren Feind für Geld zeigen. Welche Gefräßigkeit und Verwegenheit diesen Vögeln innewohnt, mag man daraus schließen, daß die hiesige Landesregierung für die Erlegung eines solchen Lämmergeiers oder Königsadlers nur um die Hälfte weniger „Schützgeld“ (Schießprämie) bezahlt, als für einen Bären, nämlich 20 Schweizerfranken, während

für die Erlegung eines Bären 40 Schweizerfranken bezahlt werden. Ein Wolf und ein Luchs sind nur auf 30 Franken taxirt, also nur ein Drittel höher als jene gefiederten Wölfe. Für einen Fuchs erhalten die Jäger gar nur einen Schweizerfranken, also 20 Mal weniger als für einen Adler. Vielleicht ist indeß die Schädlichkeit der Raubthiere nicht die einzige Rücksicht gewesen, die man bei den Bestimmungen jenes Tarifs genommen hat, und man hat auch wohl die Schwierigkeit, sie zu erlegen, dabei angeschlagen. Die Lämmergeier werden von allen als die schlimmsten und grimmigsten ausgegeben, und die Königsadler scheinen ihnen wenig nachzustehen. Obgleich sie nur durch ihre Federn groß erscheinen und ihr ganzes Muskel- und Knochengebäude mit sammt Schnabel, Krallen und Federn kaum 15 Pfund wiegt, so ist doch kein Thier in den Alpen so groß, dem sie nicht unter Umständen zu Leibe zu gehen wagten. Sie stürzen sich, wie es scheint, auf alles Lebendige herab, auf Hunde, auf erwachsene Menschen und sogar auf Ochsen und Kühe. Noch neulich zeigte mir ein Jäger seinen großen, starken Hünerhund und dabei einen Adler, den er hatte ausstopfen lassen. Dieser Adler war hoch aus der Luft auf den Hund herabgestoßen, der Jäger aber hatte ihn erlegt, noch ehe er seine Beute erreicht hatte. Sein Hund hatte sich dabei, als er des Adlers gewahrt, erschreckt zu seinem Herrn zurückgezogen. Von den Ochsen und Kühen haben mir mehre Jäger versichert, daß, wenn sie etwa an gefährlichen Stellen zwischen Felswänden und Abgründen grasten, nicht selten Königsadler oder Lämmergeier auf sie herabgeschossen seien, weniger jedoch, um sie direct anzugreifen, als, um sie durch den Stoß und ihren mächtigen Flügelschlag zu erschrecken, zu verwirren und wo möglich in den Abgrund hinabzustürzen, wo sie sich ihrer dann bemächtigen

könnten. Von Abenteuern, die er mit Axlern und Lämmergeiern bestanden, kann fast jeder Gensjäger der höheren Alpengegenden erzählen, wie sie ihn, wenn er sich in gefährlichen Situationen befunden, umflogen oder, wenn er auf Felsspitzen ausgeruht, in seinem Schlafe molestirt hätten. Die Leute setzen dann bei dem Vogel sehr gewöhnlich die für einen Geier sehr raffinierte Absicht, sie in die Tiefe zu stürzen, voraus. „Sie wollen uns in solchen Fällen her abfliegen,“ sagen sie. Zuweilen mag es eben so viel Dummheit und Neugierde als Berechnung und Verwegenheit bei den Geiern sein; denn in den Gegenden, in welchen sie gewöhnlich leben, bekommen sie selten einen Menschen zu sehen und können daher seine Kraft und Gefährlichkeit nicht taxiren. Daß der Lämmergeier unerwachsene Menschen wirklich angreift und fortschleppt, mag zwar von Vielen noch als eine bloße Sage betrachtet werden. Allein, wer unter den Alpenbewohnern selbst eine Zeit lang gelebt hat, dem kann kein Zweifel darüber bleiben. In demselben Orte, in welchem ich jetzt wohne, lebte noch bis vor wenigen Jahren eine Frau, die als sechs-jähriges Mädchen das Schicksal, von einem solchen Vogel entführt zu werden, erlebt hatte. Er hatte sie eben auf einem Felsen niedergesetzt, als benachbarte Hirten das Geschrei des Mädchens vernahmen und es noch zur rechten Zeit aus den Klauen des Thieres erretteten. In Mürren zeigte man mir eine unzugängliche Felsenpartie, welche diesem hohen Bergdorfe gerade gegenüberliegt und an der man noch lange den rothen Rock eines kleinen Mädchens gesehen hat, das ein Lämmergeier dort verzehrte. Er hatte es in der Nähe jenes Dorfes gepackt, über das tiefe Rüttschiner Thal hinübergeschleppt und an den besagten Felswänden bis auf die Kleider verzehrt. Ein dritter Fall dieser Art wurde mir in einem Dorfe am Brienzler See von einem Knaben erzählt, den ebenfalls ein Geier entführt hatte und dessen

Schädel und Knochen man zwischen den Felsen erst nach mehren Monaten wieder fand. Ein Jäger, der sie entdeckte, packte diese traurigen Reste in seinem Schnupftuche zusammen und überbrachte sie den Aeltern. Dieß sind drei Fälle aus meiner Nachbarschaft, die sich innerhalb der letzten 100 Jahre ereigneten. Sollte man einmal aus allen versteckten Thälern der Alpen alle Fälle zusammenrechnen, so möchten wohl auf jedes Jahr immer einige kommen. Der Berwegene überschätzt seine Kräfte oft; so geht es auch dem Lämmergeier. Vor einigen Jahren, so berichtete mir mein Jäger von Ebligen, habe sich ein Geier auf ein großes fettes Schaf geworfen und dasselbe in die Luft gehoben. Da das Thier ihm aber doch zu schwer geworden, habe er sich mit ihm wieder niedergelassen, und weil er seine Klauen nicht schnell genug aus der Wolle habe befreien können, so hätten sich die Schäfer mit Knüppeln über ihn hergemacht und ihn auf dem Rücken des Schafes erschlagen. Man erzählt sich oft von gefangenen Tigern oder Löwen, wie sie ihre Fagen so fest in das Fleisch von Menschen schlugen, daß man sie durch keine Gewalt losbringen konnte und gezwungen war, sie herauszuschneiden. Ganz etwas Aehnliches erzählte man mir hier von den Klauen des Geiers. Ein Jäger, sagte man mir, näherte sich einst einem Geier, den er, ohne ihn zu tödten, durch einen Schuß bloß zu Boden gestreckt hatte, unvorsichtig. In dem Augenblicke aber, als er ihn ergreifen wollte, hob sich das Thier auf und schlug seine Fänge so fest und krampfhast in die Waden des Jägers, daß keine Gewalt im Stande war, sie loszubringen. Man mußte das Bein des Geiers abschneiden und nachher alle Krallen einzeln aus den Wunden hervorziehen. Um mir einige Anhaltspunkte in Bezug auf die Häufigkeit des Vorkommens der großen Adler und Lämmergeier zu geben, erzählte mir der Adlerjäger, welcher mich begleitete, als etwas Großes, daß er jeden Winter wohl 2

oder 3 große Raubvögel schösse. Ich kenne hier Jäger, die fast den ganzen Tag auf der Jagd liegen und doch, obgleich sie keine Gattung Thiere von ihrer Verfolgung ausschließen, nur zwei Mal in ihrem Leben das Glück hatten, einen Adler zu schießen. Weil der Königsadler und der Lämmergeier sich den Rang in den oberen Lüften eben so streitig machen, wie der Löwe und der Königstiger auf der Erde, so habe ich die hiesigen Kenner solcher Dinge oft befragt, welcher von beiden Vögeln ihren Beobachtungen zufolge in höhere Regionen sich erhebe. Und darnach scheint es mir, daß sie fast alle glauben, der Königsadler fliege höher als der Lämmergeier. Ein Jäger im Grindelwald sagte mir, er habe einen Königsadler über die drei Spitzen des Wetterhorns, des Mettenhorns und des Gigers hoch wegfliegen sehen. Diese Spitzen sind fast alle über 12000 Fuß hoch, und die Luft muß daher dort schon merklich verdünnt sein. In einer ziemlich berühmten, in Norddeutschland geschriebenen Naturgeschichte der Vögel lese ich in dem Capitel über das Fliegen derselben, wie der Verfasser sich bemüht, den Brocken als Maßstab für die Bestimmung der Höhe, zu welcher Vögel sich erheben, zu benutzen. Dieß muß uns hier in den Alpen sonderbar erscheinen, wo wir täglich Vögel nicht nur, sondern auch Schmetterlinge, Bienen und Mücken über Berge hinwegfliegen sehen, die zwei bis drei Mal höher sind als der Brocken. Auch die wilden Gänse, Enten, Störche und andere Zugvögel, welche jährlich über die Alpen in südliche Länder ziehen, erheben sich, selbst wenn man zugeben muß, daß sie, wie der Mensch, auf ihren Wanderungen meistens dem Laufe der Thäler folgen und die niedrigen Bergpässe aufsuchen, doch jedes Mal mindestens 7000 Fuß hoch; denn so hoch sind im Durchschnitt die niedrigsten Pässe oder Thore, welche sich in der hohen Alpenkette befinden.

Ich sagte oben, daß die Raben hier, wie anderwärts,

viel zahlreicher sind als die Adler und Geier, ebenso, wie überall der kleinen Plagegeister mehr sind als der großen. Es wird daher nicht bedeutungslos erscheinen, wenn ich noch hinzusetze, daß die Hirten und Alpenbewohner in ihren Gebeten viel häufiger an den Schaden, den die Raben zu thun im Stande sind, als an jene Könige der Lüfte, welche die Poeten immer im Sinne und Munde führen, denken. Der Spruch, welcher sonst nach einer alten frommen Sitte alle Abende bei Sonnenuntergang von einem Sennhirten laut im Gebirge ausgerufen werden mußte und bei dessen Anhörung die anderen Hirten verstummend die Hände falteten, lautete, wenigstens in hiesiger Gegend, so:

B'hüt Gott All's
 Vor des Wolfen Bahn,
 Vor des Raben Schnabel,
 Vor des Luchsen Biß,
 Vor aller Macht der Finsterniß
 B'hüt Gott All's!

Es ist dabei freilich besonders auf eine Gattung großer Raben angespielt, welche hier sehr häufig ist und von den Leuten der „Bergrabe“ genannt wird. Dieser Rabe ist häufiger und fast so stark wie ein Geier, denn er fällt wie dieser auch kleine Lämmer und junge Ziegen an.

Indem wir so im Gespräche auf der Ebliger Adlershöhe uns gegenseitig mittheilten, was wir von den Beherrschern der Lüfte gehört hatten, war der Abend herangekommen, und ich hätte mir die Flügel eines Vogels gewünscht, um auf einem sehr kurzen Wege mein Nachtquartier in Brienz zu erreichen. Doch sollte uns die Ruhe, die unserer dort wartete, noch durch einen ziemlich mühsamen und langwierigen Bergpfad, den wir hinabkletterten mußten, verüßt werden, und wir kamen dort zur Zeit des Abendessens hungrier als Adler und Raben an, denen auch in

den rauhesten Gebirgen die Reisen so mühelos und leicht sind, wie dem Menschen nur in den Ebenen, wo er Eisenbahnen bauen kann.

B r i e n z .

Der bekannte Isaac Walton schrieb vor 200 Jahren in England ein Buch über das Angeln der Fische, welches nicht sowohl der Fische als der Meditationen wegen, die darin enthalten sind, fast von jedem gebildeten Engländer gekannt und geliebt ist*). Dieser gute alte Mann, obwohl er immer etwas Nützliches und Interessantes vorbringt, entschuldigt sich fast bei jedem neuen Gegenstande der Betrachtung, die er beginnt, bei seinem Leser**), daß er so viel seiner Zeit in Anspruch nehme, und er bittet ihn alle Augenblicke auf die höflichste Weise um Erlaubniß, noch diese oder jene Mittheilung machen zu dürfen. Obwohl diese Art von höflicher Captatio benevolentiae ein wenig altmodig ist, und mit Recht von uns, den neueren Schriftstellern, nicht so viel Zeit und Papier damit vergeudet wird, weil wir ein viel leselustigeres und lesegeduldigeres Publicum haben, als die alten, so komme ich doch zuweilen auf Gegenstände zu reden, bei denen eine solche vorläufige Entschuldigung noch ganz an ihrer Stelle sein möchte. Ich will den Leser daher hier, wo ich mich wieder daran mache, ihm von einigen so unbedeutenden Gegenständen zu erzählen, wie es die Dinge, die ich in Brienz beobachtete, nämlich alte Käse und aus Holz geschnitzte Spielsachen zu sein scheinen, im Voraus um etwas Nachsicht freundlichst

*) Der Titel seines berühmten Buches ist: „The complete angler, or the contemplative man's recreation“ (der vollständige Angler, oder des meditirenden Mannes Erholung).

**) Oder vielmehr eigentlich bei seinem Schüler, dem er seine Belehrungen über die Kunst des Angelns mittheilt.

ersucht haben, indem ich ihn zugleich bitte, zu bedenken, daß selbst solche Dinge, wenn wir sie mit anderen Erscheinungen combiniren, uns zu lehrreichen Betrachtungen führen können.

Ich hatte viel von den alten hundertjährigen Käsen der Schweizer gehört, ohne je einen gesehen zu haben. Hier in Brienz wurde mir dazu die erste Gelegenheit geboten. Ich hörte von einem Manne, der einige uralte Käse besaß, und ich besuchte ihn, um mich durch den Augenschein von diesem Umstande zu überzeugen.

Man findet solche Vorräthe alten Käses natürlich in der Regel nur bei den reichen Bauern und am meisten bei denen in abgelegenen, bloß Viehzucht treibenden Thälern. Zuweilen bleibt es nicht bei einigen Käsen; sondern je reicher der Bauer ist, desto stolzer und größer ist sein Vorrath an dieser unnützen Waare. In dem Orte, in welchem ich wohne, hinterließ ein Mann, der vor einigen Jahren starb, eine große Quantität von verschiedenem Alter, darunter allein 12 Centner 95jährigen in 20 großen Scheiben, die in der Käsekammer des Verstorbenen viele Jahre auf den obersten Bretterreihen wie 20 Monde geschimmert hatten. Seine Frau, die aus dem an Viehzucht reichen Simmenthale gebürtig war, hatte sie bei ihrer Verheirathung dem Manne zugebracht. Sie ihrerseits hatte sie von ihrem Großvater geerbt, und dessen Großvater war der Stifter dieser Mariätensammlung gewesen, die nun nach dem Tode ihres letzten Besitzers unter viele Erben zersplittert wurde.

Der Käse wird zwar, wie der Wein, mit den Jahren besser, jedoch nur bis zu einem gewissen Alter. Etwa bis zu seinem sechsten oder siebenten Jahre steigt er in Güte und Preis, wenigstens ist dieß bei manchen Sorten der Fall; denn einige sehr fette Arten, z. B. der berühmte Urserer Käse, können höchstens zwei Jahre alt werden, wonach sie auseinanderfließen. Vom siebenten oder

achten Jahre an gewinnt aber selbst der magere Käse nicht mehr an Güte. Er trocknet dann völlig aus, sein Geschmack bessert sich nicht mehr, und im Handel geben ihm die folgenden Jahre keinen größeren Werth und Preis. Es ist daher eine sehr schlechte Speculation, solchen alten Käse aufzubewahren, und man fragt billig, was die Leute dazu bewegen mag, ihr eigenes Interesse so schlecht zu fördern. Doch setzen sie nachher auch einen Stolz darein, solche Raritäten zu bewahren und einem seltenen Gast einmal ein Probchen davon vorzusetzen, wie man in Bremen einen solchen mit hundertjährigem Rheinwein tractirt. Es ist indeß merkwürdig, wie der Zeitgeist, der überall die Menschen vernünftiger speculiren läßt, in den Schweizer-Käsekammern eben so aufräumt, wie in dem alten Bremer Rathskweinkeller und in allen den sonst so gewöhnlichen Schatzkammern todter Capitalien. Der alte patrizische Rath zu Bern hatte sonst große Vorräthe von Korn aufgestapelt, um damit in Hungerjahren dem Volke aufzuhelfen. Dieses Korn wurde auf eine eigenthümliche, in Bern gewöhnliche, Weise gedörrt und konnte sich so 20, 30 Jahre lang und, wie man mir sagte, auch länger conserviren. Der alte Rath hatte eigene feste Kisten dazu, in denen es hermetisch verschlossen wurde. Die neue Regierung hat diese Kornmagazine, als zu viel Zinsen verzehrend, abgeschafft und sucht die dann und wann nöthige Unterstützung der nothleidenden Classen auf andere Weise zu bewirken*). So wie in anderen Schweizercantonen, so hat auch in Bern die alte Regierung in früheren Jahrhunderten sehr bedeutende Schätze in baarem Gelde und Gold- und Silberbarren zusammengeschart. Dieses Geld lag Jahrhunderte lang als ein todttes und

*) Viele halten freilich die Kornvorräthe der alten Regierung für zweckmäßiger und bedauern ihre Aufhebung.

unbenutztes Capital in den Kisten des Rathes. Ueber seine Größe herrschte ein großes Geheimniß, und selbst nur wenige Herren vom Regimente waren mit seinem Belange bekannt. Man sagt allgemein, es seien 40 Millionen Franken gewesen, was, seitdem die Franzosen bei ihrem Einbruche in die Schweiz jene Kisten leerten, allgemeiner bekannt wurde. Die neuen Regierungen von Bern haben nun keine solche todte Schätze wieder zu sammeln versucht und legen ihre Ersparnisse nützlicher an. Es scheint mithin, daß sowohl die Privatökonomieen, als auch die Staatshaushaltungen in der Schweiz sehr lange an einem solchen alten Scharr- und Sparsystem festhielten, und daß auch die alten Käse als eine Frucht der zum Sprüchwort gewordenen schweizerischen Sparsamkeit zu betrachten sind. Man hat mir mehrseitig gesagt, daß die Bauern sogar ihr geräuchertes und gesalzenes Fleisch zuweilen sehr lange — zehn bis zwölf Jahre — zu conserviren verständen und sich, obgleich es zuletzt so ungenießbar wie Holz wird, nicht entschließen könnten, sich von diesen alten versteinerten Vorräthen zu trennen. Jetzt, wie gesagt, werden solche Fälle nur seltener. Die Leute werden gescheiter und minder ängstlich, und hätte ich nicht in Brienz wirklich hundertjährigen Käse gesehen, so hätte ich die ganze Sache für eine Sage gehalten, da ich zuvor schon viele Dörfer, wo ich solchen Käse finden sollte, besucht hatte, ohne ihn zu finden.

Käse ist in diesem Hirtenlande ein viel wichtigeres Nahrungsmittel als bei uns. Die Leute genießen ihn hier, wie in einigen holländischen und deutschen Marschgegenden, nicht blos zum Wohlgeschmack, sondern als Speise zur Sättigung, oft statt des Brotes. In zahllosen kleinen Bergthälern kennen sie fast gar kein Brot, wie ich schon bei Gelegenheit meiner Excursion nach Mürren zeigte, und Käse und Kartoffeln ist das Gericht, welches ihnen dort drei Mal im Tage aufgetischt wird. Und selbst in den

größeren Thälern, in welchen Brot gebacken wird, leben alle ärmeren Classen von derselben Nahrung. Das Drittel der Bevölkerung, das im Sommer auf die Bergalpen auswandert, lebt dort fast ausschließlich von Käse und Milchspeisen. Für die Armen, welche keine eigenen Kühe haben, ist daher der hohe oder niedrige Preis des Käses eine fast eben so bedeutsame Frage, wie in anderen Gegenden die Frage nach dem Preise des Brotes oder der Kartoffeln.

Da Milch- und Käsespeisen hier, so zu sagen, die Basis der Nahrung zahlreicher Menschenclassen sind, so kann man sich denken, daß daraus eine eigene Constitution und somatische Disposition der Leute hervorgegangen ist. Ein hiesiger Arzt hat mir gesagt, daß man bei der Wahl der Heilmittel sehr viel Rücksicht darauf nehmen müsse. Narkotische Sachen und sehr starke Mittel, Calomel, Opium und dergleichen, ertrügen diese von Milch und Käse genährten Hirten nur in sehr geringen Quantitäten, worüber sich, wenn sie hier zum Besuch kämen, besonders die englischen Aerzte, die den von Bier, Porter, Rostbeef und Weißbrot genährten John Bull zu behandeln gewohnt wären, sehr wunderten. Auch eigenthümliche Krankheiten und Krankheitsformen gehen aus dieser Nahrungsweise hervor. Der weiche frische Käse, den man im Sommer auf den Alpen genießt, ist allerdings nicht so schädlich. Auch der gute fette Käse wäre es weniger; doch dieser geht meistens auf Handelswegen ins Ausland, und die Schweizer behalten für sich nur den schlechten, trockenen und mageren Käse, so daß man in diesem großen Käselande sehr selten ein gutes Stück Käse zu essen bekommt, aus eben dem Grunde, aus welchem man in manchem guten Weinlande für gewöhnlich keinen guten Wein bekommt. Jener schlechte, trockene, scharfgesalzene Käse, der sehr wenig nährenden Stoff enthält, soll dem Blute eine ähnliche Schärfe mittheilen

wie das gesalzene Fleisch, das die Schiffer auf ihren langen Reisen zuweilen im Uebermaße genießen. Und es sollen daraus ebenfalls wie bei den Matrosen scorbutische Krankheiten entstehen, bei denen sich die Schärfe manchmal auf die Augen, sehr häufig in die Veine und auf andere Körpertheile wirft. Auch das Zahnfleisch leidet dabei, und die Zähne werden wackelig. Selbst der Name dieses Uebels, welches man hier „Scharröthe“ nennt, erinnert an den Namen des „Scharbocks.“ Mehrere abgelegene Bergthäler wurden mir genannt, in welchen „Scharröthe“ und Käsegenuß sehr allgemein seien. Es ist daher auch schon von vielen Menschenfreunden darauf hingedeutet worden, daß der Gemüsebau, namentlich die Anpflanzung von Rüben, Wurzeln und anderen antiscorbutischen Gewächsen hier mehr befördert werden sollte. Vielleicht wäre es auch gut, wenn man ihnen das Wassertrinken lehren könnte. Denn so wunderbarlich es klingt, daß die Leute in diesem Lande der klarsten Quellen meistens eine entschiedene Abneigung und ein Vorurtheil gegen das Wassertrinken haben, so wahr ist es doch. Sie halten fast durchweg das Wasser für sehr schädlich. Man meint, dieser Glaube habe sich daher unter den Leuten verbreitet, weil sie es meistens zur Unzeit trinken, nämlich auf ihren Bergtouren, wenn sie sich durstig und erhitzt über die erste beste Quelle hermachen, wo sie dann gewöhnlich üble Folgen vom Wassertrinken empfinden. Ihr vornehmstes Getränk ist Käsemilch, die sie „Süß“ (Gesäuf, d. h. Getränk) nennen, so wie der Käse „Spise“, d. h. „Speise“ genannt wird.

So viel vom Käse und was damit in Verbindung steht. Der zweite Punkt, von dem ich bei Gelegenheit von Brienz sprechen wollte, ist die Holzschneidekunst, die in diesem Orte mit besonderem Geschick geübt wird. Ich habe hier und in

der Nachbarschaft mehre Holzschnizler besucht, deren Productionen mich sowohl durch ihren Geschmack, als durch die Sauberkeit ihrer Arbeiten entzückten und mir bewiesen, daß es den hiesigen Bergbewohnern durchaus nicht an künstlerischen und mechanischen Talenten fehlt, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, ihre Industrie zu wecken und zu fördern. Der größte Theil dieser Hirtenthäler war bisher völlig ohne alle Industriezweige. Die Hirtengeschäfte, im Sommer das Hüten des Viehes und die Käsefabrikation, im Winter das Tränken der Thiere und ihre sonstige Pflege, beschäftigen sie das ganze Jahr hindurch. Zum Theil sind dieß ziemlich bequeme Arbeiten, die, namentlich im Winter, nicht alle Stunden des Tages ausfüllen. Es wird daher viel Zeit in Müßiggang zugebracht, der zum Theil ein gezwungener genannt werden kann, da weder die Umstände noch ein erfinderischer Geist passende und rentirende industrielle Beschäftigungen in Schwung gebracht hat, wie es deren z. B. im schwäbischen Schwarzwalde oder im sächsischen Erzgebirge so viele giebt. Die Holzschneidekunst ist die einzige, welche in neuerer Zeit einiges Terrain gewonnen und einige Blüthen und Früchte getrieben hat, und von der, wie gesagt, Brienz eine Art von Hauptmittelpunkt geworden ist. Diese Kunst ist für das Land die natürlichste; erstlich, weil die Leute in ihren Bergen eine große Auswahl von Holzarten haben, und zweitens, weil sie sich an eine schon lange hier geübte Kunst, nämlich an die Holzarchitektur, anschließt. Die so malerisch gebauten Berner Holzhäuser haben ohne Zweifel die nächste Veranlassung zur Uebung jener Kunst gegeben. Sie sind ebenso wie in Norwegen überall an den Gesimsen, Fensterbrüstungen und Dachrändern mit zierlichen Holzschnitzereien geschmückt. Auch habe ich in alten Hauswirth-

schaften wahrgenommen, daß diese Holzverzierung schon frühzeitig auf die Möbeln, auf Schränke, Tische und Stühle, sogar auch auf einige Werkzeuge, wie Schaufelstiele und Hacken, übergegangen war. Die vielen fremden Reisenden, welche diese hübschen Häuser sahen, wünschten Copieen davon mitzunehmen, und so bemühten sich die Leute zunächst, ihre Wohnungen en miniatur in Holz nachzubilden. Diese reizenden kleinen Nachbildungen der Berner Bauergehöfte, Sennerrhütten u. bilden noch jetzt ein Hauptproduct der Holzkünstler, und man verfertigt sie in allen Größen so hübsch, daß die Copieen fast appetitlicher aussehen als die Originale. Man ist aber dabei nicht stehen geblieben und verfertigt reizende Körbchen, Kästchen und hundert andere Dinge aus Holz auf eine bewundernswürdig zierliche Weise. Auch hat man sich schon zu höheren, rein künstlerischen Leistungen erhoben, und zwar sind es Blumen und Blumenbouquets, welche den Leuten hier besonders gut gelingen. In Nachbildungen des menschlichen Körpers sind sie nicht so ausgezeichnet, wie die Holzschnider von Berchtesgaden und vom Thale Gröden in Tyrol, was daher rühren mag, daß sie hier durchweg protestantisch sind, während in jenen katholischen Gegenden die Nachfrage nach Christus- und Heiligenbildern die Leute frühzeitig auf eine andere Bahn bringen mochte. Ich habe hier Blumenbouquets gesehen, die Alles leisteten, was ein Holzschnider darin leisten kann. Besonders reizend fand ich die Nähkästchen für Damen, auf deren oberer Seite ein hölzernes Blumenbouquet liegt. Die Holzkünstler wissen die verschiedenen Arten von Blumen nicht nur sehr naturgetreu nachzubilden und nicht nur die Blumenbouquets geschmackvoll zu componiren, sondern auch, was ich noch mehr bewundere, den Blumen ganz die Gestalt zu geben, die sie an-

zunehmen pflegen, wenn sie, halb niedergedrückt, auf etwas Flachem liegen. Und dabei lassen sie hier und da ein dem Bouquet entschlüpfendes Blättchen ein wenig über den Rand des Kastens hervortreten, oder sondern auch ein Blatt von einer zerfallenden Rose völlig ab und legen es für sich hin, und scheinen noch manche andere kleine effectvolle Kunstgriffe der Natur oder den Blumenmalern abgelauscht zu haben. Auch setzen sie, wie diese, kleine Insecten und Schmetterlinge auf ihre Blumen. Nur Thautropfen können sie nicht daran hängen, da der glanzlose Stoff, in dem sie arbeiten, das Holz, dazu gar keine benugbare Eigenschaft darbietet. Es ist eine der reinlichsten und für die Zuschauer reizendsten Bildarbeiten, die es giebt, und in dieser Beziehung ist die Arbeit des Bildhauers in Marmor, der unter dem Meißel staubt, und im Thon, der schmierig und schmutzig ist, wahrhaft unappetitlich dagegen. Der Stoff, in dem sie arbeiten, ist schönes weißes Ahornholz, das bei jedem Schnitt seine immer hübsche, zart geäderte Oberfläche darbietet. Ihre Messer sind auf zwanzigerlei Weise gestaltet, einige sehr spitz, um tief in die Kelche der Blumen hineinzudringen, einige gekrümmt, um hinter den Rücken der Blumen zu kommen und sie aus dem kleinen Blocke zu lösen, — denn natürlich werden die Bouquets immer aus dem Ganzen geschnitten, — andere besonders fein, um die feinen Staubfäden und Blattadern zu gestalten, noch andere wieder breiter, um die größeren Flächen der Blätter zu glätten. Dafür fangen auch diese Brienzer Blumenbouquets jetzt schon an, selbst in Amerika und in der Türkei berühmt zu werden. Ein Kaufmann, der, wie es Viele thun, jährlich die verschiedenen Districte der Alpen, in denen die Holzschneidekunst blüht, bereist, und mit dem ich zusammentraf, sagte mir, daß er nach den genannten Ländern

die größten Quantitäten sende. Er habe Depots dieser Waare sowohl in Triest als in Marseille und Paris, und sogar in Martinique in Westindien. In Norwegen, Rußland und den Alpen finden sich die vornehmsten Waldbewohner von Europa und daher auch die Leute, die am geschicktesten mit der Art und mit dem Holze umzugehen wissen. Hier in meiner Nähe sehe ich fast alle Tage Knüßchen von 5 oder 6 Jahren mit dem Beile so geschickt arbeiten, daß es eine wahre Freude ist, ihren kühnen Schlägen zuzusehen. In der Hand der Russen ist das Beil ein wahres Factotum. Daher kommt auch die frappante Aehnlichkeit der hölzernen Architektur in jenen drei so weit von einander entlegenen Ländern. In den Dörfern mancher großen Walddistricte Rußlands giebt es Holzhäuser, die den berühmten Schweizerhäusern ganz ähnlich sehen. Die Balken sind ebenso übereinander gelegt, Balcons oder Lauben laufen auf gleiche Weise herum, und die Holzschnitzzierathen an den Gesimsen, Einfassungen und Rändern fehlen in Rußland so wenig wie hier. Dasselbe ist es in Norwegen, wo die Holzhäuser ganz nach denselben Principien gebaut werden. Eine norwegische kleine, einsame Berghütte sieht frappant aus wie eine Schweizer-Sennhütte. Um in Norwegen die Aehnlichkeit noch größer zu machen, kommt noch hinzu, daß man dort auch die Dachschindeln auf gleiche Weise wie in der Schweiz mit großen Steinen beschwert und befestigt. Ich mag noch gelegentlich bemerken, daß eben dieser Bauart der Häuser wegen auch eben in jenen drei Ländern ein Haus eine so bewegliche Sache ist. Von Rußland und Norwegen war es mir längst bekannt, daß die Häuser dort weit transportirt werden. Aber auch in den Alpen habe ich jetzt bemerkt, daß die Häuser zuweilen von einem Fleck zum anderen geschafft und wie Zelte bald hier, bald da aufgestellt werden. Die Russen wie die Nor-

weger schnitzen mit großem Geschick außer ihren Häusern auch noch eine Menge anderer Dinge aus Holz, die wir aus Thon, Stein, Metall oder anderem Material machen. Aber die Norweger allein haben schon seit alten Zeiten die Holzschnitzerei auch als eine schöne Kunst geübt, und man sieht in den Museen von Kopenhagen und Christiania Schnitzwerke von norwegischen Bauern ausgeführt, die zum Theil bewundernswürdige Meisterstücke sind. In Rußland ist mir nur das Troitzkoi-Kloster bei Moskau und seine Nachbarschaft als ein District bekannt, in welchem sich jene Kunst als eine Volksindustrie unter den Bewohnern verbreitet hat. Man schnitzt dort jedoch hauptsächlich nur Spielsachen für die Jugend, wie in einem Theile des Erzgebirges und wie bei Nürnberg. In Deutschland sind die Bewohner dieser letztgenannten Gegenden seit lange ihrer zierlichen Holzarbeiten wegen in aller Welt berühmt und verdienen es jetzt noch mehr zu werden, da in neuester Zeit sich ihr Geschmack auf eine sehr merkwürdige Weise gebessert hat. In den Alpen namentlich kenne ich die drei obengenannten Thäler als holzschnitzende Gegenden: das Grödener Thal in Tyrol, für dessen Producte das benachbarte Bogen der Hauptmarkt ist, das Thal von Berchtesgaden, in welchem fast die ganze Bevölkerung für Wien, sowie für Berlin, Paris und Amerika zierliche Säckelchen schnitzt, und dann die Gegend von Brienz, wo dieser Kunstzweig erst in der allerjüngsten Zeit emporgeblüht ist, und wo er vielleicht die Veranlassung dazu sein wird, daß hier bald auch noch andere Industriezweige und Erwerbsquellen daneben Wurzel schlagen werden.

M e i r i n g e n .

Ich wünsche, der Leser möchte sich entschließen, jedes Mal, bevor er mit mir einen Schritt weiter reist, ein Capitel des

obengenannten Isaac Walton zu lesen und sich dadurch mit dem gedulbigen und langmüthigen Geiste eines englischen Fischanglers zu erfüllen. Dann könnte ich sicher sein, daß er auch diese kleine Reise an den Ufern der Ar hinauf mit mir zu seiner Befriedigung zurücklegen würde. Isaac Walton geht so still und vorsichtig die grünen Ufern der englischen Flüsse entlang. Jeden Fisch, den er fängt, hält er stundenlang in der Hand, betrachtet ihn auf dem Rücken und auf dem Bauche, an dem Schwanz und der Schnauze und contemplirend conversirt er lange mit sich selber oder mit seinem Begleiter, erzählt diesem, wie der Fisch lebt, zeigt ihm genau, wie er gestaltet ist, und lehrt ihn, wie man ihn am besten und schmackhaftesten zubereite.

Ebenso wie Isaac Walton mit den Fischen, oder wie ein Botaniker mit den Blumen, möchte ich, als einer, der nach Eigenthümlichkeiten der Menschen und der Länder angelt, es mit jedem Menschen, der mir begegnet, oder überhaupt mit jedem interessanten Phänomene, das mir aufstößt, machen, und ich möchte, daß mir dabei nur solche Leser als Begleiter folgten, die auch den complete angler oder the contemplative man's recreation mit demselben Interesse zu lesen im Stande sind, mit welchem Andere Novellen und Romane lesen. Und in der That, wenn wir nicht so reisten und wenn wir uns nicht bemühten, jede Erscheinung genau, allseitig und in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Erscheinungen, die Brienzer Holzblumen z. B. in ihrem Zusammenhange mit den norwegischen und russischen Holzhäusern, oder die hundertjährigen Schweizerkäse in ihrem Zusammenhange mit dem Bremer Rathswine Keller und dem berühmten, von den Franzosen geleerten Berner Gold- und Silberschaye zu betrachten, — würde uns nicht der Hauptnuzen unserer Reise entschlüpfen? Rousseau lobt das Botanistren und sagt, er fühle sich nie glücklicher, als wenn er stille, harmlose

Blumen auf dem Felde suche und über sie meditare. Ich glaube, daß ihn die Blumen selbst eigentlich weniger glücklich machten als das Meditiren über sie. Wenn ich über Menschen und ihre Angelegenheiten meditare, so fühle ich mich eben so glücklich; denn mache ich die Menschen bloß zu Gegenständen meiner Betrachtung, sehe ich sie nur als Gemälde, die ich copiren will, als Thematata meines Nachdenkens, als Räthsel, die ich errathen will, vor mir, so verwandeln sie sich gewissermaßen selbst in eben solche stille und harmlose Blumen, und ich empfinde dasselbe Glück, wie beim Botanisiren, oder vielmehr ein noch viel höheres Glück, da die Angelegenheiten des Menschen uns mit viel mehr Theilnahme, Mitleiden oder Freude erfüllen müssen als die stumme Naturkunde.

Daß man in der Regel das Studium der Naturgegenstände, der Blumen, der Fische &c. so viel accurater betrieben hat als das des Menschen, daß man es nicht müde wird, genau zu beschreiben, wie eine Tulpe, wie eine Forelle gestaltet, gefärbt und gekleidet ist, wie eine Rose oder eine Erbse Wurzel schlägt, wie sich Blüthe und Frucht bei ihr entwickelt, wie ein Lachs oder ein Hering sich bewegt, wie er springt, schwimmt und auf welchen Wegen er wandert, — während man beim Menschen, es sei denn in Romanen, eine solche Methode selbst jetzt noch sehr selten anwendet, kommt wohl daher, weil alle jene und andere Dinge bei den Thieren und Pflanzen so unveränderlich und von der Natur für ewige Zeiten fest bestimmt sind, während beim Menschen Alles so willkürlich und veränderlich scheint, — weil wir in der Natur ewig wiederkehrende Typen haben, die durch genaue Beschreibung festzusetzen sich also der Mühe lohnt, weil sie bleiben, während beim Menschen, der immer sich zu verwandeln scheint, sich eine solche Mühe kaum lohnen will. Ich sage scheint, denn was mich betrifft, so glaube ich, daß

beim Menschen des Unveränderlichen und Typenhaften fast eben so viel ist als in der Natur, und daß man immer noch gar nicht methodisch genug mit ihm verfahren ist, um dieß recht deutlich zu erkennen. — Mir kommt der Mensch immer vor wie ein uraltes Thema von wenigen Grundtönen, aber mit zahllosen Variationen. Seine Betrachtung hat, wie es mir scheint, daher ein doppeltes Interesse, weil er immer der alte und doch auf der Oberfläche immer neu ist. In der Natur sehen wir bloß eine beständige Wiederholung uralter Themas ohne Variationen.

Es giebt jetzt eine sehr gute Chaussee im Thalgrunde der Aar bis Meiringen hinauf. Allein wir Fußgänger haben das Privilegium, daß wir an solche Staatsbahnen nicht gebunden sind und uns unseren eigenen Weg wählen. Da ein dichter Nebel in der Tiefe aller Thäler lag und da ich in einer Höhe von 1000 Fuß schönes Wetter vermuthete, so beschloß ich, an den hohen Seitenwänden des Haslithales über den Ballenberg und die Dörfer des sogenannten Hasliberges nach Meiringen hinaufzugehen. Dieß ist eine wundervolle Promenade, wie Jeder einigermaßen wird begreifen können, der mir erlaubt, ihm zu sagen, wie das Oberhaslithal gestaltet ist. Es ist dasselbe ein flacher grüner, eine halbe Meile breiter Wiesenboden, in dessen Mitte die Aar zum Brienzler See hinabläuft. Auf beiden Seiten dieses tiefen, grünen, gänzlich unbewohnten Streifens erheben sich waldige schroffe Abhänge, von denen mehre hübsche Wasserfälle herabfallen, bis zu einer Höhe von ungefähr 800 bis 1000 Fuß. Auf der Südseite des Thales nun geht es von diesem Abfalle ziemlich rasch zu den höchsten Hörnern der zu beiden Seiten das Thal einfassenden Bergrücken empor. Auf der Nord-, d. h. der Sonnenseite dagegen liegen die höchsten Gräte, welche das Hasliland von Unterwalden trennen, weiter

zurück. Es giebt da noch mehre schroffe Felsabfälle, mehre breite Terrassen und grüne Wiesenräume, und zwischen durch auf diesen Terrassen mehre Dörfer und menschliche Ansiedelungen, von denen man zu den Nachbarbüchern dann wiederum durch waldige und schroffe Felsgehänge sich hinaufarbeiten muß. Man kann sich denken, wie viele hübsche Bilder und Ueberraschungen, wie viele anmuthige Abwechselungen von Wildniß und Anbau, von Ebene und Felscoullisse, von Wald und Wiese sich bei einem so gestalteten Terrain dem Wanderer darbieten müssen. Ich glaubte durch ein großes Amphitheater mit vielen Logen — in jeder Loge ein Dorf — zu gehen. Dabei fanden wir wirklich den herrlichsten Sonnenschein oben; der Nebel verdeckte uns freilich die Tiefe des Thales, aber die Sonne zeigte uns um so heller die Gipfel der Wetterhörner, die sich gerade vom Hasliberge malerischer als von irgend einem anderen Standpunkte aus darstellen.

Es sollte in Brienz den anderen Tag ein Viehmarkt sein, und wir fanden daher viel Leben und Lärm in den Bergen. Ueberall begegneten uns Hirten, die ihr Vieh von den Alpen herabgeholt hatten, um es nach Brienz zu treiben, oder wenigstens in der Nähe ihrer Wohnung zu halten, damit sie es am anderen Tage bei Zeiten fortbringen könnten, oder wohlhabende Viehhändler, die mit vollem Beutel zu Markte gingen, um gute Einkäufe zu machen, — weit mehr aber arme Leutchen mit Ziegen. Denn es war hauptsächlich ein Markt für diese Viehgattung und also auch für die Armen des Landes, welche die vornehmsten Ziegenbesitzer sind. Wir sahen manche kummervollen Gesichter, sowohl bei denen, welche mit Ziegen zum Verkauf herabkamen und welche uns traurig versicherten, die große Noth und die hohen Preise des Viehs zwängen sie zum Verkauf. Sie hätten Geld nöthig und müßten sich deshalb von ihren guten

Ziegen trennen, um wieder ein paar Zehrfennige zu haben, — als auch bei denen, welche mit der Absicht, Ziegen einzukaufen, kamen, und die uns versicherten, da ihr letztes Thierchen gestorben und sie ohne Ziegenmilch nicht leben könnten, so müßten sie sich nun von ihren mühsam zusammengesparten Bagen trennen, um wieder ein Zicklein zu gewinnen. — Man hat bei solchen Veranlassungen häufig Gelegenheit, die Sorgen und Hoffnungen, welche die Gemüther der kleinen Leuten des Landes bewegen, näher kennen zu lernen.

Ein Mensch kam mit einer ganzen kleinen Heerde von 15 Ziegen vom Berge herab, von denen er, wie er sagte, der Besitzer und Herr sei. Er habe, sagte er, nichts als Ziegen und eine kleine Hütte in seinem Besitz, er ziehe Ziegen auf und verhandele sie, wenn ihm die Preise gefielen. — Als ich dieses Menschen ansichtig wurde, fielen mir die Worte Theokrits in einer seiner Idyllen ein:

.... „ein Geishirt, Keiner auch hätt' ihn
„Sehend erkannt, so schien er ein Geishirt völlig von Ansehn.“
Seine Hosen hingen in zahllose Fäden und lange Fäden aufgelöst auf seine Kniee herab, und ebenso die Ärmel seiner Jacke bis auf die Ellbogen. Was daran mangelte, hing vermuthlich an den Dornbüschen und Felsenspitzen, zwischen denen diese Ziegenhirten sich beständig hindurchwinden müssen, um ihren Thieren zu folgen oder sie von gefährlichen Stellen zurückzuholen. An die Schultern hatte er ein wildes, mehrfach geflicktes Ziegenfell gehängt, wie es die Hirten hier, in den Pyrenäen und im alten Griechenland des Theokrit zu tragen pflegen. An der Seite hing ihm eine lederne Tasche mit Salz, die sogenannte „Lökktasche“, die den hiesigen Hirten so nöthig ist, wie den Jägern das Pulverhorn und den Fischern die Köderbüchse. Denn Salz (von ihnen „Lök“ genannt) ist das Zaubermittel,

mit welchem sie ihr Vieh ohne Mühe überall hinlocken und hingewöhnen, wohin sie es zu haben wünschen. Stecken sie ihre Hand in Salz und lassen sie die Thiere daran riechen, so folgen ihnen ganze Trupps barscher Rinder wie gehorsame Kinder. Wünschen sie die Ziegen oder Kühe in einer Höhle oder sonst an einem geeigneten Platz zum Melken zu versammeln, so geben sie ihnen dort einige Male Salz zu lecken, und die Thiere kommen dann alle Abende zur bestimmten Stunde herbei. Hätte ich die Absicht gehabt, die genannten Idyllen jenes Griechen zu illustriren, ich hätte diesen Ziegenhirten auf der Stelle portrairt und wäre sicher gewesen, mein Werk durch ihn zu zieren. Es giebt sonst unter den Schweizern, namentlich der hiesigen Gegend, außer den Weishirten und Weisbuben sehr wenig Malerisches. Die Männer haben hier gewöhnlich ein höchst unkleidsames Costüm, das in Form und Schnitt eine ungeschickte Nachahmung der französischen Kleidung der höheren Stände zu sein scheint und die schmutzig gelbe Farbe des Lehms hat. Nur hie und da in der Schweiz sieht man zuweilen einige alte Männer, welche das alte Schweizernationalcostüm noch nicht abgelegt haben. Der gewöhnliche Schweizer ist als Alpenstaffage gar nicht zu gebrauchen. Die Frauen dagegen, die hier wie anderswo noch an dem Nationalcostüm festgehalten haben, geben dem Maler weit mehr Trost und Freude. Ihr Sommercostüm mit dem kecken kleinen Strohhut, mit den langen Haarflechten, mit den weiten Ärmeln, mit dem von schneeweißem Tuche bedeckten Busen, mit dem knappen rothen Nieder u. ist in ganz Europa bekannt und wird tausendmal in allen europäischen Zuckerbäckereien, in allen Kunstläden und auf hundert bals costumés zur Schau gestellt. Ihr schwarzes Wintercostüm mit den silbernen Ketten, mit dem einfach um den Kopf gewundenen Haar, mit der engen, züchtigen Halskrause, mit der

sammelten Haube, deren breiter und reicher Spitzenbesatz ihnen sehr kleidsam Stirn, Wangen und Kinn umkränzelt, ist weniger bekannt. Selbst die wohlhabendsten Mädchen und Frauen dieser Gegenden hängen diesem alten Costume an, und ich fand noch nirgends eine Neigung unter ihnen, es mit der französischen Kleidung zu vertauschen. Diese nennen sie die „Städtertracht“ und jene die „Bauerntracht“, wobei man zugleich bemerken möge, daß das Wort „Bauern“ den üblen Nebenbegriff, den wir mit ihm verbinden, nicht hat. In Sachsen wollen Leute, die offenbar nichts als ehrliche Bauern sind, „Dekonomen“ oder „Gutsbesitzer“ genannt werden. Hier aber nimmt ein hübsches, französisch und englisch parlirendes, Schiller, Göthe, Dickens und Eugen Sue lesendes Mädchen keinen Anstand, uns zu sagen, daß sie sich am liebsten in „Bauerntracht“ kleide. Bauer hat hier mehr die Bedeutung von Landbewohner, während wir uns dabei gleich einen der Nachkommen der ehemaligen Leibeigenen vorstellen, die hier in der Schweiz zum Theil gar nicht existirten, zum Theil sehr frühzeitig abgeschafft wurden.

Gewöhnlich denkt man an die negativen Eigenthümlichkeiten eines Landes viel weniger als an die positiven, und daher will ich hier, wo ich auf die Bauern zu reden gekommen bin, bemerklich machen, in wie hohem Grade im Berner Oberlande im Vergleich mit früher Alles nivellirt ist. Von Thun aufwärts giebt es im ganzen Aarthale, sowie auch in den Thälern der Rüttschne, der Kander und der Simme, nichts als Leute vom Bauernstande. Viele Schloßruinen in diesen Thälern zeigen, daß sonst hier alte Barone, deren Namen auch die Geschichte uns noch aufbewahrt hat, hausten und Hof hielten. Noch vor 20 bis 30 Jahren gab es wenigstens einige patrizische Familien, die als Beamte in diesen Gegenden wohnten und kleine

Centralpunkte gebildeter Gesellschaft waren. Ihre jetzigen Nachfolger sind meistens von bürgerlicher Abkunft und wissen nicht, was das heißt, „ein angenehmes Haus machen“. Nur im Sommer ziehen einige patrizische Familien an den Thuner See, und dann durchströmen müßige Leute aus halb Europa diese Thäler, die jetzt im Winter sich in ihrem Primitiv-Zustande befinden. — In den Thälern von Wallis und Graubünden wohnen noch viele alte Edelleute mitten unter den Hirten und Bauern.

Unter den hiesigen Bauern selbst aber, namentlich unter denen des Oberhaslithales giebt es noch Geschlechter, deren Alter sehr hoch hinaufgeht, und die vermuthlich, obgleich sie völlig verbauert sind, auf dieses Alter noch gewisse Ansprüche einer höheren Achtung gründen. Viele haben noch das Wörtchen „von“ vor ihren Familiennamen. So wurde ich zum Beispiel mit einem „von Weissenflue“ und dann mit einem „von Bergen“ bekannt, die mir beide erzählten, wie ihre Geschlechter noch von den Schweden abstammten, welche zuerst dieses Land besetzt hätten, und wie sie wohl wüßten, daß diese selben Namen ihrer Familien noch jetzt in Schweden und in Deutschland gefunden würden. Der Glaube an ihre Abstammung von den Schweden ist unter den Oberhaslern ganz allgemein. Und da mir an dieser uns leider so unwahrscheinlich überlieferten Sage eben jener allgemein im Volke verbreitete Glaube das Merkwürdigste ist, so will ich über diesen Punkt noch einige Beobachtungen, die ich machte, mittheilen. Nicht nur jeder Prediger und Gebildete in diesen Gegenden weiß von dieser Sage, die, wie bei Johannes von Müller zu lesen ist, dahin geht, daß zur Zeit einer Hungersnoth (das Jahr Christi kennt man nicht) 6000 Schweden und Friesen sich den Rhein hinauf gekämpft und nach Erreichung der hiesigen Bergthäler, die ihrem Vaterlande so ähnlich gesehen, hier fixirt hätten, — sondern

auch fast alle Bauern glauben fest daran. Ich fragte manchmal mit Fleiß einige, die mir gar nicht danach ausfahen, als wenn sie etwas von dieser Sage wissen könnten, und zu meiner Verwunderung fand ich sie sehr wohl damit vertraut. Leute, die solchen Geschlechtern, wie dem von Bergen angehören, sprechen mit großer Vorliebe und mit lautem Eifer von ihrer schwedischen Herkunft. Johannes von Müller, der, wie gesagt, ebenfalls an diese Sage glaubte, und der selbst erzählt, wie die Mütter wehklagend ihre unmündigen Kinder aus Schweden fortführten und wie jene 6000 unterwegs den Grafen Peter von Franken schlugen, sagt, daß die Schweden die Cantone Schwyz, Unterwalden und alle Theile des Berner Oberlandes, so wie auch das Saanenland nahe am Genfer See besetzten. In dessen ist es bemerkenswerth, daß weder in Unterwalden, noch auch in den westlichen Theilen, im Saanenlande, im Simmenthale u. s. w., die Sage so lebendig, so allgemein ist, wie im Oberhaslithale, wo der eigentliche Sitz dieser Sage zu sein scheint, und wo auch das berühmte gewordenen Ostfriesenlied gedichtet ist *), welches jene Sage in 80 Strophen besingt. Auch in Schweden ist die Sage — wahrscheinlich jedoch nur als ein Echo aus der Schweiz — bekannt, und es sind nicht nur in Uppsala Dissertationen“ über die nach der Schweiz ausgewanderte Schwedencolonie“ geschrieben worden, sondern auch Gustav Adolph soll sich, als er im dreißigjährigen Kriege mit den Schweizern unterhandelte, auf die Verwandtschaft der Schweizer und Schweden berufen haben, und Herr Wyß sagt in seinem Buche über das Berner Oberland, als der abgesetzte letzte König von Schweden nach der Schweiz gekommen sei, hätten die Oberhasler sofort eine „fauberhaste“ Abschrift eines in ihren alten Geset-

*) Von einem Prediger zu Meiringen vor 300 Jahren.

sammlungen existirenden Berichts veranlaßt, um sie „zu Landsmännischem Gruße“ dem hohen Reisenden anzubieten. — Das Volk von Hasli trägt sich sogar noch täglich mit den Namen der ersten Anführer der Schweden herum. Sie sollen Nestius und Gastus geheißten haben, sowie der schwedische Anführer, der in Schwyz blieb, Suiter genannt wird. Vermuthlich ist nicht mehr historische Wahrheit an diesen Namen, wie an den Namen des Königs Dan in Dänemark, des Helden Frejo in Friesland, des alten Teut in Deutschland und unzähligen anderen Heldennamen, auf welche die meisten Nationen ihren Ursprung und Volksnamen zurückführen. Wenige Meilen von den Schwyzern und Oberhaslern wohnen Leute, welche ihre Helden und ihren Ursprung weit aus dem Süden, wie jene die ihrigen hoch aus dem Norden hervorholen, die Graubündtner oder Rhätier nämlich, die einer ebenso allgemein geglaubten Volksfage gemäß von einem italienischen Anführer, Rhetus aus Etrurien, abstammen. Diese Sage wird indeß weit glaublicher, erstens weil bei einem großen Theil der Graubündtner sich noch ein uraltes italienisches Idiom erhalten hat, und zweitens weil sie das Ereigniß der Uebertragung dieser südlichen Colonie in eine sehr entfernte Zeit, nämlich ins Jahr 500 vor Christi Geburt zurücklegen, wo es immer möglich war, daß die Graubündtner Thäler größtentheils noch unbewohnt waren. Bei jenen 6000 Schweden, die einen Grafen Peter von Franken am Rhein besiegten, die daher allerfrühestens doch erst am Anfange des Mittelalters kommen konnten, begreift man nicht, wie sie sich ohne gewaltige Kämpfe, von denen die Geschichte uns gewiß einige Kunde aufbewahrt hätte, in den Besitz jener damals längst bewohnten Thäler, die ihnen zugeschrieben werden, setzen konnten. — Man beschreibt die Oberhasler gewöhnlich als auffallend große, langgewachsene, starke und blondhaarige Leute und bringt

auch dieß mit ihrer schwedischen Abkunft in Verbindung. Man kann in hundert Büchern lesen, wie dieß Einer dem Andern nachschreibt. Auch giebt es eine Menge skandinavischer Worte in dem Dialekte der Oberhasler; doch finden sich dieselben Worte auch in anderen Schweizerdialekten. Ganz merkwürdig ist es, daß die Kirche in Meiringen ähnlich gebaut ist, wie die Kirchen in Nordfriesland und Skandinavien. Ihr Thurm steht nämlich neben der Kirche, ganz von dem Gebäude derselben isolirt.

Gegen Abend stieg ich ziemlich wider Willen aus den sonnigen Höhen des Hasliberges in das nebelige Thal hinab und wandte mich durch Meiringen zu dem freundlichen Wirthshause des Reichenbacher Bades, wo ich in Gesellschaft eines jungen Engländers, der sich mir freundlich zum Reisegefährten nach der Grimsel anbot, einen heiteren Abend verlebte.

G u t t a u e n .

Die Ziegen, die Schafe und Kälber, die für den Brienzer Markt bestimmt waren, und ihre Hirten haben mich diese Nacht zur Verzweiflung gebracht. Denn ich hatte ein Schlafzimmer, das dicht an der Landstraße lag, und die ganze Nacht trappelte und blökte ein wahrer Vieh- und Völkerwanderungsstrom an meinem Fenster vorüber. Es schien mir, als hätten die Berge alle ihre Ziegen- und Hirtenvorräthe in dieß Thal ergossen. Kaum hatte ich einen Trupp überstanden und glaubte nun die eingetretene köstliche Nachtruhe zum Einschlummern benutzen zu können, so hörte ich schon von Weitem wieder einige verwirrte Töne, die näher und näher kamen, und ich unterschied dann bald das Trippeln der kleinen Geislein und die hartstampfenden Bergschuhe ihres Hirten. Zuweilen trabte ein Zug so vorüber, ohne

weiteres Geräusch als das, welches von den Klauen, Hufen und Nägeln der zahllosen Füße ausging. Gewöhnlich aber war dieß Trampen und Trappeln vom Blöken und Brüllen der Thiere, die, so aus dem warmen Stall in die Finsterniß der kalten Nacht hinausgebracht, nicht wußten, wie ihnen geschah, — und dieß Blöken und Brüllen wieder von den redseligsten Gesprächen der Weiber, Männer und Geißbuben begleitet, deren Beredsamkeit ich trotz meines Aergers bewundern mußte, da sie so Vieles zu bemerken, zu discutiren, zu erwidern und zu repliciren fanden über einen so einfachen Gegenstand, wie es der Kauf oder Verkauf einer Ziege oder eines Schafes ist.

Wir — mein junger Engländer, ich und unser Führer — machten uns nach dem Frühstück auf den Weg in der Hoffnung, daß wir den Abend bei Zeiten auf der Grimsel anlangen würden. Eine halbe Stunde hinter Meiringen wird das Haslithal durch einen Miegel oder Bergrücken, welcher quer durch geht, verschlossen. Dieser Miegel heißt „das Kirchet“. Da die Thalschneise durch diesen Rücken in tiefen Einschnitten hindurchwindet, da jenseits des Rückens sich wiederum ein reizender tiefer Thalggrund eröffnet, da das Kirchet selbst mit schönen Laubbäumen besetzt ist und sich gleichsam als eine Galerie oder natürliche Brücke, die auf beiden Seiten zwei hübsche Thäler hat, und deren Brückenköpfe hohe Alpenhörner sind, darstellt, so kann man sich denken, daß dieser Punkt eine Menge höchst reizender und pittoresker Motive darbieten muß. In der That, es ist so zu sagen ein ganzes Nest von Naturbildern, und der Künstler findet hier eine Menge kleiner Winkel, die ihm Studien und Scenen der mannigfaltigsten Art darbieten, sowie das Auge und Urtheil des kritisirenden Theoretikers sich fast bei jedem Schritte aufgefordert finden, ihre Kräfte zu üben und den ästhetischen Werth jeder An- und Aussicht zu bestimmen.

Das benachbarte Meiringen ist überhaupt eins der vornehmsten Rendezvous der Landschaftsmaler der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs geworden. Man findet im Sommer hier immer einige berühmte Künstler aus Genf, Paris oder München, welche Motive zu Bildern für ihre Gemäldeausstellungen suchen, und eine Menge Anfänger, die der Natur einen neuen Zug abzulauschen sich bemühen. Es giebt in dem Thale von Brienz bis zur Grimsel innerhalb eines so kleinen Bezirks so viel Sanftes und Wildes, so viel Liebliches und Graufiges, so viel Idyllisches und Grandioses, daß man selten innerhalb eines so kleinen Bezirks sich so vielseitig befriedigt fühlt. Auch sind hier wenige Felsen und Dörfer, ja wenige einzelne Bäume und Baumgruppen, die nicht schon ein Pinsel zu verewigen versucht und die nicht schon auf einer Gemäldeausstellung in irgend einer unserer Capitalen vom europäischen Publicum bewundert wurden. Da die Bevölkerung der Gegend und namentlich das weibliche Geschlecht sich eben so durch Schönheit hervorthut, wie die Natur, so verleiht dieß dem Haslithale einen neuen Reiz für die Maler, und man kann auch von den Jungfrauen von Meiringen, von Brienz, von Interlaken u. sagen, daß von den das Schöne suchenden Künstlern ebenso Jagd auf sie gemacht wird, wie auf die Felsen und Bäume, und es giebt wenige unter ihnen, die nicht, sei es in ihrem Nationalcostüm, oder in irgend einer Maskirung dem Schönheitskenner des Louvre oder der Pinakothek bekannt geworden wären. Alle paar Jahre erblüht hier die eine oder die andere Blume, welche eine Zeit lang die Königin der Maler bleibt. Man hat mir hier in der Gegend mehre solcher Königinnen gezeigt, die aber jetzt längst dethronisirt waren. In Brienz sah ich eine junge Schönheit, die eben in diesem Augenblick allgemein bewundert war. Sie

hieß Stähli Babi, und ein Berner Bildhauer hatte sie als Madonna berühmt gemacht.

Wir ließen uns die nöthige Zeit, um die wundervolle Riesenbrücke, das Kirchet, in allen Theilen zu genießen und zu studiren, und wir thaten dieß mit um so größerer Gemüthlichkeit, da wir jetzt auf unserem Wege durch keine nach Merkwürdigkeiten jagenden Reisenden gestört wurden. Wir fanden in den Verstecken und Wäldchen des Kirchet Niemanden als Vögel und Geisbuben, die ganz natürliche und angemessenste Bevölkerung der Schweizerberge. Auch waren diese Geisbuben jetzt munter und sangen, hinter ihren Ziegen herwandernd, sorgenlos ihren natürlichen Gesang. Sie bettelten uns nicht an, wie sie im Sommer gethan haben würden, und erwiesen uns Gefälligkeiten ohne Geld. „Im Winter werden die Schweizer wieder Schweizer!“ bemerkte mein Engländer, und dieß ist sehr wahr. Das Gewinn- und Geldfieber, das sie im Sommer bei dem Eindringen des Fremdenstroms und bei der dadurch veranlaßten Concurrenz ergreift, hört im Winter auf, und die Leute zeigen sich wieder ganz menschlich und idyllisch wie ein Bergvolk. Die kleinen munteren Geisbuben bilden eins der poetischsten Elemente der schweizerischen Bevölkerung, und wenn man denen, welche versichern, daß alles Idyllische aus den Schweizerbergen längst verbannt sei, zu glauben geneigt sein sollte, so könnten einen diese Geisbuben allein auf andere Gedanken bringen. Ich kann dem Treiben dieser Burschen, denen ich auf allen meinen Spaziergängen begegne, nicht ohne das größte Interesse zusehen. Gewöhnlich sind sie auf ähnliche Weise mit malerischen Lumpen bekleidet, wie jener Ziegenhirt, den ich oben vorführte. Da sie beständig im Freien leben, so haben sie meistens ein blühendes Ansehen. Sie müssen ihrem gehörnten Vieh auf allen Wegen

und Stegen nachklettern, um es bald von einem schroffen Felsbände herabzuholen, bald aus einer Schlucht hervorzujagen. Sie erlangen daher frühzeitig eine Gewandtheit im Klettern, die jener der Ziegen fast gleichkommt. Gewöhnlich tragen sie einen Stecken als Scepter in der Hand, und dieß giebt den kleinen Burschen, auf denen schon so schwere Verantwortlichkeit ruht — denn jede Ziege ist ihnen aufs Gewissen gebunden — einen Anstrich von Geschäftigkeit und Würde, die mit ihrer Jugend sehr contrastirt. Oft schleichen sie einsam zwischen den Felsen einher, abwechselnd ein Liedchen pfeifend und ihrem zerstreuten Vieh zurufend. Aber meistens wissen sie Cameraden zu finden, und häufig sieht man ihrer drei oder vier beisammen, die sich bei einer Höhle oder unter einer großen Tanne ein Rendezvous gegeben haben, wo sie ein Feuer unterhalten und allerlei Scherze und Spiele ausführen, die nur zu Zeiten durch eine Ausgelassenheit, welche sich ihrerseits vielleicht auch ihre Ziegen erlauben, und welche sie, die Herren Geisbuben, nicht dulden dürfen, unterbrochen werden. — Die meisten Bewohner dieser Thäler sind einmal in ihrem Leben Geisbuben gewesen, und wir haben hier jetzt sogar bedeutende Staatsbeamte, Statthalter, Großräthe und dergleichen, welche einst Geisbuben waren, so wie es im englischen Parlamente ein honourable member giebt, das einst shepherd, und ein anderes, das einst ein jack-tar (Matrose) war. — Die Thalbewohner der Schweiz sehen natürlich auf ihr Geisbubenleben mit derselben Zärtlichkeit und stillen Sehnsucht zurück, mit welcher die deutschen Gelehrten auf ihr Gymnasial- und Universitätsleben hinblicken, und ich kenne hier einige sehr hübsche Lieder, welche das poetische Leben der Geisbuben in Versen sehr niedlich schildern, und welche von den Großen viel gesungen werden. — Die Geisbubenzeit ist es, in welcher sie mit ihren Bergen und Thälern vorzugsweise vertraut

werden, und in welcher sie ihr Vaterland so lieb gewinnen, und wahrscheinlich ist es eben diese Zeit, welche die Grundlage des so berühmt gewordenen Schweizer-Heimwehs ist.

Die Ingenieure, Architekten, Straßen-, Eisenbahn- und Canal-Bauer liegen mehr oder weniger überall mit den Künstlern und Naturliebhabern in Krieg, sowie die Dampfschiffahrer mit den Fischern. Und auch hier auf dem Kirchet haben sie den Malern manche schöne Scene verdorben. Sonst waren die Abhänge des Kirchet mit schönen malerischen Granitblöcken bedeckt, die jetzt fast alle zu dem herrlichen Brückenbau bei Bern verbraucht sind, weil sie den Architekten das beste Material dazu zu liefern schienen. Wir sahen jetzt nur noch die kleinen Steinbröckel, welche die Architekten nicht hatten brauchen können, an der Stelle der malerischen Blöcke daliegen. Auch den Anhängern der Agassiz'schen Gletschertheorie ist bei dieser Gelegenheit ein Streich gespielt worden. Denn auch der große breite Block, der ehemals hier auf der Spitze eines anderen Blocks schwebend lag, und den Agassiz als ein entschiedenes Monument von Gletscherwirksamkeit aufführt, ist jetzt verschwunden. Ebenso sind bei dieser Gelegenheit viele alte schöne Bäume darauf gegangen. Doch sind der übriggebliebenen zum Glück noch mehr.

Das tiefe Thal oberhalb des hohen Riegels des Kirchet war ohne Zweifel früher ein See, der über den Kirchet hinweg seinen Abfluß in die tieferen Gegenden hatte. Dieser Abfluß scheint Anfangs an der einen und später an einer anderen Stelle stattgehabt zu haben. Denn man verfolgt über den Rücken des Kirchet hin noch jetzt ein altes Flußbett, das nun trocken liegt. Wir gingen in diesem Flußbett hin, das nun mit Bäumen und Büschen erfüllt ist. Zu seinen Seiten in den Felswänden steht man Nischen, welche das Wasser auswusch, und Säulen, die es hie und da stehen ließ. Die Leute nennen dieses Flußbett die Lauter-

Arbschlucht, weil es nicht tief und überall am Sonnenlichte liegt. Das zweite tiefe Arbett dagegen, in welchem der Fluß noch jetzt fließt, heißen sie die finstere „Arbschlucht“ oder kurz „die finstere Schlucht“. Diese Schlucht ist eins der merkwürdigsten Naturwunder der Schweiz. Durch eine Nebenschlucht, die wie die Hauptschlucht selbst vom Wasser ausgewaschen ist, steigt man in die Tiefe hinab, und wir fanden unten, daß auch hier die Winterreise einige besondere Vortheile vor einer Sommerreise darbot. Im Sommer ist gewöhnlich die ganze Schlucht unten mit Ueberfluß von Wasser gefüllt, und man thut nur einen Blick hinein. Jetzt bedeckte das Wasser den Boden kaum halb, und wir konnten an den Seiten hinauf- und hinabgehen und uns überall umsehen. — Der Boden der Seitenschlucht ist mit großen Granitblöcken bedeckt, zwischen denen hie und da das mächtige Wurzelwerk eines uralten Baumes eingequetscht ist. Der Baum selbst ist längst verschwunden, aber die Wurzelknollen sind wie versteinert und liegen vermuthlich schon seit Jahrhunderten zwischen den Steinen. Lange Eiszacken hingen nun von den Wurzeln wie von den Blöcken herab, und die Oberfläche des Holzes wie der Steine war mit demselben Eisfirniß überzogen. — An den Seitenwänden der Schlucht sind große, tief ausgeschwemmte Nischen, einige so regelmäßig und glatt, wie riesige Steinbecken, welche der Meißel des Bildhauers glättete. — Die Hauptschlucht, in die man hervortritt, mag etwa 50 Schritt breit sein. Da aber die Seitenwände zugleich über 300 Fuß hoch sind, so glaubt man, nach oben blickend, nur einen schmalen Spalt zu sehen, durch welchen der blaue Himmel hineinblickt. Der Spalt ist gerade bis zu der Tiefe des Thales oberhalb hinabgearbeitet, und man blickt durch denselben hindurch, wie durch ein gewaltig hohes und schmales Thor, in dieß grüne Thal hinein. Leider erlaubte es uns die Ar trotz ihrer jetzigen Klein-

heit noch nicht, ganz durch dieses Thor ins Thal hinauszutreten. Auf der anderen Seite sieht man das untere Thal nicht. Denn die Schlucht macht hier nach unten eine Windung und scheint sich dort in tiefere Abgründe zu verlieren. Der Anblick und die Anordnung des Ganzen übertrifft, glaube ich, Alles, was es dieser Art noch in der Natur geben kann. Dem Geiste schwindelt, wenn er an die Reihe von Jahrhunderten denkt, welche nöthig waren, damit das so weiche, so theilbare und nachgiebige Wasser diese feste Felsenpartie durchsägen konnte. Wir wird schon übel, wenn ich die Menschen mit Pulver, Meißel und Hammer in Bergwerken oder bei Chauffeebauten sich langsam und mühselig durch einen Felsen hindurcharbeiten sehe, und doch geht ihre Arbeit in Vergleich mit der des Wassers so schnell, wie ein Windhund im Vergleich zu einer Schnecke. — Das hohe Alter des Geripps unseres Globus frappirt und ergreift uns bei keiner Formation mehr als bei solchen vom Wasser ausgegrabenen Schluchten. Zwar sind die Felsenformen, ihre Ecken und Winkel oben zum Theil noch Producte einer viel älteren Arbeit. Aber wir sehen den Hammer nicht mehr, der diese Figuren so oder so zurecht meißelte. In dieser Schlucht dagegen legen wir die Hände in die Nischen, die das Wasser höhlete, und wir haben die Säge, welche den Spalt ausfügte, den Fluß nämlich, noch dabei. Ja die Arbeit selbst, da der Fluß nicht aufhört zu fließen und zu graben, geht noch fort. Es bleibt kein Zweifel, daß er und er allein in dieser Werkstatt der Werkmeister ist, und es wird handgreiflich, daß er, so wie er jetzt hier wirkt und schafft, so durch Tag und Nacht, durch Winter und Sommer, durch die ganze Zeit vor und nach Noah, durch alle Jahrtausende vor und nach Adam wirken und schaffen mußte. — Es ist entsetzlich, welche unabsehbare lange Reihe von Jahren unser Globus als ein todter, unbewohnter, seelenloser Klotz durch

die Weltenräume irren mußte, bevor die munteren Geisbüben und andere genießende Menschen seine Oberfläche zu beleben begannen.

Man muß sich leider aus der finsternen Narschlucht auf demselben Wege, auf dem man hereinkam, durch die Nebenschlucht zurückziehen, noch einmal die Höhe des Kirchet passieren und dann wieder zu dem ebenen Thale hinabsteigen. Es eröffnete sich uns hier die Aussicht auf einen solchen flachen, grünen Thalkessel, wie sie den Reisenden noch oft wieder erfreuen, wenn er schon glaubte, in den Schluchten und Schroffen das Ende der Welt und aller Thäler erreicht zu haben. Diese kleinen Flächen grüner frucht- und bewohnbarer Landstückchen, die man überall, wie kleine Nasen, mitten in der höchsten Gebirgswildniß findet, bekommen gewöhnlich von den Bergbewohnern besondere Namen, die für die Situation charakteristisch sind. Der Kessel, welcher vor uns lag, so wie das darin nistende Dorf, hieß „Im Grunde“. Hier passirte mir im Wirthshause etwas Wunderliches. Ich sah dort nämlich ein recht hübsches Bild von einer Berggegend, die mich im Bilde außerordentlich reizte. Die Felsen waren so wild gebildet, ein steiler Pfad schlängelte sich so kühn an ihren Seiten hin und setzte auf einem schmalen Brückchen über einen so unergründlichen Spalt, daß ich bei der Betrachtung des Bildchens vom Verlangen ergriffen wurde, doch auch noch einmal in meinem Leben zu dieser interessanten Bergpartie zu gelangen, die der Unterschrift zufolge „die Lammi“ heißen sollte. Da ich noch nie von dieser „Lammi“ gehört hatte, so verlegte ich sie an irgend ein entferntes Ende der Alpen und beschloß sogleich, gelegentlich einmal dahin zu reisen. Ich zeigte meinem Reisebegleiter das Bildchen mit der Bemerkung, daß, so weit ich auch schon in die Alpen gestreift, ich doch nie zu einem so interessanten Bergpfade gekommen sei. Er lachte mich aus

und bemerkte mir, die „Lammi“ wäre ein Felsenweg auf dem „Kirchet“, und wir wären soeben darüber hergekommen. Vermuthlich hätte ich die kleine hier vom Maler sehr pikant dargestellte Scene übersehen, oder wir hätten gerade eine andere Beleuchtung gehabt, als die hier auf dem Bilde gewählte. — Ich konnte mich kaum überreden, und doch mußte ich es nach einigem Besinnen glauben, daß ich eben selbst auf diesem so reizend gemalten Wege gegangen war. Ich erkannte dabei sowohl, wie leicht es den Malern wird, uns etwas Hübsches vorzudichten, als auch wie oft wir gerade nicht in der Stimmung uns befinden, die malerischen Momente zu erkennen, oder Licht und Wetter nicht in der Disposition sind, sie uns zu zeigen.

Das Marthal vom Kirchet aufwärts wird von Ebel und vermuthlich nach ihm von den meisten Chartenzeichnern das Oberhaslithal genannt, und das Thal von Meiringen heißen sie dann „Unterhasli“. — Hier im Lande habe ich mich vergebens bemüht, zu erkunden, ob diese Benennung mit der bei den Einheimischen üblichen übereinstimme. Es scheint mir nicht so. Von einem „Unterhasli“ habe ich nie reden hören, und ich halte es für ausgemacht, daß die Leute gewöhnlich nur das Thal von Meiringen bis zum Kirchet mit dem Namen „Hasli“ oder auch „Oberhasli“ belegen, ohne dabei an den Gegensatz eines Unterhasli, nach welchem ich immer vergebens fragte, zu denken. Gewöhnlich wird durch einen solchen Thalabschnitt, wie das Kirchet ihn macht, eine ganz andere Art von Thalformation eingeleitet. Und dieß zeigt sich denn auch hier in dem Thale von Guttannen oder dem obersten Quellsstücke des Marthales. Die Berge sind hier zu den Seiten so wild und rauh, daß an ihre Bebauung nicht mehr gedacht werden kann, und daß es hier dann keine Bergdörfer mehr giebt. Alle die kleinen Dörfchen, die noch da sind, drängen sich ganz unten tief in den Rinnen des Thales in

der Nähe des Flusses zusammen. Dieses Thal ist wie ein kleiner von Menschen spärlich bewohnter Landstreifen zu betrachten, der sich mitten in eine gigantische Wildniß hineinzieht. Denn zur Rechten und Linken in der Gletscher- und Eiswelt wohnt weit und breit keine Seele.

Das Thal bietet nun nirgends mehr ein so großes flaches Stück dar, wie das Thal von Meiringen ist. Vielmehr ist es mehrfach durch solche Miegel wie das Kirchet verbarri- cadirt, und der Weg führt dann sehr malerisch über solche Barricaden hinweg, die von der Ar wieder durchsägt sind. Zuweilen aber haben selbst für ein so kleines Wesen, wie der Mensch es ist, die gigantischen, Alles erfüllenden Gebirgsmassen nicht Raum genug im Thale gelassen, und an einer Stelle ist man ge- nöthigt gewesen, längs der Seite eines schroffen Felsens einen kleinen Fußweg auszusprengen. Die Wanderer laufen hier in dieser hoch über der Ar schwebenden Felsengalerie fort wie die Katzen in den Dachrinnen unserer Häuser.

In der Tiefe zog sich die Ar zuweilen schäumend und wie weißer Schnee über die Felsen hin, zuweilen sammelte sie sich in großen weiten Felsenkesseln wie in einem stillen Becken. Die Farben, welche der Fluß in dieser Zeit besonders in den Kesseln darbot, waren so schön und blendend, daß, hätte sie ein Maler auf einem Gemälde darstellen wollen, alle Welt geschworen hätte, dieß wäre Uebertreibung und Unnatur. An minder tiefen Stellen war es das reizendste Smaragdgrün, und bei den tieferen Kesseln dunkelte dieß Grün zu einem tiefen schönen Blau, das mein Auge mehr reizte als das des Himmels und dem Blau der Gletscherspalten an Glanz, Energie und Frische völlig gleichkam. Da das Wasser natürlich an den Rändern der besagten Kessel und an den Ufern des Flusses nicht so tief war, so gab es die leifesten Uebergänge aus dem zartesten

bis ins tiefste Blaugrün. Dabei ist die ganze Ar hier mit schönen mächtigen Blöcken von weißem Granit gefüllt. Dieser Granit ist so rein und weiß wie Marmor und bildet eben so wie die Schaummassen bei dem Punct, wo der Fluß sich in kleinen Abfällen herabstürzt, den hübschesten Contrast zu dem blauen Wasser. Zuweilen liegen solche Blöcke unterhalb der Oberfläche des Wassers, das noch einige Fuß über sie hinweggeht und einen wundervoll zarten und beweglichen Schleier flüssigen Krystalls über ihre marmornen Oberflächen hinwirft. Es ist gut, daß um diese Jahreszeit keine Maler hierher kommen, sie würden sonst, in Verzweiflung über die Feinheit der Natur und die Grobheit der Kunst, ihre Pinsel und Paletten zerbrechen.

Man sieht die hiesigen Flüsse so schön nur im Winter. Im Frühling, wenn aus allen Gräben und Bergschluchten die wilden Gewässer herabstürzen, sind sie meistens trübe und oft tagelang vollkommen schwarz. Im Spätsommer, wenn die Regen nicht mehr so häufig sind, kommt die grüne Farbe wieder mehr hervor, doch ist es dann kein klares Smaragd-, sondern ein trübes, weißliches Milchgrün. Das Weiß ist in diesem Grün so vorherrschend, daß man sich kaum überreden kann, daß nicht kalkige oder sonst färbende weiße Stoffe den Gewässern beigemischt seien.

Man findet weder bei Saussure, noch bei Ebel, noch bei sonst einem anderen Alpenforscher eine genügende Aufklärung über die Ursachen dieser Färbung der Alpengewässer. Die allgemeine Meinung der Leute scheint mir die zu sein, daß die Flüsse ihr weißliches Grün, welches der Grundton ihrer Färbung ist, von den Gletschern und dem geschmolzenen Eise und Schnee erhalten. Im Winter, wenn kein Gletscherwasser in die Flüsse kommt, ist die Farbe klarer. In den Pyrenäen und in Norwegen sollen die aus den dortigen Gletschern hervorströmenden Flüsse ganz dieselbe Farbe haben wie hier. Die Berggewässer

anderer gleischerloser Gegenden haben dagegen ganz andere Farben. Die in Schottland sehen alle bräunlich aus, vermuthlich in Folge der Moore, welche die Berge bedecken. Die Gewässer mancher deutscher Gebirge haben eine schmutzig gelbliche Farbe, weil der größte Theil des Bodens, aus dem sie fließen, aus Thon besteht. In den sächsischen Sandsteingebirgen haben die Flüsse ein ganz farbloses Gewässer. Die Schwarzwald- und auch die Juragewässer, die so nahe bei den Alpen sind, sehen ganz anders aus als die Alpenflüsse.

Zwischen Guttannen und der Felsengalerie, die ich erwähnte, ist ein Platz, wo von den benachbarten hohen Riglihörnern große Lawinen und unsägliche Massen von Steinen heruntersinken. Mit diesen Steinen sind wieder ganze Wiesenstrecken bedeckt. Die Thalleute haben sie immer, so wie sie fielen, aufgelassen und in große Haufen zusammengelegt. Dieser Haufen sind nun so viele und sie sind zugleich so angewachsen, daß sie einen wahren Irrgarten bilden, in welchem die Wiesen nur noch wie zahllose schmale Wege zwischen dem Steingemäuer herumlaufen. Man kann sich denken, welchen melancholischen Anblick es gewähren muß, die Kühe hier ihr Futter auf einem sonst fruchtbaren Boden, ihrem von Steinen geraubten Eigenthum, so zusammenbetteln zu müssen.

Das Dorf Guttannen, von dem man bis zur nächsten Stadt nach allen Seiten hin 14 Stunden hat, liegt mitten in dem Bern'schen Sibirien und ist ein köstlich vereinsamter Platz, und man kann auch auf diesen Platz den Vers Doid's anwenden: *Ulterius nihil est, nisi non habitabile frigus*. Nur im Sommer öffnen sich die Handelswege, welche aus Wallis und Italien zu ihm führen, für drei Monate. Dann kommen die Säumer mit Maulfesselcaravanen aus dem Formazzathal oder, wie die Deutschen es nennen, aus „P o m m a t“ über die Grimsel herüber.

Diese Caravanen gehen nur bis Meiringen hinab und kommen von Domo d'Issola. Bis zu beiden Orten auf den verschiedenen Seiten der Alpen führen Chaussees. Die Maulesel dienen also nur auf der Zwischenstrecke, wo keine Fahrwege mehr sind. Sie bringen Wein, Reis, Mais und Früchte, zuweilen auch etwas Seide aus Italien und tauschen dafür Käse und Kirchwasser aus dem Berner Oberlande ein. Es ist vermuthlich ein uralter Handel, und ich denke mir, daß vielleicht schon die alten Römer die Alpenkäse, deren ihre Schriftsteller erwähnen, auf diesem Wege erhielten. Es ist noch bis auf den heutigen Tag ein sehr einfacher Tauschhandel, bei dem von beiden Seiten kein bares Geld gebraucht wird. Es ist dabei noch dieß merkwürdig, daß nur die von der wälschen Seite die Säumerei betreiben, vermuthlich weil auf der Nordseite der Alpen Maulesel nicht so gut gedeihen, und diese doch die sichersten Thiere auf den abschüssigen Bergstegen sind. Die Deutschen „säumern“ nicht. Sie tragen Alles, was sie fortzuschaffen haben, auf dem Rücken. Natürlich waren ehemals diese Säumerwege viel bedeutender und lebhafter als jetzt, wo nun in einer Reihe schöner Straßen jenen uralten Säumerwegen so mächtige Concurrenten erwachsen sind.

Wir bekamen in Guttannen leider schlechte Nachrichten von dem Wetter auf der Grimsel. Obgleich es in unserer nächsten Nachbarschaft noch ganz heiter war, so wollten die Leute doch Kunde haben, daß es auf der Grimsel schon seit gestern stürme, schneie und tobe, und daß es wohl nicht lange dauern würde, bis das Wetter sich auch weiter herablasse. Uns fiel es schwer, dieß zu glauben, da wir nur noch zwei Meilen von der Grimsel entfernt waren und über uns ein Stück blauen Himmels hing. Allein in diesen engen, tiefen, winkeligen Thälern steht man nicht weit, und es kann in ihrem versteckten Hintergrunde längst spuken und

wettern, ohne daß man ein paar Stunden weiter abwärts das Geringste davon merkt. Dann auch ist die Grimsel eine hoch gelegene Burg von Alpenhörnern, in der sich ein Wetter für mehre Tage einnisten und festsetzen kann, ohne daß es sobald weiter herunterkommt. — Wir wollten indeß doch unseren Plan, ohne die Sache selbst versucht zu haben, nicht sogleich aufgeben und setzten unsere Reise fort, nachdem wir bei einer freundlichen Wirthin in Guttannen uns Nachtlager, warme Zimmer und ein gutes Abendessen bestellt hatten, auf den Fall, daß wir zurückzukehren gezwungen sein sollten.

Hinter Guttannen verändert sich bald die Scenerie zu den Seiten des Thales, und zwar in Folge des Auftretens einer neuen Gebirgsart. Das Thal verläßt jetzt die Kalksteinmassen, aus welchen alle die nördlichen Alpen bestehen, und schneidet nun in die Granitlagen ein, aus welchen die Central-Alpen gebildet sind. Hiermit ändert sich nun nicht nur die äußere Form der Berge und der hohen Spizen, sondern auch jeder abgestürzte Block hat eine andere Figur. Jeder Bruch, jede Höhle in den Bergen, jede Schattirung derselben, die durch eine Ecke oder Abschleifung im Gesteine entsteht, wird ganz anders. Natürlich sind auch in Folge dessen die Bäume auf und an den Bergen ganz anders gruppiert. Im Allgemeinen sind die Granitberge in ihren großen Außenlinien einfacher und großartiger gestaltet als die Kalksteinberge. Auch die einzelnen Blöcke, die aus ihnen herausfallen, sind gewöhnlich einfacher und schöner geformt als die Blöcke, welche aus den Kalksteinbergen herabpoltern. Sie sehen mehr aus wie große Krystalle mit wenigen glatten Seiten. Auch die langen schmalen Felsabfälle, die sogenannten Felsbänder, welche in den Kalkbergen so häufig sind, fehlen in den Granitbergen. Natürlich sind auch die Granitfelsen überall in sehr verschiedenem Zustande und bieten daher in

den verschiedenen Gegenden der Alpen ein sehr verschiedenes Profil dar. Hinter Guttannen sind sie besonders abgerundet. Es sind zu beiden Seiten des Thales, vorzüglich in der Nähe der sogenannten Handeck, zwei Reihen von sehr ernst aussehenden, dunkelgefärbten, hohen, stumpfen und schroffen Kegeln. Wie große, höchst interessante Grabmonumente, reihen sie sich zu beiden Seiten des finsternen Thales hin.

Der Bergsteiger freut sich auch noch aus anderen Gründen, in die erhabene Granitwelt einzutreten. Denn seine Pfade werden hier viel leichter und angenehmer. Der Granit ist auf der Oberfläche immer etwas rauh, und man glitscht nicht so leicht aus als auf dem Kalkstein, der eher etwas glatt und fettig ist. Auch schleift sich der Granit ebener ab und giebt daher flachere Wege, während der Kalkstein immer Köpfe, Buckel und Unebenheiten behält, die den Füßen wehe thun.

Mich interessirt unter den verschiedenen abschleifenden Kräften in den Alpen der Fuß des Menschen eben so sehr, wie die Welle des Wassers oder das reibende Eis der Gletscher. Der Säumerweg führt zuweilen über ganz kahle Felsköpfe hinweg, und hier sieht man oft Fußstapfen in das harte Gestein ausgetreten, indem hier seit uralten Zeiten ein Wanderer seine Füße denen seines Vormannes nachsetzte. Da, wo diese nackten und flachen Felsen zugleich abschüssig und geneigt sind, hat eine sorgsame Wegepolizei mit der Hacke einige kleine Stellen, die aber nur einen halben Zoll tief sind, aushauen lassen, damit die Menschen und Saumthiere doch einige Haltpuncte gewinnen möchten. — Der Freund der Geschichte und der Antiquitäten muß solche Wege nach uraltem Schnitt, an denen noch keine neuere Kunst etwas gekünstelt und verändert hat, und die noch wirkliche Spuren von den Ersten, welche durch diese Wildniß gingen, an sich haben, mehr als alle schönen Kunststraßen und Eisenbahnen lie-

ben. Auf solchen uralten Säumerpfaden gingen auch Hannibal und Cäsar und Pompejus und die Cimbern und Teutonen über die Alpen.

Wir unserer Seits konnten leider, je höher wir ins Thal hinaufkamen, desto weniger von diesen eingehauenen Stellen profitiren; denn an den meisten von ihnen waren jetzt die Felsen mit Eis und Schnee bedeckt, und wir hatten Noth, uns darauf zu halten. — Je weiter wir kamen, desto mehr Spuren zeigten sich von dem schlechten Wetter, das auf der Grimsel herrschte. Kleine Wolken und Nebel flogen, selbst als wir in der Tiefe noch etwas Bise oder Nord hatten, mit außerordentlicher Hast über unseren Köpfen hin. „Der Föhn herrscht in den oberen Regionen“, sagte unser Führer „und da ist sicher weiter hin schlecht Wetter.“ — Weiter hinauf hörte die Bise ganz auf, und es kam uns ein warmer Stoß Föhnwind entgegen, der jedoch bald wieder von der Bise verdrängt ward. Als wir noch weiter stiegen, wechselten warmer Föhn und kalte Bise, Welle auf Welle, Schlag auf Schlag. Dieß war ein merkwürdiges Phänomen. Fast unwillkürlich hielten wir jedesmal, wenn die warme Föhnwelle uns traf und uns den Athem versetzte, etwas an. Meine Gefährten wollten sogar einen schwefeligen Geruch in der Föhnluft wahrnehmen. Ueber unseren Köpfen stand ein grauer Wolkenbogen, der die Gränze der Föhn- und Biseherrschaft bezeichnete. Ueber diesem scheinbar ziemlich festen Bogen wurden einzelne Wolkenflocken rasch hinweggetrieben, so daß es also schien, als ob in den höheren Regionen der Föhn die Oberhand hätte. Der Thalwinkel nach der Grimsel zu war sehr finster, abwärts in der Ferne lächelte Sonnenschein. In der Nähe der Handeck begegneten wir drei Männern, welche thalabwärts gingen und uns sagten, es sei keine Möglichkeit durchzukommen. Eine Stunde weiter aufwärts schneie und

stürme es schon. Sie selber wären am Morgen ausgegangen, um über die Grimsel ins Wallis zu ziehen, wo sie kleine Einkäufe hätten machen wollen. Aber in Rätisboden — so heißt eine ebenfalls unbewohnte Partie des oberen Arthals — hätte der Schnee sie dermaßen umwirbelt, daß sie keinen Fuß weit vor sich mehr hätten sehen können. Sie hätten sich daher entschlossen, zurückzukehren, und wären nur froh, wieder im Lichten zu sein. Da diese Leute Eingeborene und noch dazu Handelsleute waren, welche Gewinnsucht trieb und die gewiß einige Gefahr nicht gescheut haben würden, so blieb uns nichts Anderes übrig, als die Passage für unmöglich zu halten und unseren Grimselplan aufzugeben. Wir beschloßen daher, bloß noch bis zur Handeck und zu den dortigen schönen Wasserfällen der Marvöllig hinaufzugehen. Es ist zwar unangenehm, auf die Erreichung eines Ziels, das man ins Auge gefaßt hat, verzichten zu müssen, indeß der Aufmerksame sieht leicht an jedem Punkte seines Weges einen Zweck erreicht, und ich nahm diesmal das sonderbare Wetter selbst, das uns hemmte, für ein solches Ziel. Das Wunderlichste dabei war mir die aussharrende Befestigung dieses Sturmes an einem Fleck, da er doch etwas ist, was einer Befestigung wenig fähig scheint. Man sollte denken, daß, wenn ein Sturm erst angefangen habe, aus dem einen Ende eines Thales herabzuwüthen, er auch bald nach unten, wie ein Wasserfall, hinabgestossen sein müsse. Wir erwarteten jeden Augenblick, daß dieß geschehen und der Föhn über uns herfallen würde. Statt dessen blieben wir Stunden lang an der Gränze des Schlachtfeldes, wo Föhn- und Bisenwellen immer abwechselten, der dunkle Wolkenbogen hielt sich immer über unserem Kopfe, ohne vor- oder rückwärts zu schreiten, und selbst in der folgenden Nacht und am anderen Tage, wo wir bestimmte Wetterveränderung erwarteten, hatten wir immer ruhiges

und helles Wetter, während die Nachrichten von der Grimsel traurig klangen. Ich hatte die ganze Zeit über den Vers Ovid's im Kopfe:

„Alpestres Boreae nunc hinc, nunc flatibus illinc
„Eruere inter se certant.“

Die Handeck ist wieder ein Thalabsatz oder ein Querriegel, der eine neue Abtheilung des Thales bezeichnet und barricadirt. Die Ar arbeitet sich in berühmten und malerischen Fälen über ihn hinweg. Weiter hin kommen noch mehre solche Riegel, von denen einer die „Höllensplatte,“ ein anderer die „böse Seite“ heißt, und über deren kahle Felsenköpfe sich der Saumpfad nach Italien fortzieht. Da giebt es eine Menge solcher Plätze, wie sie der Dichter im Sinne hatte, wenn er sagt:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
„Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
„In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
„Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.“

Oben auf der Handeck steht ein Haus, zum Frommen der Wanderer in diesen weit und breit unbewohnten und hülflosen Gegenden erbaut. Im Sommer wohnt ein Hirte darin, der die benachbarten Grassäckchen utilizirt und die Reisenden mit Milch erquicken kann. Jetzt aber war es unbewohnt. Die Thür stand auf, und wir nahmen für einige Augenblicke auf den hölzernen Bänken des Wohnzimmers Platz. In der Küche war ein Heerd in guter Ordnung. Solide Tische standen in jedem der beiden Zimmer. Auf dem Boden gab es eine Reihe von Betten mit Heu. Es macht einen eigenen Eindruck, dieß Alles in einer Wildniß so gastfreundlich bereitet zu finden, ohne einen Wirth dabei zu sehen. Der unsichtbare Wirth ist hier

der hohe Stand Bern, der wie auch andere Cantonal-Regierungen an anderen einsamen Gebirgsplätzen solche stets offene Häuser unterhält, die dem Reisenden, wenn ihn ein unbesiegbares Unwetter überfällt, wenigstens das Leben retten, und wenn er etwas Proviant bei sich hat und sich das Holz in der Nachbarschaft zusammensuchen kann, auch Gelegenheit zum Braten und Kochen geben.

Hier auf der Höhe der Handeck (von 4600 Fuß) zeigen sich die letzten großen Tannen des Arthales. Weiter hinauf verkrüppelt die Vegetation. Auch von diesen Tannen, die einzeln auf dem zerrissenen und felsigen Terrain vertheilt sind, sind die meisten studirt, copirt, skizzirt und gemalt von der Colonie der Meiringer Künstler, die bis hierher ihre Excursionen ausdehnen. Wenige von ihnen haben sie aber zu so eigenthümlicher Zeit gesehen wie wir. — Einige dieser Tannen sind besonders groß und mit weit reichendem Gezweige, das in alten Zeiten wohl denselben Schutz gewähren mußte, den jetzt das Haus des Cantons Bern darbietet. — Solche hohe Tannen, deren Gezweige dachförmig herunterhängen, vertreten noch jetzt in vielen Bergwildnissen die Stelle eines Gasthauses oder Hospizes. Die Eingeborenen nennen solche Tannen „Schirmtannen“ oder nach ihrer Aussprache „Schermtannen.“ Die Hirten und Geißbuben kennen die Schermtannen ihres Revieres natürlich genau und flüchten sich oft mit ihren Heerden zu ihren Stämmen. — Wir arbeiteten uns im Schnee zu mehren der schönsten dieser Tannen hin. Ihre breiten Zweige waren mit dickem Schnee und Eis bedeckt und hingen tief auf die Erde herunter, so daß wir darunter wie unter einem festen Dach standen. In ihren Wipfeln sauste der Wind. Bald bog sie die Wisse nach Süden, bald der Föhn nach Norden hinüber. Das weiße Leichentuch des Winters bedeckte den Boden. Nur zu den Seiten unseres Theaters waren die

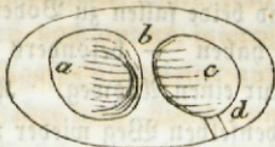
dunkelen schroffen Wände jener Grabmonumente von Granit unbedeckt und schienen schwarz in dem grauen Lichte, das von der Seite der Grimfel, wo es stürmte, herunterfiel. Dieß Gemisch grauer, schwarzer und grell weißer Farben gab der ganzen Scenerie umher einen höchst melancholischen und tragischen Charakter, den nur ein Dichter, etwa ein Ossian, in einem Klage-
liede hätte auffassen können. — „Schauerliches Ahnen unendlicher Vergangenheit mischt sich zu dem Gefühle von Tod und Zerstörung in diesem finsternen, vielfachen Einsturz drohenden Geklippe,“ so äußert sich über diese oberen Aargegenden einer jener Schriftsteller, die auch, wenn sie in einfacher Prosa reden, immer einen Kothurn untergeschminkt zu haben scheinen. Nimmt man diesen Worten das Verschrobene, das sie haben, und schneidet man den Bombast, der in ihnen steckt, weg, so bekommt man eine Phrase, die wirklich die Eindrücke wiedergiebt, welche jene wilde und großartige Winterscene auf unser Gemüth machte.

Die Dichter und Reisebeschreiber haben so viel von Wasserfällen, „die aus den Wolken herabfallen“, von „himmelansteigenden Felsmauern“ und dergleichen gesprochen, daß der Fremde, der den Kopf davon voll hat, wenn er zuerst in ein Alpenthal tritt, sich die Augen reibt und vergebens sich danach umschaut, seine Phantastebilder verwirklicht zu sehen. Die himmelansteigenden Felsen und die sonnigen Höhen sind immer wenigstens einige tausend Klaftern niedriger, als er sie sich dachte, und bei den Wasserfällen, die er immer von einem der benachbarten hohen Alpenhörner herabstäuben zu sehen erwartet, ist er noch mehr desappontirt, wenn man ihn erst in ein buschiges Dickicht hinabführt, um den darin zerstückten Wasserfall aufzusuchen und von oben in die Tiefe poltern zu sehen, und wenn man ihn dann in diese Tiefe selber hinabbringt und unter den Wasserfall so stellt, daß es nun, wenn er seinen Platz richtig getroffen hat,

scheint, als käme der Fluß aus schwindelnder Höhe. — Auch das Wasser, das aus den Dachrinnen einer kleinen sächsischen Stadt mitten auf die Straße fällt, scheint aus der Wolke zu stürzen, wenn man sich gerade unter den Strahl stellt. — Die Wasserfälle der Alpen kommen in der That in Vergleich mit der Kühnheit unserer Phantasie uns immer feige und kleinlich vor. Da sind zuweilen die schönsten und höchsten Wände zur Seite, die einem Blusse, wenn er es wagte, sich von ihnen herabzuwerfen, ewigen Ruhm über den ganzen Globus sichern würden. Statt dessen aber schleicht er sich zur Seite, wählt vorsichtig die tiefste Stelle und springt den möglich kürzesten Absatz hinunter, und um ihn großartig zu finden, muß man erst künsteln und sich in die rechte Stellung bringen.

Für den Nar-Wasserfall giebt es hauptsächlich drei Punkte, die dem Beschauer einen imposanten Anblick darbieten, einen auf einer kleinen Brücke oberhalb des Falles, einen dem Falle gerade gegenüber an einer Stelle, zu der man längs der Felswand hinget, und einen unten in der Tiefe der Schlucht selbst. Derselbe Schriftsteller, der von dem schauerlichen Ahnen der Vergangenheit und dem Gefühle von Tod und Zerstörung phantasierte, fährt in seiner hexametrischen Prosa in Bezug auf diese Stellung unterhalb des Narfalls so fort: „mit ermüdendem Nacken erhebst du dein staunendes Antlitz.“ Mich dünkt, es liege etwas außerordentlich Komisches in dieser Einmischung des ermüdenden Nackens in den Panegyricus des großen Naturwunders. Der Winter ist nicht die Zeit, wo man die pittoreske Schönheit der Wasserfälle bewundern und beschreiben muß. Denn die Flüsse brauchen dann, da die großen Flußurnen, die Gletscherhöhlen, austrocknen, oft nur ein Fünstel, ja kaum ein Zehntel des Wasser- und Schaumquantums, das sie im Sommer fortwälzen. Desto vortheilhafter aber war die Jahreszeit, um

die wunderbaren Aushöhlungen, welche das Wasser im Hinabfallen zu Stande gebracht hatte, zu untersuchen, und von denen man im Sommer wenig gewahrt, weil dann Alles überdeckt ist. Ich bemerkte einen dicken Wasserstrahl der Nar, der in ein Steinbecken hinabfiel, welches ungefähr in der Mitte der ganzen Höhe stand und aus dem er zur Seite wieder hinaus schlüpfte. Dieses Becken hatte zwei Abtheilungen oder Kessel, die durch eine Felsbrücke von einander geschieden waren. Das Ganze sah also ungefähr so aus:



Der Wasserstrahl stürzte sich in den Kessel a hinein und strömte unter der Felsbrücke b, die er im Laufe der Zeit völlig unterminirt hatte, hinweg, in den Kessel c. In diesem drehte er sich, beständig kreisend und wie kochendes Wasser aufwallend, herunter und floss dann bei d weiter. Alle Theile dieses Doppelbeckens waren sehr rundlich und glatt abpolirt. Da jetzt soviel davon gesprochen wird, wie Gletscher und Wasserfälle Felsen und Steine zu bearbeiten vermögen, so glaubte ich, jenes Product einer Wasserarbeit sei der Aufzeichnung werth. Im Sommer wird Niemand etwas davon gewahren, weil dann Alles in Wasser und Schaum gehüllt ist.

Bei dem Narfall tritt der seltene Fall ein, daß zwei Flüsse, die Nar und der Nerlenbach, ihre Gewässer abgesondert in denselben Abgrund hinabstürzen, und zwar so, daß ihr Schaum sich vermischt und ihre Strahlen, wie Pfeile in dieselbe Scheibe, in den tiefen kleinen Kessel unten hinab fliegen. — Dieser Umstand gab natürlich poetischen Gemüthern zu hundert Vergleichen und Anspielungen Veranlassung. Bald sind es zwei Liebende, die sich, an dieser Welt verzweifelnd, vereint in den finsternen Abgrund

stürzen. Bald ist es eine stürmische Hochzeit, unten aber in der Tiefe steht man die jungen Vermählten ruhig in ihrem Brautbette liegen. Bald ist die Mar eine mächtige Fee, eine furchtbare Zauberin, die den munteren Jüngling (den Merlenbach nämlich) von seinen Bergen herablockt und, ihn umarmend, erdrückt, indem sie sein verschwindendes Dasein für immer an das ihrige bannt. Bald sind beide männlichen Geschlechts. Es sind ein Paar kühne kampflustige Hirten, die mit einander ringen. Keiner ist stärker als der andere, und beide fallen zu Boden.

Die Alpenthäler haben — besonders im Winter — wie tiefe Canäle immer nur einen Ausweg. Kommt man da nicht durch, so muß man denselben Weg wieder zurückkehren. Wir zerbrachen uns den Kopf, ob wir nicht rechts oder links irgendwo zur Seite entschlüpfen könnten, um auf einem neuen Umwege in unser Winterlager zu gelangen. Aber überall wiesen uns unzugängliche Höhen und verschneite Pässe ab, und wir mußten bis Interlaken an demselben Faden rückwärts spinnen. — Die erste Nacht blieben wir in Guttannen in unseren reservirten Betten, und wir hatten daselbst einen so comfortablen als interessanten Abend. Obwohl im Winter in diesen Thälern nicht geschlachtet wird und kein anderes als gesalzenes oder geräuchertes Fleisch, meistens Ziegenfleisch, zu haben ist, so hatte unsere Wirthin doch mit Hülfe von Eiern, Butter, Mehl und einer kräftigen Weinsuppe ihr Möglichstes gethan, uns neben den gesalzenen Ziegen-Gotelletten noch einige schmackhafte Entremets zu verschaffen. Und außerdem fehlte es nicht an Gesellschaft für den Abend. Auch dieß ist ein Vortheil für den Winterreisenden, daß er wenige oder gar keine Fremde, dagegen desto mehr Einheimische in den Wirthshäusern findet. Der Winter ist für die Gebirgsleute die gesellige Zeit, die Abende sind lang, und da sind die Thalherbergen immer voll von Wanderern, die früh-

zeitig einkehren, von Jägern, die für heute nicht weiter wollen, von Straßen- oder Brückenarbeitern, die ihren Feierabend gern verplaudern. Weil der Spätherbst die Zeit ist, wo man Wege, Brücken und andere Bauten ausbessert, so wie der Frühling die Zeit, wo sie zerstört werden, so fanden wir eine Menge von letztgenannten Arbeitern in unserer Herberge vor. In einem interessanten Lande haben die Leute interessante Schicksale. Und jeder von diesen Leuten hatte, außer seiner zeitweiligen Anstellung als Brückenarbeiter, noch andere, interessantere Aemter bekleidet. Der eine war Dr. Agassiz's Begleiter auf der Jungfrau gewesen, der andere hatte Jahre lang, Winter und Sommer, als Knecht auf dem Grimfel-Hospiz gedient, der dritte war ein passionirter und berühmter Gemsjäger, der vierte hatte sowohl in Neapel als auch in Holland als Schweizergardist gedient und war ein sehr erfahrener Kriegsmann. Ein Individuum in unserer Gesellschaft interessirte mich aber mehr als Alle. Dieß war ein alter, fünfundsechszigjähriger Cretin, bei dem ich manches Charakteristische wahrnahm. Der Cretinismus stellt sich in so ungeheuer vielen Phasen und Formen dar, daß fast jeder einzelne Cretin ein Fall für sich ist und einer besonderen Betrachtung und Darstellung fähig wäre. Die Wirthin hatte uns ihren „Hans“ — so hieß der Cretin — schon am Morgen, als wir zur Bestellung unseres Nachtlagers bei ihr einkehrten, vorgestellt und uns erzählt, daß es ein armer alter Mann sei, der gar keine Verwandten auf dieser Welt mehr habe, und dem daher einige wohlwollende Familien aus Mitleid wechselseitig im Laufe des Jahres Dach und Nahrung gäben, so daß er drei Monate in diesem Hause, drei Monate in jenem u. s. w. wäre, wofür er einige häusliche Arbeiten leiste. Es ist hier häufig, daß die Wohlhabenden sich der Armen auf diese Weise annehmen. Sie nennen solche abwechselnd bei Diesem oder

Jenem verpflegte Arme „Umgänger“. Es scheint dieß eine in der Schweiz sehr weit verbreitete Sitte zu sein. Denn auch Saussure erwähnt von den Bewohnern von Chamouny etwas Aehnliches. Die häuslichen Arbeiten, die Hans seinen Wohlthätern leisten kann, beschränken sich, wie seine Herrin mir sagte, bloß auf folgende. Er kann erstlich Kartoffeln schälen, zweitens Bohnen und Erbsen aushülsen, drittens Wolle tragen. Man muß dabei wissen, daß die Vertheilung der Arbeit bei den Grotins so groß ist, wie bei den Fabrikarbeitern in England. Was sie lernen, lernen sie alle in ihrer Art perfect, aber es ist nur sehr wenig, was sie auf einmal begreifen können. Der eine ist bloß auf das Wasserholen eingeübt, der andere bloß auf Holzspalten, und jener Hans nur auf Kartoffelschälen, Erbsenaushülsen und Wolletragen. Ich sagte, die Arbeiten, welche die Grotins einmal übernommen haben, machen sie in ihrer Art gewöhnlich sehr gut. Davon gab Hans mir ein frappantes Beispiel. Wir hatten schon am Morgen sein sorgfältiges Verfahren beim Schälen der Kartoffeln bewundert, wie er sie mit allen fünf Fingern der Hand festhielt, wie er die Schale stückweise abnahm und jedes Stück vorsichtig bei Seite legte, wie er dann jedes Auge der Kartoffeln — und wie viele haben sie deren nicht in diesen schlechten Kartoffeljahre — sorgfältig ausbohrte und dann den Knollen noch einige Male rechts und links drehte, um zu sehen, ob er noch etwas daran vergessen. Auf diese Weise waren wir freilich mit unserer Reise nach der Handeck eben so schnell fertig, als er mit seinen Kartoffeln, aber sie wurden doch gut. — Die meisten Reisenden sehen gewöhnlich nur mit Schrecken und Widerwillen auf diese unglücklichen und freilich nicht hübschen und ansprechenden Creaturen. Allein es giebt viele Grotins, deren Hülflosigkeit, so wie ihr sanftes und frommes Wesen in hohem Grade die Gefühle des Mitleidens

und der Zuneigung in uns erregen, wenn wir nur die Geduld haben, uns zu ihnen herabzulassen. Unser Hans hatte bald die erste Scheu der neuen Bekanntschaft überwunden und ließ sich schnell herzu, ganz vertraulich mit uns zu schwätzen. Die Wirthin, die ihn selbst weder beim Kartoffelschälen, noch bei seinen anderen Arbeiten antrieb, gab ihm auch ein gutes Zeugniß und sagte, er sei sehr verträglich, ordentlich und reinlich in seinen Kleidern, und als Zug seiner Delicateffe erzählte sie uns am Abend, er habe zu ihr gesagt, er wolle sich heute Abend nicht an seinen gewöhnlichen Platz auf den Ofen setzen, weil er sehe, daß Gesellschaft im Hause und er daher wohl im Wege sei, und er würde sich gewiß auf sein Heulager zurückgezogen haben, wenn wir ihn nicht zurückgehalten hätten.

Am anderen Morgen beim Frühstück war er wieder bei uns und bot uns eine Priße an. Denn seine Schnupstabaßdose enthielt allen Stoff zu denjenigen Luxus- und Extra-Genüssen, die er sich erlauben durfte, und nach denen er Verlangen fühlte. Er erzählte uns, daß er auch gereist sei; er sei oft genug weit weit „berguß und bergast“ (bergauf und bergab) gegangen bis nach Bern und noch weiter. Er raisonnirte sogar über sich selbst und sagte: „Ja ich bin so gering erschaffen worden auf der Welt, daß ich nichts Rechts arbeiten kann. Aber einige Sachen habe ich doch erlernen können.“ — Ich fragte ihn, ob er lesen könne, und gab ihm ein Buch in die Hand. Er nahm es und sagte: „Ja mit dem Lesen kann ich schon fort. Der Herr Pfarrer hat mich darin unterwiesen, und der hat mir auch des Herrn Abendmahl gegeben.“ — Er sprach dieß Alles ungefähr auf dieselbe Weise, so langsam und gepreßt wie Herrn Philipp's Sprechmaschine in London, und wir mußten immer wohl aufpassen, wenn wir etwas verstehen wollten; denn seine Aussprüche zu wiederholen oder Explicationen, wie er das Gesagte meine, zugeben,

war er durch alle Fragen ebenso wenig wie ein Orakel zu bewegen. Wir fragten ihn, ob er auch bete. „O ja,“ sagte er, „alle Morgen bete ich auswendig und alle Abend auswendig 's ganze Jahr um, und alle Sonntag lese ich auch ein Gebet. Er holte dann ein altes, zerlumptes Buch aus der Tasche hervor, aus dem er uns Gebete vorlas, wieder in dem Tone der Sprechmaschine. Sehr andächtig nahm er dabei seine Mütze vom Kopfe und faltete seine kurzgefingerten Hände. — Wir theilten ihm ein Paar Eier und Zubehör von unserem Frühstück mit. Damit zog er sich auf den Ofen zurück und verzehrte sie auf eben die langsame und sorgfältige Weise, auf welche er die Kartoffeln geschält hatte. Nach einer halben Stunde endlich bewegte er sich langsam wieder vom Ofen herunter, zog seine Mütze ab, stellte sich vor uns hin und sprach dreimal: „Der liebe große Gott im Himmel vergelt's Ihnen“, und zwar mit einer so ernststen und frommen Miene, mit einem solchen Ausblick nach oben, daß wir wohl sahen, wie ernstlich er es meinte, und daß wir ihm gern begreiflich gemacht hätten, daß sein frommer Dank und die häufige Nennung des Namens Gottes bei dieser Gelegenheit fast ein wenig übertrieben sei.

Uebrigens machte mir dieser arme Tropf, mit seinem einzigen Luxus, der Schnupftabaksdose, mit seiner einzigen Kunst, dem Wollkragen und Kartoffelschalen, mit seiner einzigen Lectüre, dem Gebetbuche, und mit seinem einzigen Gedanken, dem Gedanken an Gott, einen wunderbar tiefen Eindruck, und ich begreife jetzt völlig den Doctor Guggenbühl, der bei dem Anblick eines betenden Gretins so ergriffen wurde, daß er gelobte, sein ganzes Leben der Erziehung dieser Bemitleidenswerthen zu widmen. — Wie wunderbar, daß dieser Mensch mit seinen geringen Mitteln und Gaben vermuthlich eine glücklichere Existenz hat als unzählige große Geister, die im Vergleich mit ihm als Wesen erscheinen,

über welche Fortuna ihr ganzes Füllhorn ausgeschüttet hat. Da erkennt man recht, was Christus sagt, daß das Himmelreich ein Erbtheil der Einfältigen und Sanftmüthigen ist, und daß Gott sich auch in dem Munde der Simpeln ein Lob zubereitet hat. Erwachsene haben oft bemerkt, daß sie zuweilen wieder von den Kindern lernen müssen. Man könnte auch von den Cretins noch Vieles lernen, und ich wüßte außer dem Hans von Guttannen hier im Gebirge noch manchen anderen guten Tropf, an den ich zuweilen denken werde, wenn Mißmuth oder Unzufriedenheit mit meinem Schicksal meine gute Laune oder meine Dankbarkeit gegen Gott trüben wollen.

5.

Besteigung des Brienzner Rothhorns.

Es giebt eine Menge Hörner in den Alpen, die den Namen „Rothhorn“ bekommen haben. Es giebt auch „Schwarzhörner“, „Weißhörner“, „Grünhörner“, aber die rothe Farbe hat mehr als irgend eine andere zur Bildung von Bergnamen gedient. Das Rothhorn, welches ich Ende November von Brienz aus bestieg, liegt an der Gränze der drei Cantone Bern, Unterwalden und Luzern, deren Gränzsteine sich an seinem Gipfel befinden. Es ist über 7200 Fuß hoch und führt also den Wanderer bis nahe an die Linie des ewigen Schnees. — Man hat von Brienz aus 4 Stunden aufwärts zu steigen. Die erste Hälfte kann man reiten. Allein ich überließ mich bald meinen eigenen Füßen, weil die Wege schmal und die Abgründe

zu den Seiten unabsehbar waren. Es schwindelt einem zehnmal mehr auf dem hohen Rücken des Pferdes, und dazu ist seine Bewegung nichts weniger als angenehm. Die Thiere rutschen oft mit ihren Hufen von einem Steine auf den anderen herunter, und weil sie, um sich und den Reiter emporzubringen, immer recht fest einsetzen, so erschütteret bei solchem Abrutschen immer ihr ganzes Knochengebäude und das des Reiters auch.

Wir hatten uns nach anderthalb Stunden über allen Nebel und die Wolken hinausgehoben und genossen nun in der Höhe des lieblichsten Sonnenscheins. Wir warfen unsere Mäntel, die wir im Thale sehr nöthig gehabt, auf die Pferde und sandten sie mit ihrem Führer nach dem Dörfchen Schwanden zurück, wo sie bis zum Abend uns erwarten sollten.

Bis zu einer Höhe von 5000 Fuß gab es noch überall mehr oder weniger Wald. Da aber hörte alle Bewaldung auf, und zwar fielen zu meiner Verwunderung die Bäume außerordentlich schnell von einer sehr schlanken Höhe zu kleinen und krüppeligen Zwerggestalten herab. Auch kamen, nachdem die Tannenbäume verschwunden waren, nicht etwa noch erst Wachholzerbüsche, Rhododendren und andere Gesträuche, einen allmäligen Abfall der Vegetation bildend, sondern gleich nach den letzten Tannenbäumen kamen sofort kahle Grasflächen, die sich an dem ebenfalls überall kahlen Gipfel des Berges emporlehnten.

Die äußersten höchsten Ränder der Wälder sind immer sehr interessant, wie alle Gränzen und Uebergangsgegenden. — Da die Bäume hier mit den Winden und den Lawinen in nächste Berührung kommen, so sind sie in dieser Gegend des vornehmsten Angriffs und Widerstandes besonders zerzaust und zerrissen. Der Wald ist decimirt und gelichtet, wie die vorderen Reihen einer Schlachtordnung. Nur kleine Trupps gehen vielleicht unter dem Schutze eines Bergabhanges noch weiter vor. Manche

große kräftige Stämme sind, vom Winde, vom Blitze oder von Lawinen verstümmelt, in ihrem Wuchse gehemmt und zeigen allerlei traurige Figuren. — Mehr noch als die heftigen Ereignisse schadet die allmählig wirkende, aber jedes Jahr wiederkehrende Last des Schnees, der sich auf die Zweige der Bäume legt und sie oft ganz zu Boden drückt. Aber das Leben wehrt sich auch am Boden noch. Hundertmal sieht man den Fall, daß eine Tanne wie eine dicke Ranke über einen Felsen hinabliegt, aber mit der äußersten Spitze ihres Gipfels wieder zum Himmel aufstrebt. Die Schweizer nennen diese Tannen „Lektannen“. Vielleicht ist es eine eigene Gattung, welche eben durch das Einkriechen am Boden befähigt ist, sich ihr Leben zu fristen.

Die äußersten kleinen Tannenbüsche werden ganz erstaunlich borstig und struppig. Ihre zahllosen Aeste, die sie nahe zusammenhalten, bilden ein so dichtes Gezweige, daß Wind, Schnee und Kälte kaum hindurchbringen können. Sie haben dieselbe Art der Verästelung wie eine Menge sibirischer Büsche. Es ist interessant zu sehen, wie das Leben sich niedrig hinwindet, wie es sich concentrirt und in sich krampfhaft zusammenhält, um sich zu conserviren. Die Kälte macht diese Bäume so, wie sie sind, und nur so, wie sie werden und sich bilden, können sie der Kälte widerstehen. Es ist, als wenn die Kälte in ihren Angriffen auf das Pflanzenleben sich selber durch diese Angriffe Gränzen setzte. Sie will die Bäume zerstören, und eben bei diesem Bemühen macht sie sie gerade zum Widerstande fähig. Eben so zerstört das Polar Klima ein gut Theil von der Wärme und Energie der Menschen, die sich in der Nähe der Pole niederließen. Aber eben durch diese Zerstörungen machte sie den Menschen auch wieder fähig, in ihrer Nähe auszuhalten. Am Rande der Waldregion kamen wir noch durch ein Paar Sennhüttendörfer, die etwa eine halbe Stunde weit aus-

einander lagen. Bei jedem standen etwa 20 bis 30 Sennhütten auf einem Bergvorsprunge dicht neben einander. Alle waren jetzt natürlich leer und verlassen und die Dächer mit Schnee bedeckt. Nur einige halbwilde Ziegen vertrieben wir aus einer der offenstehenden Hütten. Und weiter oben im Berge fanden wir noch ein ganzes Rudel von 25 solchen unbewachten Ziegen. Die armen Leute lassen ihre Ziegen hier so lange ihre Nahrung suchen, bis der Schnee Alles verdeckt hat. Dann müssen die Thiere eingefangen werden, was zuweilen ein sehr mühseliges Geschäft ist, besonders wenn der Schnee sehr plötzlich einfiel. Auf der anderen Seite des Thales, der Schattenseite, hatten die Leute ihre Thiere schon vor 3 Wochen einfangen müssen, während sie hier auf der Sonnenseite jetzt noch beinahe 6000 Fuß hoch steigen konnten. Ich pflückte hier sogar noch einige blaue Gentianen. Die Ziegen hatten das Bißchen Quellwasser in der Nähe der Hütten ganz trübe gemacht, und wir stillten unseren Durst mit dem Schnee von den Dächern.

Beim Ersteigen eines hohen Berges, wie bei jeder Lebensaufgabe, thut es sehr gute Dienste, wenn man sich mehre Abtheilungen macht. Man kommt weit, wenn man sich das Ziel immer so nahe als möglich steckt, und so einen großen Berg muß man immer stückweise unter die Füße bringen. — Ich lasse zuerst den Gipfel immer ganz außer Acht und heste das Auge nur zunächst auf jenen hochstehenden Baum. Habe ich mich bis zu ihm hinaufgearbeitet, so fasse ich diese oder jene Sennhüttengruppe, die 500 Fuß höher liegt, ins Auge. Bin ich dort angekommen, so schaue ich zu einigen in der Ferne grasenden Ziegen auf und male mir das Glück aus, welches ich, bei ihnen angelangt, genießen werde. Bald erreiche ich sie und blicke nun auf die Ziegen, auf die Sennhütten und auf die vereinzeltten Bäume, die ich noch vor wenigen

Augenblicken alle so hoch über mir sah, triumphirend zurück. Allmählig, allmählig kommt mir nun auch der Gipfel schon so nahe, daß ich anfangs mit ihm zu coquettiren. Ich sehe, daß dieser Unerbittliche, der, man möchte stundenlang marschiren, nicht wich und wankte, nun doch auch sich nachgiebig zu nähern beginnt. — Ebenso ist es auch bei anderen Lebensaufgaben die beste Politik, sich die Ziele immer so nahe als möglich zu stecken und das Leben wie einen solchen Berg stückweise unter die Füße zu bringen. Verzweiflung ergreift uns, wenn wir, immerfort arbeitend, nach einem entlegenen Ziele steuern und keinen merklichen Erfolg wahrnehmen.

Ich erfuhr wieder mehre Male unterwegs, welche treffliche Dienste, wenn er richtig gebraucht wird, ein Alpenstock leistet, und begriff die Reisenden nicht, die sogar in gedruckten Schriften dieses Instrument für überflüssig erklärt haben. Zuweilen kamen wir an hohen steilen Abhängen hin, die mit rutschigem Schnee oder ganz kleinem und lockerem Steingeröll bedeckt waren. Setzte ich an solchen Stellen den Stecken nach der inneren Seite zu an den Boden und hob ich mich ein wenig mit ihm, so fühlte ich wohl, wie ich meinem Fuße einen Theil der Körperlast entzog und leichteren Schrittes über die losen Steine fortging, die, wenn ich ihre Lage verschob, mich ohne Barmherzigkeit hätten hinabgleiten lassen. — Obgleich der Alpenstock nur ein gerader Stecken mit einem ebenfalls geraden Stachel ist, so wird er doch in der Hand des geschickten Steigers abwechselnd Stütze, Hebel und sogar auch Klammer.

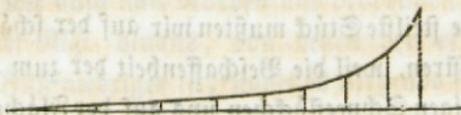
Nach drei Stunden erreichten wir den Grat des Gebirges, das die Cantone Bern und Unterwalden scheidet. „Grat“ heißt hier immer der fortlaufende Rücken einer Bergkette, aus dem die einzelnen Gipfel, wie die Zähne aus dem Zahnfleisch, hervorste-
hen. Wir ruhten hier eine Weile aus und blickten rechts

auf Unterwalden, links auf die Hasliberge hinab. Die ganze Unterwaldener Seite der Berge war bis auf den Rand des Grats hinauf mit einer ununterbrochenen dicken Schicht von Schnee bedeckt. Auf der Berner oder der Südseite hatte die Sonne den Schnee stellenweise wieder weggeschmolzen und meistens bis dicht an den Rand des Grats. Die nördliche Schneedecke stand daher hier über der Gratlinie in einer 2 bis 3 Fuß dicken Lage hervor. Sie lag dem Berge auf dem Rücken, wie eine dicke Speckseite dem Schweine. Wir bemerkten die Fußstapfen von Gemsen in dem Schnee, und gleich hinter den Gemsfüßen her sahen wir die breiten Fußstapfen eines Menschen, ihres Verfolgers. Wir konnten weit an dem Berge hinauf die Kette dieser stets sich hart drängenden Spuren verfolgen. Am Ende verloren sie sich zwischen Felsen.

„Jetzt bleibt uns noch das schwerste Stück Arbeit“, sagte mein Führer, indem wir weiter gingen. „O Sie scherzen und übertreiben wohl ein Bißchen“, wollte ich ihm erwidern, behielt aber aus Aberglauben, um kein böses Omen aufzurufen, die Phrase bei mir. — Man hat den Versuch gemacht, auch die Tour auf das Rothhorn, wie die auf das Faulhorn, zu einer fashionablen zu machen, indem man eine Art von Herberge in der Nähe seines Gipfels gebaut und ein Bild des von hier aus überschauten Panoramas publicirt hat. Aber der Versuch scheint mißglückt. Die Reisenden haben die Ersteigung zu unbequem und hie und da etwas zu pikant gefunden. Jene Herberge ist zur Ruine geworden, und wir gingen so schnell als möglich an ihren Einsturz drohenden Mauern vorüber; den Weg hat man um so mehr vernachlässigt.

Die meisten Berge, die ich kenne, und überhaupt, wie es scheint, alle Erhebungen des Erdbodens steigen immer schroffer an, je mehr man sich ihrem Gipfel nähert. Sie schwingen sich

in Linien empor, welche bei jedem Schritte weiter unter einem größeren Winkel aufsteigen, und welche also Segmente von Parabeln sind. Ich meine so:

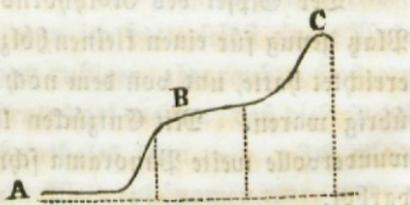


So wie dieß bei einzelnen Bergen stattfindet, so ist es auch bei ganzen Erhebungsmassen, bei ganzen Gebirgen, bei ganzen Ländern der Fall. Man lege eine Linie von den ersten Vorbergen der Schweiz über die erste und zweite Alpenkette hinweg bis zu den höchsten Erhebungsmassen der Jungfrau und ihrer Nachbarberge, so wird man eine ähnliche Linie erhalten. Oder man steige in dem Thale irgend eines Flusses, z. B. des Rheines, von seiner Mündung bis zu seinen Quellen empor, so wird die Linie dieselbe sein. In Holland und Deutschland erhebt sich das Rheinthal in jeder Meile nur wenige Fuß, in der niederen Schweiz 10 bis 20 Fuß, nachher in Graubündten 100 und endlich bei der Quelle in jeder Meile über 1000 Fuß. — Da, wo die Gebirgsmassen von Querthälern, die durch Wasser oder andere Kräfte ausgearbeitet sind, durchbrochen werden, modificirt sich diese Art des Ansteigens dahin, daß gewöhnlich zuerst gegen das Thal die Berge schroff aufsteigen, dann wieder allmälige Abhänge oder gar Plateaus zeigen und am Ende gegen den Gipfel hin noch einmal sich schnell emporbäumen. Auf die meisten Berge steigt man daher aus dem Grunde der Alpenthäler unter folgenden Linien hinauf:

A = Thalgrund.

B = sanfte Abhänge.

C = steilere Spitze.



Die steilen Abhänge von B nach A sind meistens kahle oder bewaldete Felsenwände. Bei B finden sich noch zuweilen hohe Bergortschaften oder doch Alpenweiden und Sennhütten=Dörfer.

Das letzte steilste Stück mußten wir auf der schärfsten Kante des Grats passiren, weil die Beschaffenheit der zum Theil gefrorenen glitscherigen Schneeflöckchen uns auf der Fläche des Daches selbst nicht weiter zu steigen erlaubte. Hier auf dem Grat hatten wir aber den Vortheil, die, wie ich oben sagte, aus Unterwalden bis auf die Kante hervorragende Schneelage zu benutzen, die, von der Sonne benagt, hier wie eine Mauer schroff absetzte. Ich wußte hier zuletzt nicht mehr, auf welche Weise ich mir mit dem Alpenstecken helfen sollte, und indem ich ihn meinem Führer übergab, griff ich mit beiden Händen in die Schneewand, um meinem Oberkörper durch ihren schwachen Widerstand einige Balance zu geben. Dabei kehrte ich das Gesicht nach Unterwalden, denn obwohl hier der Abhang noch viel schroffer war, so erschien er mir doch minder gefährlich als der kahle und beglatteiste Abhang nach Bern zu. Fällst du nach Unterwalden zu, dachte ich, so ist doch noch einige Möglichkeit da, daß du irgend wo im Schnee stecken bleibst; fällst du aber nach Bern, so bist du sicher verloren. — „Nur selten verliert ein Reisender in den Alpen das Leben“, sagte mein Führer, und so tappten auch wir, von einem günstigen Geschick dem großen Haufen der Lebendigbleibenden zugeschaart, richtig bis oben hinauf.

Der Gipfel des Rothorns ist sehr klein, doch hat er Platz genug für einen kleinen hölzernen Schuppen, den man dort errichtet hatte, und von dem noch einige Balken zum Niederstehen übrig waren. Mit Entzücken ließ ich meinen Blick über das wundervolle weite Panorama schweifen, das von hier aus sich darbot.

Das Rothhorn ist von allen Bergen im Norden des Rheinthal's weit und breit der höchste Gipfel. Nach Westen und Südwesten hin beim Niesen vorbei bis zum Jura und zum Genfer=See, so wie auch nach Norden und Nordosten hin, über den Pilatus und Rigi hinaus, von denen der erste 1000, der zweite 2000 Fuß niedriger ist, findet es nirgends seinen Meister. Nur nach Süden und Südosten liegen in nicht großer Ferne die weit höheren Gipfel der hohen Kalkalpen vor. — Gerade eine solche Lage ist für eine weite, schöne und mannigfaltige Aussicht besonders geeignet.

Der Himmel war wunderbar blau und klar, und die Aussicht daher unermesslich weit. Ich war beim Hinaufsteigen besonders neugierig darauf, zu sehen, wie weit sich das Nebelmeer, das unsere Bergthäler bedeckte, erstrecken würde, und zu meiner Verwunderung sah ich die ganze Schweiz, alles Land, alle Hügel, alle Thäler mit einem ganz gleich hohen und gleich dichten Nebelschleier überzogen. Nur die ganze obere unbewohnte Region ragte klar und schön mit zahllosen Gipfeln, Gletschern und Hochthälern aus diesem Meere hervor. Der Nebel erstreckte sich überall vollkommen in demselben Niveau über die Länder hin, über den Bodensee bis nach Baiern hinein, und auf der anderen Seite bis ins Elsaß und nach Baden unabsehbar weit hinab. Wir sahen ganz deutlich nicht nur die obersten Spitzen des Schwarzwaldes, sondern auch die der Vogesen aus dem Nebel, der das ganze weite Thor zwischen ihnen füllte, hervorragen. Ich konnte mir einen sehr deutlichen Begriff von dem Zustande des Wetters in den Rheinlanden machen, denn ich hatte selbst einige Male diesen Fluß im Herbst bei solchem ruhigen, aber rauhen, finsternen Nebelwetter befahren. Die Leute dort meinen, daß diese Nebel eine Eigenthümlichkeit des Rheinthal's seien. — Ich allein konnte hier übersehen, daß es ein Wetterphänomen war, an dem

große Länderstrecken auf einmal litten. Selbst nach Württemberg und Baiern hinein war das Meer unüberschbar. Wie interessant wäre es für die Meteorologie, wenn man genaue Nachrichten von der Größe und geographischen Verbreitung, sowie auch von der Dauer eines solchen Phänomens hätte. In unseren Thälern und Bergen hatten wir nun diesen Nebel schon seit 10 Tagen, und er blieb auch nachher noch 5 Tage, und zwar so, daß der Schleier kaum sich regte und nur sehr selten einmal die Sonne am Tage auf einige Augenblicke durchließ. Der Barometer stand dabei constant auf einer bedeutenden Höhe. Immer war es dabei im Thale unfreundlich und empfindlich kalt; wo man dagegen in dieser Zeit auf höhere Berge kam, fand man den lieblichsten Sonnenschein. Ich sah mich vergebens in den Zeitungen nach Nachrichten vom Wetter an anderen Orten um, die ich hätte vergleichen können. — Das Wunderbarste war und blieb mir dabei die völlige Regungslosigkeit und glatte Fläche der oberen Seite des Nebels. Er war durchaus wie ein ausgespanntes weißes Tuch, das man an den Ranten für jedes Thal, für jeden Berg zurecht geschnitten und überall knapp angepaßt und eingespannt hatte. — Da ich die Höhe der Schwarzwald- und Jura-Kuppen sowie aller anderen Berge wußte, so konnte ich auch einigermaßen ausmachen, daß das Meer überall gleich hoch sein mußte. In unserem Thale stand es 2500 Fuß hoch. Die höchsten Schwarzwaldkuppen sind etwas über 3500 Fuß hoch und mochten etwa 1000 Fuß über den Nebel hervorragen.

Die Oberfläche derjenigen Theile des Nebelmeeres, die mir in den Thälern von Unterwalden, vom Entlibuch und von Brinenz am nächsten waren, zeigte sich in eine Menge zahlloser Wolken gespalten, die ganz regungslos und starr immer mit derselben Figur dalagen. Es sah aus, als hätte man diese

Wolken durcheinander geknetet, in einander gewunden und dann glatt angeschlagen.

Der Migi, der Pilatus und andere Berge derselben Größe hoben sich mit einer gewaltigen Brüstung von 2000 bis 3000 Fuß Höhe aus dem Meere empor und standen da wie enorme schroffe Klippen, am Rande des Oceans. Der Bürgen am Vierwaldstättersee und viele andere kleine Berge tauchten mit ihren dunklen Kuppeln nur wie flache Inseln aus der weißen Masse empor. Hie und da sahen wir kleine Inselgruppen, anderswo mitten im Ocean eine ganz vereinsamte Klippe. Die Reihen der Jurakette bildeten im Westen die Küsten dieses Meeres, und auch hier zeigten sich einzelne detachirte Bergdome wie Inseln, die in der gewaltigen Ueberschwemmung mit Untergang bedroht schienen.

Die ganze Welt theilte sich in zwei Hälften ein, in eine in zahllosen Dörfern, Städten und Cantonen fröstelnde und die Nebelüberschwemmung beklagende und eine in Sonnenschein und Lichtglanz strahlende und in himmlischer Wärme sich erfreuende. — Jene Welt war mir völlig entzogen, ich sah auch nicht den Rauch eines einzigen Schornsteins. Es war mir, als überschaute ich die Erde zur Zeit der Sündfluth, welche das Nebelmeer auf das Trappanteste nachbildete. Ich war in einer der großartigsten Einsamkeiten, die ein Eremit sich wünschen kann. Da ich gewiß war, daß um diese Zeit des Jahres kein Tourist außer mir mehr in den Bergen herumirrte, und da die meisten Pässe schon verschneit waren, so konnte ich mir einbilden, daß ich weit und breit in dieser wundervollen Natur das einzige fühlende Wesen sei. Nur die Adler, die Gamsen, die Murmelthiere und vielleicht hie und da ein Jäger erhoben sich mit mir in diese zauberische Welt der höheren reinen Luftschichten. — Meine Gedanken erhoben sich zum Himmel, aber ich konnte doch

nicht umhin, auch einen Theil meiner Gedanken unter die Wolken zu den Menschen hinunter zu senden und mir vorzustellen, wie sie dort wirthschafeten, klagten und Feuer schüren möchten.

Der eigentliche Kern der Welt schien in der ungeheueren Masse von Gebirgen, Schnee- und Eispyramiden zu stecken, die sich hinter uns erhoben, und deren zahllose Spitzen wie ein Wald gigantischer Pallisaden uns umstarrten. Mein Führer nannte mir jeden Gipfel. Einige alte vertraute Figuren erkannte ich zu meiner Freude selber wieder. Gipfel drängte sich an Gipfel, Höhe stieg über Höhe empor. Da war auf Tage Nahrung für das Perspectiv, so reichlich wie in einem Tropfen Wasser für das Mikroskop. Es wimmelt dort von Colossen, wie hier von Infusorien. — Es war ein Theater, in dem die Coulissen sich unabsehbar hinter einander reihten. Die Formen der Berge waren so mannigfaltig wie möglich. Doch das Prachtvollste und Wunderbarste offenbarte sich im Reiche der Farben. Die Sonne vollbrachte hier wirklich Meisterstücke, und ich will einige der mir zum Theil unerklärlichen optischen Phänomene, die ich hier an diesem Abend sah, anführen.

Die seltensten und ungewöhnlichsten Phänomene dieser Art zeigten sich auf der Oberfläche des Nebelmeeres. In den benachbarten Thälern erschien dieselbe, wie ich sagte, weiß und zwar so rein weiß, wie aufgelockerter Schnee. In der Gegend des Jura aber war diese ganze Nebelfläche vollkommen gelb, wie die Wolken, welche die Morgensonne vergoldet. In der Ferne natürlich zeigte sie sich grau, und da, wo lange Schatten großer Berge darüber hinfielen, schwärzlich. In der Richtung unserer eigenen Schatten, also in einer Linie, welche von der Sonne durch unser Auge ging, zog sich eine breite Straße schöner Regenbogenfarben über das Nebelmeer hin. Diese farbige Straße ging gerade über die Nebel des Thales von Unterwalden west

und verlor sich am Ende gegen den Nigi hin. Die Farben waren zwar nicht grell, sondern nur mit zartem, leichtem Pinsel aufgetragen, aber doch so deutlich, daß wir sie gut unterscheiden konnten. In der Mitte war die Straße etwas hell, weißlich, breit. Zu beiden Seiten ging dieser weiße Streifen ins Gelbe über und spielte dann alle Regenbogenfarben bis ins Violette durch, das sich im Grau des Nebels verlor. Die ganze Farbenstraße schien ungefähr halb so breit zu sein wie das Thal von Unterwalden. Ich habe dieß Phänomen noch in keinem meteorologischen Buche erwähnt gefunden. Doch erklärt es sich wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen so, wie der weißliche, helle, farbige Ring, den jeder Wanderer kennt, und den er, bei Korn- oder bethauten Grassfeldern vorüberschreitend, den Schatten seines Kopfes wie einen heiligen Schein umschweben sieht.

Nicht weniger prächtig als das weiße Nebelmeer war das blaue Himmelsgewölbe anzuschauen, und das Auffallendste von Allem war mir hier der Umstand, daß über der Reihe von Schneebergen ein rother Schimmer zu liegen schien, da doch die Sonne ziemlich hoch am Himmel stand. — Es war 2½ Uhr, als wir hier oben ankamen, und obgleich die Sonne sich um diese Tageszeit am 15. November in den Thälern nicht mehr hoch über die Berge erhebt, so war sie doch für unseren Standpunct immer noch beinahe 20 Grade von den höchsten Gipfeln entfernt. Ueber unserem Kopfe nur war der Himmel ganz blau. Je weiter aber die Strahlen der Sonne zu den Gipfeln der Berge gelangten, desto gelblicher wurden sie, und am Ende der ganzen Reihe weißer Gipfel glimmte es feurig roth. Es war durchaus wie eine gelbliche Morgenröthe, die über der ganzen Reihe von Bergen, so weit wir sehen konnten, lag, nur mit dem Unterschiede, daß in unserem Falle die Sonne wunderbarer Weise über der Morgenröthe stand,

und nicht unter ihr. Es kam mir vor, wie die verkehrte Welt. — Aber die mannigfaltigsten Farbenspiele erschienen in den Bergen selbst, besonders als der Sonnenball anfing sich zum Untergange zu neigen. Je nach der geognostischen Beschaffenheit ihres Gesteins, je nach der Art ihrer Bewaldung oder Begrasung, je nach dem Grade ihrer Beeisung oder Beschneidung, warfen sie die rothen, die grünen, die gelben Sonnenstrahlen zurück, und beim Untergange der Sonne sahen wir buchstäblich ganz glühend rothe, ganz weiße, vollkommen gelbe, vollkommen grüne und blaue Berge aus der Masse der Gebirge hervorschimmern. In der That, alle diese Farbenpracht war entzückend, und wenn ich sie mit einem Blicke überschaute, so kam es mir vor, als sähe ich nicht nur den Saum des prachtvollen Gewandes der Iris, wie man beim Regenbogen sagt, sondern als erblickte ich diese Königin der Farben selber in ihrer schönsten Toilette.

Je rascher die Kofse des Sonnengottes hinabfuhr, desto kostbarer wurden die Augenblicke und desto mannigfaltiger die Umwandlungen der Farben. Die Berge streckten am Ende wie riesige, meilenlange Arme ihre Schatten aus, die mehre Cantone überdeckten. Die verschiedenen Farben des Nebelmeeres lösten sich allmählig alle in ein einförmiges Roth auf, das am Ende das Ganze mit Purpur übergoß und sich nach Baiern hin in Grau verlor.

Am meisten wurden meine Augen durch diejenigen Vorgänge gefesselt, welche an dem Punkte des Himmels stattfanden, der dem Orte des Sonnenuntergangs gerade entgegengesetzt war. Ueber die Bergmassen, welche in dieser Richtung lagen, — es waren die Spitzen im Hintergrunde des Haslithales — ließ sich nach und nach ein dunkler röthlicher Schimmer nieder. Dieser dunkle Schimmer, ein Gegenschein der Abendröthe im Westen,

schwoh gleichsam wie ein Gewitter immer größer an, und je röther er wurde, desto mehr erbleichte die Reihe der weißen Schneeberge, über deren Spitzen er sich weit hinzog. Sie wurden immer blässer und zeigten sich zuletzt in einem ganz grünlichen, fast unheimlichen Lichte. So wie aber das Roth des Gegenscheins immer dunkler und dunkler wurde, allmählig im Grau des Nachthimmels sich verlor, nahmen die Schneeberge nicht nur wieder ihre ganz natürliche weiße Farbe an, sondern wir erkannten ihre schneeigen Gipfel nun auch wieder viel deutlicher. Sie schienen durch die Dunkelheit der Nacht hindurch fast wie phosphorescirend. Es lag uns hier also der sonderbare Fall vor, daß wir bei Nacht entfernte Gegenstände besser erkannten, als es in den letzten Momenten des Tages möglich gewesen war. — Das ziemlich plötzliche Erbleichen der Schneegipfel der Alpen, nachdem sie noch soeben in rother Lebensfrische geglüht haben, ist eine allen Alpenreisenden bekannte und sehr auffallende Erscheinung, und man hat schon oft gesagt, es sähe so aus, als ob die Berge auf einmal dahin stürben und in Leichen verwandelt würden. Nie aber frappirte mich dieses, einen höchst melancholischen Eindruck hervorbringende Phänomen so, wie diesmal, wo der Contrast mit dem rothen Gegenschein die Leichenfarbe der Berge erhöhte.

Anderer Lichtveränderungen fanden an den Gipfeln statt, hinter denen die Sonne unterging. Obgleich sie in der That schneeweiß waren, so erschienen sie uns doch, wenn wir gegen die untergehende Sonne blickten, ganz dunkel, und die Abendröthe schien wie ein goldenes Farbenmeer über eine Reihe völlig schwarzer Klippen ausgegossen. Es war, als hätte die Sonne noch zuletzt einen wahren Sturm in der Farbenwelt erregt und alle Farbengeister herausbeschworen und miteinander in Contrast gesetzt. Nach dem Untergange der Sonne

glichen sich alle Contraste wieder aus, und jedes Ding zeigte sich in seiner natürlichen, obwohl nun vom Nachtdunkel stark gedämpften Farbe.

Ich habe zwar auch alle anderen optischen Phänomene, welche sich an diesem seltenen und wundervollen Abende in den weiten Räumen der Atmosphäre darboten, so genau, als ich konnte, beobachtet. Doch möchte ich kaum ohne Weitläufigkeit sie alle genau beschreiben können. Aber einiger Kleinigkeiten will ich noch, ehe ich von diesem unvergeßlichen Gipfel scheidet, erwähnen.

Erstlich muß ich eines kleinen Sees gedenken, der nahe am Fuße unseres Rothorns, indeß hoch über aller Nebelregion lag, in dem äußersten und höchsten Winkel des Cantons Unterwalden. Dieser kleine See heißt der Maissee *). Er ist eirund und ringsumher von beschneiten Gipfeln umgeben. Er war in seiner ganzen Ausdehnung spiegelglatt überfrozen, und mein Führer sagte mir, in diesem Zustande bleibe er 7 Monate des Jahres bis zum Mai. Weil auf das Eis noch kein Schnee wieder gefallen war, so war er blank wie ein Spiegel, und er reflectirte alle von oben hineingeworfenen Farben. So lange die Sonne hoch und der Himmel blau war, lag auch mein See wie ein blauer Stahlspiegel in seiner Vertiefung. Beim Sonnenuntergang fielen dann von den benachbarten Gipfeln rothe Lichter hinein, und nun schimmerte der ganze See in röthlichem Scheine. Die Schneefelder, welche bis an sein Ufer hinabgingen, lagen, wie er, im Schatten und konnten das Roth der Gipfel nicht reflectiren, so daß der See, den ich in diesem Augenblicke den Rosen- oder Blutsee hätte nennen mögen, einen wunderbaren Contrast zu ihnen bildete.

*) Auch den Namen Eisee findet man für ihn.

Auch der feinen so äußerst zarten Nebelstreifen will ich erwähnen, die in einigen Thälern noch über dem Nebelmeer sich hinzogen und unsere Augen so sehr entzückten. Diese zarten Streifen hatten übrigens mit dem Nebelmeer selbst nichts zu thun. Dieß lag dicht und abgeschlossen für sich da. Jene Streifen waren so äußerst fein und zart, daß selbst der Name Nebelstreifen für sie fast zu grob erschien. Ihre Existenz selbst konnten wir fast nur mit geschärftem Auge wahrnehmen. Sie zogen sich wie dünne Gasschleier, hier und da fünf und sechs über einander, an einigen Felswänden hin. Sie waren gänzlich durchsichtig, und wir konnten deutlich genug erkennen, so wohl was vor ihnen als was hinter ihnen lag. Ich gedachte bei ihrem Anblicke jener wunderbar zarten Thierkörper, welche sich durch südliche Meere winden, und die von den Zoologen Bänder der Iris genannt werden.

Ich hätte gern auf dem Rothhorn übernachtet, um den weiteren Verlauf der optischen Phänomene, sowie ihre neue Entspinnung am folgenden Morgen zu beobachten. Aber die Kälte, welche die Sterne aushauchten, war zu empfindlich, und die verfallene Ruine am Grate des Gebirges bot zu wenig Schutz. — Als wir von der glatt beeisten Höhe bergabwärts zu steigen uns anschickten, und ich in die Tiefe hinabblickte, wandelte mich wieder ein wunderbar kitzelndes Gefühl von Furcht und Schwindel an. Ich wußte gar nicht recht, wie ich die Füße setzen und wie ich mich drehen sollte. Doch zündete ich mir schnell eine Cigarre an und blies ihren Rauch möglichst gleichmüthig in die Luft, um mir vor meinem Führer den Anschein von Muth zu geben. Hat man nur erst die ersten Schritte gemacht, so geht es schon, und wir kamen bald weiter, immer wie zuvor an der Schneewand vorsichtig hinab tastend und auf dem schmalen Rücken abwärts balancirend. — Obwohl es

einigen anders geht, so finde ich doch im Allgemeinen, daß ich denselben Weg abwärts steigend, viel weniger vom Schwindel ergriffen werde, als da ich ihn hinaufgehe. Dieß kommt, glaube ich, daher, daß die Anstrengung beim Abwärtssteigen geringer ist als beim Aufwärtsgehen, wo das Athmen mehr erschwert, die Brust mehr beklemmt, das Blut mehr in Wallung ist und zu Kopfe steigt.

Als wir wieder auf die besseren Wege gekommen waren, nahmen wir einen möglichst raschen Geschwindschritt an und polterten und stolperten so schnell und glücklich die kahlen Abhänge hinunter, bei den Ziegen und den verlassenen Sennhütten vorbei, daß wir in etwas mehr als einer Stunde mitten in der Waldregion ankamen. Hier verließ uns nun der allerletzte Schimmer von Licht, der bisher noch immer in äußerst schwachen Nachklängen die Luft durchzogen und uns unseren Pfad gezeigt hatte. „Hier ist es nun stockfinster,“ sagte ich zu meinem Führer, „und jetzt ist es Zeit, daß wir unsere Laterne anzünden.“ — Ich hatte bei unserer Abreise große Noth um diese Laterne gehabt. Die Leute sagten, sie wäre ganz überflüssig, denn wir kämen jedenfalls noch vor Sonnenuntergang wieder herunter. Allein ich, der ich meine Saumseligkeit bei solchen Gelegenheiten wohl kannte, hatte meinen Führer gezwungen, eine Laterne aufzutreiben, und mich wohl 6 Mal unterwegs erkundigt, ob er sie auch nirgends vergessen, und so glaubte ich denn vorsichtig genug gewesen zu sein. Wie sehr täuschte ich mich hierin! — Wir hatten sie beim Hinaufsteigen in einer kleinen Sennhütte versteckt und holten sie nun hervor. „Sehen Sie“, sagte ich zu meinem Führer, „wie gut es ist, daß wir die Laterne nun doch haben. Was wollten wir in dieser Finsterniß wohl ohne sie anfangen?“ — „Ja,“ sagte er, „Sie haben Recht gehabt. Ich glaubte nicht, daß es

so spät werden würde. Es giebt da unten noch Gelegenheit genug, in dieser Finsterniß den Hals zu brechen.“ — So sprechend, strich er sein Bündhölzchen über die Felsen, und ein reizendes Flämmchen, das in dieser Finsterniß die Seele wie das Auge gar lieblich erfreute, flackerte auf. Ich hatte indeß die Laterne genommen, geöffnet und hielt sie ihm zum Anzünden hin. Er brachte das Flämmchen hinein. „Aber das will ja nicht brennen!“ sagte er. Wir sahen nach. Lämpchen, Del, Alles war richtig da; jedoch, o Jammer, es fehlte der Docht. — Mir entsank die Laterne und meinem Führer das Schwefelhölzchen, das im Grase sein liebliches Leben aushauchte. — Wir setzten uns einen Augenblick zum Ausruhen auf einen Felsen; da wir uns aber entschließen mußten, zu glauben, daß hier nichts weiter zu erwarten sei, und da die Finsterniß so stockdunkel blieb wie zuvor, so rafften wir uns wieder auf, und obgleich zuvor in dem herrlichen Sonnenschein die Menschen unter dem Nebel in ihren engen Stuben, in ihren Kaffee- und Theegesellschaften mir sehr kleinlich erschienen waren, so kam mir ihr Schicksal in den sichereren wohlbeleuchteten Häusern, auf plattem festen Thalboden, doch nun beneidenswerth vor. Mein Führer gab mir den Rath, nun mit meinem Alpenstocke fleißig um mich her zu tasten und den Fuß nur dahin zu setzen, wo ich festen Boden fände. Wir rückten langsam und vorsichtig vorwärts. Einige Male verloren wir dennoch den Weg, und ein gebieterisches „Halt“ meines Führers hielt mich von einem Abgrunde zurück. Wir kamen aber immer wieder zurecht und hatten uns am Ende glücklich bis zum Rande des Nebelmeeres zurückgetastet. Ehe wir darin hinabtauchten, konnte ich nicht umhin, den Blick noch einmal zu den wundervoll blitzenden Sternen aufzurichten, die zwischen den Bäumen und den zahllosen dunklen Berggipfeln herabfunkelten. Der Nebel überschleierte sie anfangs,

und als wir noch etwas tiefer kamen, entzog er sie uns völlig. — Wir fanden das Nebelmeer wohl an 500 Fuß tiefer hinabgedrückt als am Tage. Am Tage dehnt, wenn die Sonne hinein scheint, sich der Nebel aus und steigt etwas höher, während bei der Erkaltung und Zusammenziehung in der Nacht die ganze Schicht sinkt. Es war mir sehr auffallend, wie erstaunlich viel kälter es gleich unter dem Nebel war als darüber. Dicht über ihm, von ihm getragen, schwammen noch die von der Tagessonne erwärmten Luftschichten. Es ist kein Zweifel, daß ein solches Nebelmeer, wie es hier im Herbst beim schönsten Wetter vorkommt, sehr zur Erwärmung der oberen Berggegenenden beitragen muß. Die Sonnenstrahlen prallen von der Oberfläche dieses Meeres zurück, und die oben erwärmten Luftschichten werden davon in der Höhe schwebend erhalten. Wäre das Nebelmeer nicht da, und unten im Thale eben so heiteres Wetter wie oben, so ließe die Wärme sich tiefer in die Thäler hinab, und die Berge würden mehr erkalten. Es hat ein solches Nebelmeer also genau den Effect, als ob die Thäler ausgefüllt und die Berge nicht so hoch wären. Als noch ein unermesslicher Salzocean die Ebenen wie die Thäler bedeckte, muß es ebenfalls auf den Bergen wärmer gewesen sein, und nach dem Ablauf dieses Oceans muß die Wärme eben so auf den Höhen ein wenig gesunken sein, wie sie jedes Mal noch jetzt nach der Auflösung solcher Nebelmeere im Herbst etwas sinkt.

In den kleinen Bedrängnissen und den erfreulichen Erlösungen, welche das Reisen herbeiführt, liegt eben ein Hauptreiz des Reisens. Die Reisen legen Entbehrungen auf und erfreuen dann wieder mit Fülle, sie führen uns auf einsame Pfade und bringen uns dann wieder in große Gesellschaften. Der Reisende darbt und fastet und trifft wieder reichliche Mahlzeiten, er schwigt und arbeitet, steigt und klettert, mehr als der friedlich

Daherbleibende. Aber er ruht sich auch luxuriöser aus als dieser, sei es auf weichem oder hartem Polster. Er kommt in ein wenig Gefahr und wird gewöhnlich glücklich daraus errettet. — Wir hatten kaum eine halbe Stunde unseren finsternen Pfad weiter getappt, als wir auf einmal von unten einen langen Jauchzer heraufklingen hörten, wie die Alpenbewohner ihn ertönen zu lassen pflegen, wenn sie sich untereinander in den Bergen ein Zeichen geben wollen. „Das ist der Führer unserer Pferde“, sagte mein Gefährte, indem er den Ruf mit einem noch lauterem Jauchzer erwiderte. Ich schritt nun immer fleißig fort und tauschte mit Vergnügen der häufig wiederholten und wechselnden Jauchzer der beiden Leute. Zugleich freute ich mich nicht wenig, daß ich bei dieser Gelegenheit die gewisse Entdeckung zu machen glaubte, woher in allen Alpenländern, in Steiermark, in Tirol wie in der Schweiz, dieser Gesang durch die Fistel, das sogenannte Jodeln seinen Ursprung genommen habe. Ohne Zweifel von diesen Jauchzern, bei denen die Stimme in die Fistel übergeht, um desto weiter gehört zu werden. Alle jodelnden Lieder sind daher zum Theil weiter nichts als musikalisch weiter ausgespinnene Jauchzer.

Die Töne kamen uns immer näher, und nach einer halben Stunde erkannten wir ein Lichtlein unter uns, zwar noch trübe im Nebel schimmernd. Wir liebkosten den Mann genug dafür, daß er für uns auch so sorgfältig auf eine Laterne bedacht gewesen, und er erklärte uns, er wäre ausgegangen, um unsere Leichname zu suchen, weil er fast gesürchtet habe, es könne unsere Rückkehr ohne ein Unglück so lange sich nicht verzogen haben.

Wir kamen nun schnell zu einer Hütte des Dorfschens Schwanden hinunter, in der unsere Pferde standen. Ueber

dem flackernden Feuer des Heerdes, an dem wir uns niederließen, hing ein großer Kessel mit Käsemilch oder Molken, dem gewöhnlichen Abendessen in diesen Bergdörfern, und die guten Leute labten uns damit, indem sie uns in weiten hölzernen Schüsseln reichliche Quantitäten davon vorsetzten.

Wie dergleichen erquickt, wie das Feuer, wie die Menschen und ihre Hütten wieder das Herz erfreuen, erfährt auch nur der Reisende.

Meine beiden Führer nahmen nun jeder eine Laterne in die Hand, und nun ritten wir den Nest rasch hinab, noch über manchen Stock, Stein und Block — es ist erstaunlich, wie selbst die kleinen Nester des Berges von solchen Bergen noch zu thun geben! — und kamen glücklich in Brienz wieder an. — Mir war die Phantaste durch all das Herrliche, was ich in wenigen Stunden genossen, noch zu sehr aufgereggt, als daß ich mich sobald darüber hätte beruhigen können. Ich träumte die ganze Nacht von Bergen, Thälern, Kuppeln, Gletschern, fernen Ländern, Wolken und Sonnenuntergängen. Es wogte dieß Alles in mir durcheinander, als wäre ein Meer von Farben in mir zum Wallen und Stürmen aufgereggt. — Dieß hätte jeder begreiflich gefunden, der gesehen, was wir geschaut. Allein, was mir merkwürdiger war als dieß, war der Umstand, daß ich ebenso fortwährend von Blumen und anderen schönen Naturgegenständen träumte, und daß ich auch für diese schönen Blumen mit einer unsäglich wohlthueden, aber sehr phantastischen Liebe im Traume erfüllt wurde. Besonders erinnere ich mich einer Tulpe, die mir im Traume erschien, und deren Wesen, Form und Farbe mich mit so inniger Kraft bezauberte, wie dieß sonst nie der Fall gewesen. Ich schloß daraus, wie innig wohl Alles in der Natur zusammenhänge und wie jede schöne erha-

bene Naturscene, sie sei welcher Art sie wolle, uns nicht nur für sich allein gewinne, sondern auch unseren Sinn für alles Schöne in der Natur erwecke, stärke und erhöhe. — Dieß fühlte ich auch am anderen Tage, als ich auf dem kleinen Bergpfade am Brienzler See hin meinen Ausflug beendigte. Immer schwelgte ich in der Erinnerung an den herrlichen Abend und stellte mir das weite Nebelmeer, die Farbenstraßen, den Purpurschimmer auf seiner Oberfläche, den eisigen kleinen Rosensee, die glühenden Bergreihen und die erbleichenden und dahinsterbenden Gipfel, und alles Andere tausendmal vor die Seele. — Dabei aber ergriff und genoß ich auch die mannigfaltigen Scenen unseres Pfades, der halb hart am See, bald hoch über ihm, bald durch Dörfer, bald durch Fluren, bald in den Ebenen, bald dicht an schroffen Felsen dahin schlängelt, mit gesteigerter Begierde und mit geschärfter Aufmerksamkeit. — Alles, die Bäume, ihre Stellung, ihre Verästelung, die Felsen, ihre Färbung und Gestaltung, der See selbst, seine Beleuchtung und seine Ufer, Alles schien mir nun noch genauerer Betrachtung und Erwägung würdig. Mir geht es gerade umgekehrt als vielen anderen Menschen, die, wenn sie etwas Erhabenes gesehen haben, dann gegen das Kleine gleichgültig werden.

6.

Ausflug nach Mürren.

Wir hatten eine Tour ins Gebirge zu den höchst gelegenen menschlichen Wohnorten der Schweiz beschlossen, zu den Dörfern Mürren und Gimmelwald. Sie liegen auf einem et-

was über 5000*) Fuß erhabenen Plateau unterhalb des noch 4000 Fuß höheren Schilthorns.

Unsere Thäler steckten wieder seit mehreren Tagen im Nebel, und da wir nicht genau wissen konnten, welche Physionomie indeß das Wetter auf den höheren Bergen haben möchte, so wurde auf einer der Spitzen der Nachbarschaft für uns gewacht, und da eines Morgens bei Zeiten die Nachricht herunter kam, daß die Nebel sich in der Tiefe ruhig verhielten und keine Miene machten, sich zu heben, so waren wir bald auf dem Wege und fanden schon im Thale von Laubrunnen, wohin uns ein rasches Wäglein brachte, einen so schönen heiteren Herbstmorgen, daß wir unsere Reise zu den Bewohnern der Höhe alsbald mit frischem Muth antraten.

Wir erhoben uns auf einem schmalen Bergpfade, der sich an den westlichen Felswänden emporwindet. Es sind dieß dieselben Wände, von denen der Staubbach herabrauscht. — Das Dorf Mürren liegt noch 1500 Fuß höher als die Rinne, aus welcher dieser Bach in die Atmosphäre hinausstürzt.

Dieser schmale kleine Bergpfad, der mehr als die Hälfte des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist, ist die einzige Straße, welche die Mürrener mit der übrigen Welt in Verbindung setzt. Auf dieser kleinen Straße schaffen sie alle ihre Bedürfnisse herauf, und auf ihr bringen sie ihre Waaren hinunter. Da sie keine Kirche oben haben, so ist es auch ihr Kirchenpfad. Auf ihm steigen die geschmückten Brautpaare hinab, um sich die Weihe des Priesters zu holen, und auf ihm kommen die Trauerprocessionen herunter, die Einen, der ausgelitten, im Thale zu Grabe tragen wollen. Zuweilen ist

*) Nur in Graubünden giebt es mehre Dörfer, die noch einige hundert Fuß höher liegen.

der Weg so verschneit und ungangbar, daß sie ihre Todten nicht herabschaffen können. Sie stellen dann die Leichen oben an einen kalten Ort, lassen sie einfrieren und bestatten sie erst bei besserem Wetter. Es giebt mehre hochgelegene Orte in den Alpen, welche zum Winter so abgeschlossen sind, daß sie ihre Todten einfrieren lassen müssen.

Aber an hohen Festtagen, besonders an den sogenannten Communionssonntagen*), da mögen Wetter, Wind und Schnee stürmen, wie sie wollen, es wird dennoch Bahn geschafft; denn an diesen Tagen ist der größere Theil der Gemeinde gewohnt, zum heiligen Abendmahl ins Thal zu gehen. Es ist zu Weihnachten oder Ostern zuweilen schon vorgekommen, daß die Männer mit Schaufeln und Hacken vorangingen und den Mädchen und Weibern Bahn schufen. Es muß ein erhebender Anblick sein, eine solche sonntäglich geschmückte und vom frommen Eifer getriebene Gemeinde zu sehen, die sich von den Höhen durch Eis und Schnee zum Gotteshause hindurchgräbt. — Aber auch an gewöhnlichen Sonntagen kommen diese Bergbewohner auf ihrem mühevollen Wege fleißiger zur Kirche herab als die Thalleute, die das Gotteshaus in ihrer Mitte haben. Schwierigkeiten reizen den Menschen, wie es scheint, überall dazu, das Gute und Schöne aufzusuchen.

Wo ein tröpfelndes Gewässer unseren Weg kreuzte, war Alles mit Eis überzogen, und alle kleinen Brücken, die wir passirten, waren mit Eiszapfen behangen. Es gab hundert Stellen, wo der geringste Fehltritt auf glatter Eisbahn uns unmittelbar in den Abgrund gesandt hätte. Wir blickten häufig auf das Thal unter uns zurück, das einen reizenden An-

*) So nennt man hier den ersten Weihnachts-, Ofter- und Pfingstsonntag.

blick darbot. Die Wiesen waren noch von ziemlich frischem Grün. Die Bäume aber waren alle von Kopf bis zu Fuß schneeweiß von dem Nebel, der sich in der Nacht daran krystallisirt hatte. Im ganzen Thal und auf allen bewies'ten Bergabhängen gegenüber bis auf die höchsten Alpenwiesen hinauf waren solche Bäume vertheilt, die sich wunderschön auf dem grünen Teppiche der Grasabhänge und des Thales abhoben. Da die Sonne lieblich dazu schien, so hatten wir mitten im Winter das üppigste und reichste Bild des Frühlings vor uns.

Das Plateau, welches mit tausend Fuß hohen Wänden ins Lauterbrunnenthal schroff absetzt, heißt der Platschberg — vielleicht weil der Staubbach und so viele andere kleine Gewässer an ihm herabplätschern? — Es ist das breite Piedestal der Pyramide des hohen Schilthorns. Als wir an dem steilsten Abhange hinauf waren, gingen wir quer durch den Staubbach. Er steht da oben, bevor er seinen weltberühmten Salto mortale ausführt, so gewöhnlich aus, wie jedes andere Berggewässer. Ganz alltäglich, als hätte er nichts Anderes im Sinne, als wie er seinen Weg durch alle die Felsblöcke und Baumwurzeln fände, lief er unter unseren Füßen hin. Einige Schritt aber davon, an der Stelle, die er sich ausersuchen, führt er einen genialen Coup aus, der ihm einen Namen über den Erdboden verschafft hat. So macht auch wohl mancher Mensch durch einen einzigen brillanten Gedanken oder eine geniale Erfindung sein Glück.

Das Dorf Mürren liegt auf einer kahlen Grasfläche am äußersten Rande der Waldregion. Einige hundert Fuß unterhalb des Ortes fanden wir einige Bewohner mit Holzfällen beschäftigt. Man muß das Holz hier bergan tragen, während es sonst immer bergab wandert. Ehemals soll es anders gewesen und der Wald noch weit über das Dorf hinausgegangen sein. Jetzt steht man oberhalb des Orts nur noch ein kleines, sehr gelich-

tetes Wäldchen stehen, dessen Gehölz aber geschont wird und bei schwerer Strafe nicht gefällt werden darf, damit es das Dorf vor den Lawinen schütze. Es ist ein sogenannter Bannwald. Man findet solche kleine Wäldchen, deren Bäume unter dem Bann stehen, oberhalb sehr vieler Alpendörfer. Zuweilen sind solche Bannwälder der einzige Trost und die alleinige Hoffnung der Dörfer, denen sie angehören. Und ich gedachte bei ihrem Anblick zuweilen des angefressenen Erdhügels, den ich auf einer der friesischen Inseln gesehen und von dem die Insulaner ebenso Schutz gegen die Meereswellen hofften. — Ein Forstmann hat mir gesagt, daß es schon eine sehr alte Sitte in der Schweiz sei, dergleichen schützende Wälder in Bann zu legen; ihm seien Wälder bekannt, von denen es nachgewiesen sei, daß sie schon 200 bis 300 Jahre im Bann stehen. Der Schutz solcher Wälder geht indeß nicht so weit, als wohl mancher Fremdling sich einbilden möchte. Für große Lawinen, die auch nur 400 oder 500 Fuß oberhalb des Waldes losbrechen, sind sie bedeutungslos, denn diese würden durch den Wald, Alles vor sich niederwerfend, hindurchschießen, wie eine Kanonenkugel durch ein Regiment Soldaten. Doch ist auch das oft schon sehr schätzenswerth, daß solche Wäldchen wenigstens erstlich den Schnee, der unter den Bäumen selber liegt, völlig fixiren und dann auch auf eine kleine Strecke in ihrer Nachbarschaft die Lawinen aufzuhalten vermögen. Können sie auch in großen Nothen nicht vor dem völligen Untergange retten, so schützen sie doch die unterhalb liegenden Felder und Wiesen vor dem Verderben durch Steingeröll, das von den kleinen Lawinen beständig mit herabgeführt wird.

Die Lage von Mürren ist wirklich einzig in seiner Art. Es sind etwa 40 Haushaltungen, die, ohne regelmäßige Straßen zu bilden, in einer lockeren Gruppe auf dem kahlen, etwas abschüssigen Bergplateau nebeneinander liegen. — Rund umher erhebt

sich ein gigantisches Amphitheater von Bergmassen, dessen Anblick Alles, was eine Feder zu seinem Lobe sagen kann, an Pracht und Interesse übertrifft. Es ist die nordwestliche, schroffer abfallende Wand desjenigen hochehobenen Theiles der Erdrinde, welche die neueren Geologen jetzt die Finsteraarhorngruppe zu nennen pflegen. Hier in Mürren, diesem 5000 Fuß erhobenen Centrum jenes Amphitheaters, wo man jenen Abhängen ungefähr gerade in der Mitte gegenüber ist und folglich das Ganze von oben bis unten am besten überflieht, ist der wahre Punct für das Studium jenes Abhangs in seinem Zusammenhange, besonders an einem Tage, wie er uns heute leuchtete, und an dem die Luft so durchsichtig war, daß wir jede Eisnadel, jeden Busch und Steinblock, die Physiognomie jedes Felsens so deutlich rings umher erkennen konnten, wie in einem hellerleuchteten Theater die Toilette jedes Zuschauers. Man muß dabei in Kürze etwa Folgendes vor Augen haben:

Die Finsteraarhorngruppe ist, wie es scheint, die großartigste Erhebungsmasse, welche in der Schweiz vorkommt, wenn man dabei nämlich nicht auf die Höhe der äußersten Spitze, sondern auf die colossale Erhebung der ganzen Bodenmasse sieht, auf welcher diese Spitzen stehen *).

Nach Norden und Westen fällt sie mit einem gewaltigen und unersteiglichen Abhange ab. Diese Himmelsgegend ist es, welcher der Eiger, der Mönch, die Jungfrau und das Breithorn ihre schroffste Seite zuzukehren. Nach Süden und Westen, wohin sie sich allmäliger absenken, lassen sich von diesen Bergen große meilenweite Eisfelder herab, die am Ende in den längsten Gletschern, welche die Schweiz besitzt, in die Thäler auslaufen. Solche mäch-

*) Le massif du Finsteraarhorn, sagt Herr Studer, est le plus puissant de tous et celui, qui exerce l'influence la plus prépondérante sur le relief du sol Helvétique.

tige Gletscher sind die Aletsch-Gletscher, die Biescher-Gletscher, die Mar-Gletscher, die langen, weitreichenden Eisflüssen gleichen.

Von der nordwestlichen Seite, zu der wir hier hinaufblicken, können weder solche breite Eisfelder, noch solche lange Eisflüsse herabkommen, weil die Felsterrassen hier in kurzen Abfängen sehr bald zu den niedrigen und wärmeren Thälern hinabspringen. Es giebt an der Wand dieses Amphitheaters hin zwar auch eine Reihe von Einschnitten, in welchen Schnee und Eis sich eingemistet und Gletscher gebildet haben; aber so wie diese Gletscher sich zu ihren kurzen Thälern hervordrängen, so treffen sie gleich auf neue Abgründe, und statt als ruhige Eisströme allmählig ins Thal hinauszufließen, bröckeln sie an diesen Abgründen stückweise ab und hören völlig auf. Man blickt von Mürren aus in diese eisigen Hochthäler, wie in einen Halbkreis mit Eis gefüllter Kasten hinein. In ihrem Hintergrunde zeigt sich ein Eisfeld. Vorn aber am Ausgange des Thales sieht man das dicke Ende dieses Feldes vielfach abgebrochen in Spalten und Nadeln zerissen. Solche Gletscherthäler sind das Roththal, das Thal des Schmadrigletschers, das Thal des Stüfsteins. Alle diese Thäler sind sehr schwer zu ersteigen, und sie werden selbst von Gemsejägern nur selten besucht. Das berühmteste und wildeste von ihnen ist das Roththal, weit und breit im Berner Oberlande bekannt, als der Sitz des wilden Jägers und vielfachen anderen Spuks. Es soll sich in dieser Gegend zuweilen ein wildes Rauschen und Lärmen in den Lüften vernehmen lassen, das aus dem Roththale kommt. Sogar Naturforscher haben dieses Getöse vernommen und geglaubt, die Ursache liege in noch unbekanntem physikalischen Verhältnissen. Das Volk, das diese natürlichen Verhältnisse noch weniger entdecken kann als die Gelehrten, wendet sich dabei an die Poesie.

Das Roththal, sagt man, sei sonst ein schönes blumiges

Alpenthal und von Menschen und Heerden bewohnt gewesen. Allein der Besitzer und Herr desselben habe durch seinen übermüthigen und gottlosen Lebenswandel des Himmels Strafe auf sich gezogen. Der Strafengel sei gekommen und habe das ganze Thal verwüstet, den Gras- und Blumentepich mit ewigem Eise überzogen und den bösen Herrn zu einem unstätten Herumtreiben auf der Erde verdammt, auf der er weder sich selber noch Anderen Ruhe lassen könne. — Man höre zu Zeiten ein wildes Tosen, Mäuschen und Lärmen aus dem Thale hervorkommen, das weithin über die Berge durch die Atmosphäre zöge und sich bis in die ebene Schweiz, bis an die Aar, bis nach Bern und Freiburg verbreite, und dann wüßten die Leute wohl, es sei der Herr vom Noththale, der durch die Luft ginge. — Auch hier, wie bei den Bannwäldern, mußte ich wieder meiner frießschen Insulaner gedenken, die ähnliche Erzählungen von gottlosen Bewohnern der vom Meere verschlungenen Inseln haben, wie diese Bergbewohner von ihren mit Eis überzogenen Alpenthälern.

Auch sonst ist das wilde Noththal, das ganz mit Eisblöcken, Gletserthürmen und schroffen Felsabhängen erfüllt ist, noch vielfach in üblem Rufe. Es spielt hier dieselbe Rolle, wie der Blocksberg im Norden von Deutschland, oder wie die Eingänge zur Unterwelt bei den Griechen. Es ist der Versammlungsplatz aller Hexen und der Verbannungsort aller bösen Geister und zum Gespensterleben verdamnten Menschenseelen. — Vor unseren Augen lag es jetzt im milden Sonnenschein, und mit seinen bläulich herüberwinkenden Eiswänden sah es eher lockend als gräßlich aus. Aber die, welche auf schwindeligen, mühsamen Wegen selber zu diesem Thale emporflohen, sprechen mit Furcht und Entsetzen von seinem wilden Anblicke. Von den übrigen Eiskammern macht sich die des Schmadrigletschers am bemerkbarsten. Der Bach, dem er den Ursprung giebt, stürzt sich, so wie er unter den

Eishöhlen hervorkommt, in einem viel bewunderten Wasserfalle von den Felswänden herunter. Im Sommer sieht man diesen Fall als eine schäumige bewegliche Säule. Jetzt erblickten wir statt dessen nichts als einen weißen starren Streifen an dem Abhänge, denn die muntere Welle war selbst an den schroffen Abhängen in festen Winterschlaf versallen. — Aehnliche Scenen bot uns der Stüfsteingletscher dar. Der Tschingelgletscher aber, der im hintersten Winkel des Lütchinenthales liegt, war nur in seinen höchsten Theilen sichtbar, über die ein jetzt nur für geschickte Steiger gangbarer Paß ins Wallis hinausführt.

Die ganze Architektur der Jungfrau überblickt man von Mürren aus eben so schön, wie von der Höhe der Wengernalp. Ich sage die Architektur; denn ein solcher gigantischer Berg, wie dieser, ist nicht etwa nur eine einzelne Pyramide, sondern er hat wie eine gothische Kathedrale oder wie ein Palast sein Fundament, sein Souterrain, seinen Sockel, seinen Corps de logis, seine Haupt- und Nebenschiffe oder Flügel, seine oberen und unteren Etagen, seinen vornehmsten Dom und seine kleineren und kleinsten Kuppeln und Thürmchen. Ich müßte dem Leser ein so unerschöpfliches Interesse für die Sache zutrauen, wie ich selber dafür habe, wenn ich ihm es zumuthen sollte, hier eine detaillirte Beschreibung jenes ganzen Baues zu lesen. Jedoch der Reisende, der Alles in Natur vor sich hat, weidet sein Auge tausendmal an denselben Dingen und kommt von jedem Anblick stets von Neuem entzückt zurück, während der Leser, der nur ein schwaches Bild davon in die Hände bekommt, einer solchen Wiederholung und Detaillirung leicht überdrüssig wird. Schon die bloße Anführung immer derselben Namen wird des Lesers Ohr überdrüssig, während das beim Reisenden wegfällt.

Die Souterrains der Jungfrau möchte ich das tiefstliegende Thal von Lauterbrunnen und dann das schroff eingeschnittene

Trümmlenthal nennen, das mit dem ersten sich unter einem rechten Winkel vereinigt. Aus beiden Thälern erheben sich schwindelnd ansteigende Felswände, die gewissermaßen den Sockel oder das Piedestal des Felsgebäudes bilden. In dem inneren Scheitel jenes Winkels bäumt sich dieses Piedestal zu einer gewaltigen Bastion empor, welche den Namen des kleinen Mönchs erhalten hat und der Jungfrau zu Füßen sitzt. Von der Tiefe des Souterrains aus scheint dieser Mönch sein Haupt in die Wolken zu erheben. Von unserem hohen Standpuncte aus aber bemerkt man wohl, daß er der Jungfrau nur zu Füßen sitzt. — Einzelne Spitzen erheben sich aus der Mauer jenes Sockels, gleichsam wie kleine Balkone des Palastes oder wie die äußersten Thürmchen der großen Burg.

Vom Lauterbrunnenthale aus steigt das cyclopische Gemäuer bald zu neuen Schroffen empor. An der Seite des Trümmlenthales aber macht es eine Pause, und es zeigt sich hier eine, wenn auch nicht flache, doch weniger geneigte Terrasse an der Mauer hin. Wie die Terrassen der Schlösser mit Blumen oder Bäumen besetzt zu sein pflegen, so ist diese mit Eislagen und Eispyramiden geschmückt. Es ist der Jungfrauen- oder Kühltnergletscher, der sich eine Stunde lang über diese schiefe Terrasse hin ergießt. Wellenförmig geschweift wie ein gekrümmtes Füllhorn liegt er am Berge hin. Der Gipfel dieses Füllhorns ist oben an dem Felsengrate im Schnee befestigt, der die Jungfrau mit dem großen Mönche verbindet, und nach unten rollen buntgestaltete Eiswände, Eisblöcke, Eispitzen, Eishöhlen und anderes Spielwerk für die Kinder der Berggeister daraus hervor.

Weiter nach dem hohen Centrum der Burg erhebt es sich nun abermals, und es stellt sich da die eigentliche Hauptmasse des Gebäudes, der wahre Kern des Ganzen dar. Auf ihm sitzt der schöne Dom des großen Silberhorns, das man der Kuppel des

Chors oder dem Dache einer Nebencapelle der Hauptkirche vergleichen könnte. Diese dem Auge so gefällige Spitze ist sehr regelmäßig gebaut, auf beiden Seiten sehr gleichförmig gewölbt und völlig glatt. Sie ist Winter und Sommer mit tiefem Schnee bedeckt, der die ganze Oberfläche und alle Abhänge des Berges so vollständig überzieht, daß nicht die geringste Schattirung von dunkler Farbe das Weiß unterbricht. Es scheint eine große Kuppel aus purem Schnee gedreht zu sein. Im Sommer schmilzt am Tage der Schnee auf der Oberfläche zusammen; in der Nacht aber gefriert das Geschmolzene, und wenn die Sonne dann darauf scheint, so blinkt die glatte Kuppel, als wäre sie überfilbert. Daher der Name.

Man hat sie auch wohl die Brust der Jungfrau genannt, da sie noch tief unter dem Gipfel des Berges sitzt. Und damit dann doch Alles passe, hat man noch ein zweites Silberhorn entdeckt, das sich nicht weit davon befindet. Ganz vollständig wird die Sache indeß dadurch doch nicht, weil dieses zweite Silberhorn unendlich viel kleiner ist. Im Sommer kommt es einem zuweilen vor, als wäre das große, schöne, runde, leuchtende, fleckenlose Silberhorn wie ein riesenhafter Halbmond mitten zwischen die dunklen Felsen eingekleilt. An den Seiten der Silberhörner giebt es noch eine Menge Absätze und Terrassen. Es sind hochgelegene kleine Gletscher, die sich von Stufe zu Stufe hinabschieben und bei jedem Abhänge abbröckeln und eine Eiswand bilden, die wie ein blauer Streifen mitten in der weißen Schneemasse erscheint. Hätte Einer recht lange Beine, so könnte er diese Absätze gleichsam als die letzte Treppe betrachten, die nun zu der obersten Spitze des ganzen Gebäudes, zu dem Gipfel der Jungfrau hinaufführt. Wie es indeß bei allen Dingen ein Letztes und ein Allerletztes giebt, z. B. bei den Thürmen erstlich eine dünn auslaufende Spitze, dann noch eine goldene Kugel und endlich das äußerste Endchen des

Kreuzes, so steht man auch auf dem bereits sehr geschmälerten Gipfel der Jungfrau noch ein äußerstes Höckerchen sitzen, das den Schluß und Endstein des Ganzen bildet. In der Wirklichkeit mag dieses Höckerchen, das man von Mürren und auch aus dem Thale von Interlaken allenthalben deutlich erkennt, freilich ein wahrer Steincoloß sein, der dem Ersteiger noch manches Fuß- und Kopfweh verursacht.

Solchen Bauwerken derselben Architekten, die auch den Dssa auf den Pelion häuften, solchen gigantischen Bastionen, einem solchen Amphitheater gegenüber, sage ich, standen wir hier oben auf dem Rande unseres Platschberges und waren entzückt. Unser Auge und unser Geist fanden Nahrung nach allen Richtungen. Der Eiger und das Wetterhorn, die Hühnhörner und die Kette des Faulhorns, die verschiedenen Alpenwiesen an ihrem Fuße, die vielen Wässer und Gräte zwischen ihren Spitzen trugen ihrerseits nicht wenig dazu bei, dieses Vergnügen noch zu erhöhen.

Da wir in die Souterrains der tiefen versteckten Thäler nicht hinabblicken konnten, so sahen wir außer unserem Dörfchen Mürren keinen menschlichen Wohnort, und diese Dorsteute schienen uns in dieser Bergwüste versteckt und verloren, wie ein kleines Mäusenest mitten in einer Ruinenstadt. Nur hie und da sahen wir auf einer Alpe einige kleine schwärzliche Punkte im Schnee, die wir durch das Perspectiv als verlassene Sennhütten erkannten.

Wie der Mensch, der in einer solchen Entlegenheit zur Welt kommt und aufwächst, beschaffen sein möchte, war natürlich ein Hauptgegenstand unserer Wißbegierde, und wir traten in ein Haus, bei dessen Bewohnern unser Führer uns als bei guten Freunden bekannt machte. Wir fanden die Aeltern und die erwachsenen Töchter beim Mittagmahle, d. h. bei Kartoffeln und Käse. Denn wie in Schweden Kartoffeln und Knackebrot, wie in Irland Kartoffeln und Buttermilch, wie in Sachsen Kartoffeln

und Kaffee, wie in Holland Kartoffeln und Haring, so bilden hier Kartoffeln und Käse die Hauptnahrung der Armen. — Die Kartoffeln sind auf diesen Höhen erst neuerdings eingeführt worden, aber sie gedeihen so gut, daß sie selbst in diesen Jahren der allgemeinen Kartoffelseuche hier weniger gelitten haben als in den Thälern.

Chemals hat man hier oben auch Getreide gebaut, und ich habe es selbst in den alten Kirchenbüchern von Lauterbrunnen gelesen, daß noch vor 300 Jahren ein Theil der Einkünfte des Predigers auf den Kornzehnten in Mürren angewiesen war. Jetzt aber ist längst alles Kornfeld in Wiese verwandelt; die Leute behaupten, in Folge des schlechten Klimas. Doch trägt vielleicht auch die allgemeine Ausbreitung und Zunahme der Viehwirthschaft, die in der ganzen Schweiz bemerkbar ist, einen Theil der Schuld. — Brot ist hier jetzt eine solche Seltenheit, daß es nur als Leckerbissen, oder als Nahrung der Kranken betrachtet wird. Sonntags, wenn die Leute aus der Kirche im Thale wieder heraufkommen, bringen sie sich wohl ein Brot mit. „Es ist nur auf den Fall, daß Eins krank werden sollte, oder zum Labfal für die kleinen Kinder“, sagten sie uns. Ihr ganzer Vorrath bestand in einer trockenen Rinde, die sie, sorgfältig in Papier gewickelt, in der Vorrathskiste versteckt hatten. — Auch Kirschwasser giebt es hier oben so wenig, wie Brot oder Kirschen. Doch bringen die Mädchen zuweilen ein Fläschchen ebenfalls am Sonntage nach der Kirche mit herauf, um die von ihnen begünstigten Burschen gelegentlich damit zu tractiren.

Der Effect, den wir auf die beiden Töchter des Hauses machten, war wirklich merkwürdig. Sie hatten wohl nur sehr selten Menschen von unserer Figur und Fassung gesehen, und vielleicht seit manchem Monat gar keinen. Sie lächelten und lachten daher von dem ersten Augenblick, wo wir hereinkamen, und konnten auf keine unserer Fragen eine Antwort hervorbringen, weil sie zu

viel mit dem Unterdrücken ihrer Lachlust zu thun hatten. Eine von ihnen lief geradezu laut herausplägend zur Thür hinaus. Wir konnten uns auf keine Weise erklären, wo das Komische in uns steckte, denn wir hatten weder eine Narrenmütze auf dem Kopfe, noch eine Harlequinsjacke auf dem Leibe, noch einen Zopf im Nacken. Aber kurz wir mußten zugeben, daß wir hier auf Mürren eine eben so sonderbare Rolle spielten, wie diese guten Bergbewohner in unserer Stadt gespielt haben würden, denn auch noch andere Mädchen, denen wir begegneten, bißen sich auf die Lippen, und kleine Kinder, die wir freundlich anredeten, sängen laut an zu schreien, als stäche sie eine Biene. — Man hat gefragt, was zwei Menschen, die nie ihres Gleichen gesehen, bei dem ersten Zusammentreffen thun, ob sie sich anfeinden oder liebend umarmen würden. Nach diesen Mürrener Erlebnissen schien es mir sehr wahrscheinlich, daß sie keins von beiden thun, sondern sich nur einfach gegenseitig auslachen würden. Dem Franzosen oder Engländer, der plötzlich aus der Mitte seines Vaterlandes nach Deutschland kommt, geschieht ganz dasselbe, und eben so dem Deutschen, der zuerst in Paris oder London auftritt.

Wir hatten einen Arzt unter uns, dem es ebenso daran lag, den Gesundheitszustand der Menschen auf diesen Höhen zu untersuchen, wie mir daran gelegen war, andere Bemerkungen zu machen. Wir ließen daher den Communs-Präsidenten zu uns bitten und wanderten, von ihm eingeführt, von Haus zu Haus, um in allen Familien die Kranken zu sehen und namentlich die Mütter über die Jugendkrankheiten ihrer Kinder zu vernehmen. Diese Untersuchung stimmte unsere hohe Idee von der Gesundheit dieser Höhen etwas herunter. Wir hatten uns eingebildet, wir würden hier nicht nur äußerst frische Kinder, sondern auch hundert- oder hundertzwanzigjährige muntere Greise, wie man deren wohl in russischen Dörfern sieht, finden.

Allein die Kinder sehen nicht anders aus als unten, und von Allen, die es höher als 80 Jahre gebracht hätten, konnten wir nichts vernehmen. — Eine Mutter, die wir fragten, ob ihre Kinder schon Krankheiten gehabt hätten, antwortete uns: „Ach Herr, Krankheiten aller Gattungen.“ „Verknüpfte Kinder“ (so heißen hier die krophulösen und rhachitischen Kinder) fand unser Freund hier besonders viele. Wir sahen eine Frau, die kaum 70 Jahre alt war und dabei erstaunlich kümmerlich, so völlig ergraut, zerschrumpft und faltig war, daß wir sie auf den ersten Anblick wohl 30 Jahre älter geschätzt hätten. Wir sprachen mit einem Manne von 45 Jahren, den wir auf 60 geschätzt hätten. Auch der ganze Menschenschlag schien mir bei Weitem nicht so kräftig und kernig, wie der Reisende ihn wohl in einigen Thälern von Oberbaiern und Tyrol findet. Cretinenhafte Krüppel giebt es aber natürlich in dieser Höhe nicht mehr. Auch brauchen die Leute gegen ihre Krankheiten nur Hausmittel. Sie sind krank und sterben ohne ärztliche Hülfe, und ihre Weiber gebären ohne allen anderen Beistand, als welchen die Nachbarn zu leisten vermögen. — Als wir sie fragten, wann der letzte Arzt hier gewesen, lauteten die Antworten sehr verschieden. Der eine erinnerte sich des Doctors So und So, der vor 30 Jahren, der andere des Doctors So und So, der vor 15 Jahren einmal hier gewesen.

In einer Höhe von etwa 600 Fuß unterhalb Mürren ist wieder ein solches Fleckchen Erdreich, auf dem Menschen haften können, und auf diesem Fleckchen liegt das erwähnte Schwesterdorf Mürren's, Gimmelwald. Der Blick auf diesen Ort von oben herab ist wirklich einzig, und könnte ein geschickter Künstler diesen Anblick malen, so würde es wirklich ein höchst effectreiches Gemälde geben. Man sieht tief unter sich ein scheinbar sehr kleines Grasplateau, das aber doch noch 4500 Fuß

hoch ist und nach allen Seiten mit unnahbaren Felswänden in die Tiefe abfällt. Diesem Plateau sieht man einige schwarze Punkte eingesprenkelt, und diese Punkte sind die zerstreuten Häuser von Gimmelwald. Es scheint, als hätten Lilliputter sich angebaut im Lande der Niesen. Rings irrt der Blick umher an den gewaltigen Mauern, vergebens nach einem menschlichen, freundschaftlichen Echo suchend. — Der ganze Horizont zeigt nichts als mit ewigem Eise und Schnee vermauerte Pforten und Thüren.

Als wir auf dem Wege nach Gimmelwald aus Mürren hinaustraten, fanden wir hart an dem Felsenabhange des Blaischberges hier und da das Erdreich aufgebrochen. Dieß seien ihre Kartoffelgärten, sagten die Leute. Es waren sehr unregelmäßig gestaltete Landstückchen, ohne Einfassung und Zaun. „Wenn die Weiber hier die Kartoffeln pflanzen“, sprach unser Führer, „so wehen ihre Tücher und Röcke über den 2000 Fuß hohen Abhang hinaus!“ In der That, diese Bergbewohner befinden sich selbst bei den gewöhnlichsten Arbeiten in den außergewöhnlichsten Situationen! — Weil Weideland bei ihnen das Wichtigste ist, so darf von der Wiese ja nichts aufgebrochen werden, und die Weiber müssen ihre Kartoffeln da pflanzen und ernten, wo für die Kühe das Erdreich zu schlecht oder die Lage zu gefährlich wäre.

Da wir in Mürren den Schulmeister nicht zu Hause gefunden, so war nun in Gimmelwald, wohin uns ein reizender Alpenpfad hinabführte, die Schule das Erste, wonach wir fragten. Die Schulmeister sind die Depositiäre mancher interessanten Kunde, namentlich in solchen entlegenen Winkeln, wo außer ihnen kein einziges der Bildung geöffneter Auge wacht. Im Ganzen florirt aber das Schulwesen auf den Berner Gebirgen nicht sehr. Die Gemeinden sind arm und die Schulmeister nur

kümmerlich besoldet, ihre Stellen daher nur von denen gesucht, die anderswo nicht unterkommen können. Dieß gilt von allen Schulen im Berner Oberlande mehr oder weniger, am meisten von den am höchsten gelegenen. Dieß ganze schöne Berner Oberland, das die Fremden am liebsten von allen Schweizergegenden besuchen, ist für die Einheimischen, namentlich für die Schullehrer, die Prediger, die Beamten, das Berner Sibirien. Wie Rußland denen, die in Sibirien eine Zeit lang gedient haben, gewisse Vortheile im Avancement zugestehet, wie Dänemark den auf entlegenen Inseln, z. B. auf den friesischen Halligen, stehenden Predigern solche Vortheile gewährt, so gewährt der Staat von Bern sie auch den in den Thal- und Bergverstecken Angestellten. Jede Versetzung eines Predigers oder Schullehrers aus den hinteren Thalwinkeln, wo die poetischen Wasserfälle rauschen, und in welche die imposanten Gletscher hinabsteigen, nach einem Punkte weiter fluß- und thalabwärts ist ein Avancement für ihn.

Auf diese Weise sind daher die Schullehrer- und Predigerstellen im Oberlande einem beständigen Wechsel unterworfen, und die Sache der Aufklärung kann dabei nicht sehr gewinnen. In einem der entlegensten Dörfer dieser Gegenden traf ich einmal einen alten fünfundsiebzigjährigen Schullehrer, der mir selber erzählte, er sei am Ende des vorigen Jahrhunderts „provisorisch“ in diesem Dorfe angestellt worden. Weil er kein ordentliches Examen gemacht oder, wie er sich ausdrückte, nicht „patentirt“ gewesen, so habe er selber geglaubt, er würde wohl nicht lange an seinem Posten bleiben. Indeß sei die Stelle jedes Jahr an einen examinirten Schullehrer ausgedoten worden; da aber Niemand nach ihren höchst bescheidenen Emolumenten verlangt habe, so habe sich kein Candidat gemeldet und er sei auf diese Weise seit 50 Jahren provisorisch angestellter Schulmonarch in Eichenflue geblieben.

Unser Schulmann in Grimmelwald war jung und rührig, auch „patentirt“, und machte uns mit den Culturverhältnissen seines Orts recht gut bekannt. Das Schulhaus fanden wir sehr nett eingerichtet und geräumig. Doch sind Lesen, Schreiben, Religion und etwas vaterländische Geschichte die einzigen Gegenstände des Unterrichts. Geographie hat man bisher noch nicht in den Schulplan aufgenommen. Zu unserer innigen Freude, ich möchte sagen zu unserem Entzücken, fanden wir aber hier eine reichliche Quantität von Exemplaren „der geistlichen Oden und Lieder“ unseres alten herrlichen Gsellert. Der Schulmeister sagte uns, daß jedes Kind ein Exemplar dieses Büchleins haben müsse. Einige seiner Schüler, meinte er, wußten wohl alle 54 in dem Büchelchen enthaltenen Lob- und Trostlieder auswendig und vergäßen sie in ihrem Leben nicht; keinen Schüler aber entließe er, der nicht wenigstens die schönsten in seinem Gedächtniß und seiner Seele aufgenommen hätte. Bei meinen späteren Fahrten bemerkte ich selbst, daß es in allen Schulen dieser Gegend ebenso sei. Es werden in Bern jährlich und zwar schon seit dem vorigen Jahrhundert viele tausend Exemplare von jenem kostbaren Büchelchen gedruckt und durch den ganzen Canton zu einem äußerst billigen Preise*) verbreitet. Für uns war dieß in der That eine Entdeckung, die uns mit unglaublich wohlthuenden Betrachtungen und erhebenden Gefühlen erfüllte. Wir konnten uns kaum entschließen, das herrliche Buch, das wir aufgeschlagen in der Hand hielten, während der Schulmeister redete, wieder bei Seite zu legen. Wir mußten alle diese wunderreinen Gefänge wie höchstwerthe alte Jugendbekannte, die wir zum Theil wohl lange aus dem Gesicht verloren, wieder begrüßen, z. B. das schöne:

*) Gut gedruckt, sauber gebunden, kosten jene Lieder nur 10 Kreuzer (2½ Neugroschen).

„Gott, deine Güte reicht so weit,
„So weit die Wolken gehen,“

und das fromme:

„Ich komme vor dein Angesicht,
„Wer wirf, o Gott, mein Flehen nicht,“

und das nicht minder entzückende:

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,
„Erheb ihn, meine Seele!“

und alle die kindlichen, die herrlichen, die erhebenden, die tröstenden Lieder:

„Er ruft die Sonn' und schafft den Mond,
„Das Jahr darnach zu theilen,“

und das:

„Nach einer Prüfung kurzer Tage
„Erwartet uns die Ewigkeit,“

und das:

„Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte,
„Die beste Tugend bleibt noch schwach,“

und alle die anderen.

Darin liegt noch mehr Stoff zum Nachsinnen als im Föhn, in den Gletschern und den hohen Bergspitzen. Wie wunderbar ergriff es mich, hier in diesem entlegensten Winkel des Gebietes der deutschen Sprache alle diese herzerhebenden Worte und Verslein wiederzufinden, die ich am anderen Ende Deutschlands schon vor 30 Jahren gelernt. Diese Gellert'schen Lieder, hier erkannte ich's recht deutlich, sind einer der herrlichsten Schätze der deutschen Sprache und Literatur. Kann man den Landleuten, kann man der Jugend, kann man uns allen etwas Besseres, etwas mehr zum Herzen Sprechendes in die Hand geben? Kann nicht jedes dieser Lieder, wenn es zeitig dem Gemüth eingepflanzt wird, zu einem wahren Baum des Lebens voll schöner Früchte, zu einem Stab und Stecken in uns heranwachsen? Diese Lieder werden auch neben den Psalmen Davids ewig bleiben, so lange noch die deutsche Sprache bleibt, und so lange

noch eine deutsche Seele Frömmigkeit empfindet. Welch himmlischer Freude müßte der Geist jenes herrlichen Dichters theilhaftig werden, wenn er jetzt eine Ahnung davon haben könnte, wie in ganz Deutschland, wie selbst hier in den an den Gränzen Welschlands gelegenen Thälern und Bergen die Kinder seiner Landsleute die Gedanken und Worte lernen und singen und als eine köstliche Gabe für ihren ganzen Lebensweg einsammeln, die ihm einst in einem einsamen Stübchen durch die Seele gingen.

Wir riefen im Stillen tausend Segnungen auf den Namen Gellert, auf die deutsche Nation, die einen solchen Geist erzeugte, auf die Deutschen aller Länder, die solche Lieder hegen und pflegen, auf diese Bergbewohner, die ihre Kinder mit solchen Gesängen speisen, und auf die Berner Buchdrucker, die seit fast einem Jahrhundert diese Lieder verbreiten, herab, indem wir durch das wilde Seefinenthal unseren Weg zu den unteren Regionen hinunterstiegen. Die schmalen Wege, die stellenweise mit glattem Eise bedeckt waren, so wie auch die Scenen um uns her waren wild und romantisch genug. Es führt dieses Thal zu einer der höchsten und schönsten Alpen des Berner Oberlandes empor, zur Seefinenalp. Diese Alp liegt bereits der Schneeregion sehr nahe und hat nur einen sehr kurzen Sommer von 8 Wochen. Und selbst während dieser Zeit, mitten im Monat August, fällt hier noch zuweilen Schnee, der das Vieh in der Ausübung seines Hauptgeschäfts, der Almung behindert. Auch ist die ganze Alp mit vielfachem Steingeröll bedeckt. Dafür sind aber auch diejenigen Kräuter, deren sie zwischen Schnee und Steinen habhaft werden können, um so köstlicher. „Muttnera“ und „Abelgras“ finden sich dort reichlich. Die Hirten bewegen sich auf die höchste Stufe der Alp in 4 „Staffeln“ oder „Lägern“ hinauf, und auf dem untersten „Lager“ verweilen sie nur 2 Tage, weil es dort nur für diese kurze Zeit hinreichendes Futter giebt.

Das Seefinenthal mündet aus in das Thal von Lauterbrunnen, wo wir übernachteten. Am anderen Morgen wurde noch dem Prediger ein Besuch abgestattet, zu dessen Parochie unsere beiden Bergdörfer gehörten, weil wir vermutheten, daß er, im Besitze der alten Tauf-, Sterbe- und anderen Parochialdocumente, vielleicht noch einige Auskunft über die Dörfer geben könnte. Er zeigte uns mit der größten Gefälligkeit Alles, was er besaß. Und da kam denn wieder ein sehr interessanter Punkt zur Sprache, über den ich sonst Vorstellungen hegte, die gar nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten, nämlich die Frage von der Art und Weise der allmäligen Verbreitung der Menschen durch diese Berge und Thäler.

Ohne nähere Kenntniß dieser Alpen und der hiesigen Verhältnisse wird man sehr geneigt sein, diese Frage sehr einfach zu finden und sie dahin zu lösen, daß die Menschen sich zuerst im Norden und im Süden der Alpen, in der schönen Ebene des Po und in den fruchtbaren Cantonen der sogenannten ebenen Schweiz am Rhein, an der unteren Aar im Aargau und Thurgau, am Bodensee, am Genferssee u. s. w. festgesetzt und von da aus dann, allmälig Besitz ergreifend und Colonien gründend, sich in die höher gelegenen Thäler verbreitet hätten, — zuerst in die breiteren und offneren Thäler, dann an die kleineren und engeren und so, immer den Flüssen folgend, bis zu den Quellen dieser Flüsse, wo die Gletscher und der ewige Schnee dem Weiterstreiten Gränzen steckten, — auf eine ähnliche Weise, wie das Blut, das in vollen Adern aus dem Herzen strömt und immer weiter in feinere und kleinere Arterien hineinpulsirt.

Im Ganzen ist dieß auch wohl richtig. Aber es kann ein System im Ganzen richtig sein und doch nicht nur eine zahllose Menge Ausnahmen zulassen, sondern auch in gewissen Gegenden sich völlig entgegengesetzte Systeme entgegengetreten sehen.

Und so ist es denn auch hier in den Alpen der Fall, indem die Fluth der Bevölkerung nicht nur zuweilen plötzlich aus den Thälern auf die Berge abspringt, sondern auch den Menschenwanderungen in den Thälern aufwärts zuweilen eine entgegengesetzte Wanderung von den Bergen in die Thäler abwärts entgegentritt.

Beides zeigt sich in der Bevölkerungsweise desjenigen Thales, in dem wir uns gerade jetzt befanden, und bei den Wohnorten, die wir so eben besucht hatten, den hohen Dörfern Mürren und Gimmelwald, sehr auffallend. Nach dem Systeme der Wanderung von unten nach oben, die Thäler und Flüsse aufwärts, sollte man erstlich vermuthen, daß das Thal von Lauterbrunnen seine ersten Bewohner aus dem großen Arthale, mit dem es zusammenhängt, empfangen habe, und dann, daß die Leute zuerst sich in dem tiefen Thale angesiedelt hätten und erst später zu der hochgelegenen Position der beiden oft genannten Dörfer emporgestiegen wären. Beides aber trifft hier nicht zu.

Die Thalbewohner von Lauterbrunnen sind ein ganz anderes Geschlecht als die von Interlaken und der Nar, und ihre Traditionen machen es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht von unten herauf, von den Seen von Brienz und Thun, sondern von Süden her über die hohen Bergpässe aus dem Wallis und zwar aus dem Lötscherthale gekommen sind. Diese Traditionen sind auf beiden Seiten dieselben, und es werden sogar eine Menge Geschlechtsnamen genannt, die in beiden benachbarten Thälern dieselben sind, die aber in anderen Thälern nicht vorkommen. Dieselbe Erscheinung, dieselbe Verbindung und Verschwisterung der Bevölkerung zweier benachbarter und hochgelegener Alpenthäler auf verschiedenen Seiten der sie trennenden Bergrücken und dieselbe Trennung dieser Bevölkerung von der Bevölkerung der mit ihnen zusammenhängenden Unterthäler findet man sehr häufig in den Alpen. So haben z. B.

namentlich viele Hochthäler auf der italienischen Seite ihre Bewohner nicht von unten her, von Italien aus erhalten, sondern von oben her, aus den durch Alpenpässe mit ihnen verbundenen und mit Deutschen bevölkerten Nachbarthälern. Die Bevölkerungen folgten also nicht immer dem Laufe des Wassers und werden nicht immer durch die höchsten Rücken und Grate getrennt. Aus dem hinteren Ende eines großen Thales in das hintere Ende eines anderen großen Thales führt oft ein leichter Weg als von der einen zur anderen Abtheilung eines und desselben großen Thales. Man muß diese langen, großen Thäler besonders in ihren oberen Partien sich nicht wie lange Wannen oder Canäle denken, sondern vielmehr als aus mehren stufenweise übereinander gesetzten Kästen oder Becken bestehend. Zwischen je zwei Becken ist dann ein Absatz, oft von schroffen wilden Felswänden, von denen das Wasser zwar in Kaskaden seinen Weg herabfindet, an welchen die Menschen aber ihre Wege nur mit Schwierigkeit bahnen. Es giebt hintere Becken oder Thäler dieser Art, die im Winter von den unteren Thälern, mit denen sie durch dasselbe Gewässer, wie durch einen gemeinsamen Faden verbunden sind, zuweilen gänzlich außer allen Verkehr gesetzt werden. Und dieselben Thäler liegen zugleich zuweilen dem Bergrücken in solcher Höhe eingedrückt, daß der Uebergang aus ihnen in ein der anderen Seite dieser Rücken eben so eingedrücktes Thal nicht sehr schwierig ist. Dieser Rücken wird daher zwar eine Wasserscheide, nicht aber eine Völkerscheide. Die ersten Bewohner dieser höchsten Berge waren ohne Zweifel Hirten, wie es die jetzigen noch sind. Hatten diese Hirten sich mit ihrem Vieh nun einmal von einer Seite her bis auf den äußersten Grat erhoben, so ergriffen sie auch leicht von den Alpen auf der anderen Seite dieses Grats Besitz, von denen sie oft nur durch eine schmale Wasserscheide geschieden

waren, und zu denen die von der anderen Seite herausdringende Bevölkerung noch nicht gelangt war, weil sie die schwierigen Zugänge noch nicht überwunden hatte. Es steht ein Haus mit hohen Mauern und breitem Dache zwischen zwei Straßen. Aus beiden Straßen suchen Leute die ihrer Straße zugeneigte Hälfte des Daches zu erklimmen. Die, welche das Dach zuerst erreichen, werden sich leicht zu Meistern des ganzen Daches und seiner beiden Hälften machen, wenn auch das Regenwasser auf zwei verschiedenen Seiten abfällt. Auf ähnliche Weise erklärt es sich, daß die beiden Hälften der Dächer der Alpenkette oft von demselben Volksstamm besetzt sind, während man nach der bloßen Abdachung und nach dem Ablauf des Wassers hätte schließen sollen, daß beide Hälften ganz verschiedenen Nationen hätten zufallen müssen.

Auch der andere Umstand, daß in einem und demselben Thale nicht immer der weite und breite Thalgrund, sondern die an den Seiten des Thales liegenden Berghänge und Terrassen zuerst von Menschen bebaut wurden, steht wohl nicht in Harmonie mit den gewöhnlichen Vorstellungen. So, um dieß gleich an dem uns vorliegenden Beispiele zu erweisen, ist nicht Lauterbrunnen, der jetzige Central- und Hauptort des nach ihm benannten Thales, zugleich auch die älteste Colonie desselben. Die hoch auf den Seitenwänden gelegenen Dörfer Mürren und Gimmelwald, sowie die ähnlich gelegenen Dörfer Wengern und Eifensflue sind vielmehr bei Weitem älter. In den katholischen Zeiten hatten sie auf Mürren und Gimmelwald eine eigene Kirche, und es ist dort noch jetzt eine Höhle, welche der „Kirche-Balm“ (die Kirchhöhle) genannt wird. Die Kirche von Lauterbrunnen wurde viel später gebaut. Noch mehr als dieß. Die Bewohner des Hauptortes Lauterbrunnen haben als solche gar kein Recht an den Alpenweiden, die zu ihrem Thale

gehören. Um diese benutzen zu können, müssen sie sich das Recht eines Einwohners von Mürren, Wengern oder eines andern jener hochgelegenen Orte verschaffen, oder, wie sie hier sagen, sie müssen die „Burgschaft“ in jenen Orten haben. Wer von den Bewohnern des Couterrains nicht „Burger“ in einem der oberen Orte geworden ist, darf keine Kuh auf die Alpen treiben, weil alle Alpen ohne Ausnahme im Besitz jener höher gelegenen, älteren und privilegirten Orte sind. Der jetzige Hauptort des Thales ist also in mehrfacher Beziehung von jenen seinen Nebenorten abhängig. Und eben dieselben Verhältnisse zwischen den Bewohnern des breiten Thales und denen der benachbarten Berg- und Thalgelände finden auch noch anderswo statt, und zwar so häufig, daß man sagen kann, daß fast in allen Thälern (natürlich nur in den engeren Hochgebirgsthälern) die jetzigen Hauptorte jüngere Pflanzungen sind, als die auf den Seiten liegenden Bergdörfer. So sonderbar dieß auf den ersten Anblick scheint, so erklärt es sich doch eben so wie das zuerst gedeutete Phänomen sehr leicht aus der Natur der Sache.

Ich nannte oben das Thal von Lauterbrunnen ein Couterrain, und in der That es hat, wie viele solche von gewaltig hohen Felsen eingekastete Thäler, ganz die Natur eines Kellers. Die Sonne kommt in der schlechten Jahreszeit nicht viel hinein. Die Luft ist darin feucht und kalt. Wiesen giebt es nicht auf dem schmalen Grunde, und in alten Zeiten mochten die wilden Gewässer, die sich durch das Thal stürzen, mit ihrem Steingeröll, mit ihrem Sumpfboden vielleicht das ganze Thal ausfüllen. Es war sehr natürlich in einem solchen Thale für Hirten, was die ersten Einwanderer ausschließlich waren, ein sehr unpassender Aufenthalt. Die schönen Wiesen lagen alle oben. Um ihnen möglichst nahe zu sein, um aber zugleich auch das rauhe Klima des oberen Firstes des Gebirges (des Dachrückens) zu

vermeiden, siedelten die Einwanderer ihre Dörfer nicht in der Tiefe des Thales selbst, aber natürlich auch nicht auf dem Grat des Gebirges, sondern in der Mitte zwischen beiden, oberhalb der schroffen Thalabhänge an und ließen das wüste, finstere, kalte, an Sumpf und Steintrümmern reiche Thal unbewohnt. Demnach diente hier im Inneren des Gebirges der bequemere, fruchtreichere Bergrücken der Colonisation eben so zum Leiter oder Conductor, wie die Flußgelände und die schiffbaren Ströme anderswo. Es war gewissermaßen, um bei dem obigen Bilde stehen zu bleiben, eine Verbreitung über die blumigen Dächer weg, mit Vermeidung der tiefen, engen Straße, ähnlich der über die Dächer wandernden und verkehrenden Bevölkerung in den orientalischen Städten.

Später wurde auch das tiefe Thal bewohnbar. Vieles hat dazu das von den Bergen herabstürzende Steingetrümmer beigetragen, das sich in mehr oder weniger schwach geneigten Halden an die schroffen Felswände der Seiten anlegte. Diese Halden, die man in allen engen Thälern, namentlich auch in dem von Lauterbrunnen, an die Felsen gelehnt sieht, beschränkten erstlich die in dem Thale fließenden Gewässer und zwangen sie, in einem engeren Bette sich zusammenzuhalten. Sie besetzten sich allmählig mit Gras und Bäumen und wurden die vornehmsten Anhaltepunkte für den Anbau der Menschen und für die Ansiedelung von Dörfern. Man findet in den Alpen viele tausend Dörfer, die sich auf solchen Steintrümmerhalden oder Schuttkegeln mit ihren Gärten und Häusern ausgebreitet haben.

Zuerst mochten sich in der Mitte des Thales Handelsleute oder Wirthe ansiedeln, um den Verkehr der Hirtendörfer auf beiden Seiten unter einander mit der Welt außerhalb ihrer Berge zu vermitteln. Dann als die Bevölkerung stieg, mochte auch Ackerbau dazu kommen und so am Ende ein Ort entstehen,

der nun als Centralpunct bei steigendem Verkehr, bei verbessertem Ackerbau, bei Vermehrung des Anbaues im Thale, sich natürlich bald zum Hauptorte emporschwingen mußte. Jetzt wandte sich das Blatt in vieler Hinsicht. Die kleinen Kirchen oder Kapellen oben auf den Bergen gab man auf und baute eine Hauptkirche im Thale für alle Bergdörfer desselben. Anfangs hatte man auch oben in dem fruchtbaren Alpenboden Getreide erzeugt. Da man dieß nun in dem fruchtbar gewordenen Thale bequemer bauen konnte, so hörte der Ackerbau oben auf, und man holte das Brot aus dem Thale, von dem man dieses und manches anderen Artikels wegen abhängig wurde, während dagegen die alten Weideverhältnisse und Alpenberechtigungen dieselben blieben. Die immer größere Wohnlichkeit der Thäler, vielleicht die zunehmende Bequemlichkeitsliebe der Leute, gewiß aber die in den höheren Bergregionen um sich greifende Verwilderung scheinen in neuester Zeit sogar die Bewohnerschaft der Berge und Hochthäler mehr auf die niederen Thäler zurückzuwerfen. Das Bau- und Brennholz wird oben rarer, das Klima rauher, die Alpen werden minder ergiebig. Dieß bewegt die Leute, wenn sie auch ihre Burgschaft oben behalten, die Thäler zu suchen. Die Schullehrer sagten uns oben, daß der schulpflichtigen Kinder jetzt weniger seien als früher. Unten erzählte man uns, daß jetzt viele wohlhabende Familien aus den oberen Dörfern für den Winter im Thale wohnten und oben nur eine Sommerwohnung hätten. Dieß wären einige Anzeichen von dem Zurückziehen der Bevölkerung aus den höheren Gegenden. Ich habe auch noch an anderen Orten einige solcher Facta gesammelt, die auf ein solches Zurückziehen hindeuten. Ich fand in den innersten und höchsten Winkeln mehrerer Thäler einige zusammengebaute Häuser, die man ehemals das ganze Jahr hindurch bewohnte, die jetzt aber nur im Sommer benutzt

werden. Gewiß ist es, daß in allen hohen Dörfern die Anzahl der Gehöfte, Häuser und Bewohner wenigstens nicht zunimmt; und auch dieß wäre schon ein Zeichen der von den Bergen zurückrollenden Bevölkerungsfloth, weil sonst überall in den Ebenen und weiten Thälern die Bevölkerung in so hohem Grade zunimmt. Das Sibirien der Schweiz (die hohen Bergregionen) bevölkert sich also nicht mit neuen Colonieen, wie das Sibirien Rußlands, obwohl es vielleicht noch Terrain genug in ihm giebt, welches im Stande wäre, Dörfer wie Mürren oder Gimmelwald zu tragen. Die schlechte Alpwirthschaft mag eben so viel Schuld daran haben, wie die anderen genannten Ursachen. Sollten die Alpweiden = Almenden einmal aufhören, und neben der Viehwirthschaft der Ackerbau überall, wo er noch möglich ist, wieder eingeführt werden, so wird man dann vielleicht noch viele neue Dörfer aufblühen sehen.

7.

Zum RosenlauiGLETSCHER.

Es giebt wenige Dinge in der Welt, die sich nicht auf zweierlei und oft auf ganz entgegengesetzte Weise thun lassen. In aller Welt gilt es gewöhnlich nicht für anständig, wenn man einem Anderen den Rücken zugehrt. Bloß in Asien giebt es einige Völker, bei denen dieß das Zeichen des höchsten Respects ist, indem man die Sache so auslegt, daß man nicht würdig sei, einen Vornehmeren von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Eben so ist es in aller Welt Sitte, daß die Schiffe mit dem Vorderrtheil zuerst in den Hasen kommen. Bloß hier an unseren

kleinen Schweizer=Seen ist es umgekehrt. So wie die Leute ans Land fahren wollen, machen sie einen Dreh mit den Schiffen und bemühen sich dann im Krebsgange mit ihnen ans Land zu kommen. Dieß kommt daher, weil das Hintertheil, das Notabene nie ein Steuerruder hat, so eingerichtet und abgeflacht ist, daß die Ladung von daher bequem eingenommen wird, und alles Einsteigen von da statt hat. Die Schiffe scheinen erstaunlich schlecht und schwächlich gebaut zu sein, und haben Gesfler und Tell auf dem Vierwaldstättersee kein besseres gehabt, so ist es nicht zu verwundern, daß sie in so große Noth kamen.

In den Dörfern am Brienzer See haben die meisten wohlhabenden Leute ein solches Schiffchen, zum Transportiren des Holzes, Heues und anderer Dinge. Diese Dörfer sind zu Land nur durch kleine schmale Fußstege mit der Welt verbunden. Der See dient ihnen daher als Heerstraße und das Schiff als Wagen. Einige ihrer Waldungen oder Gehölzchen liegen so zwischen Felsen am See eingekleilt, daß man gar nicht anders als zu Schiffe dazu gelangen kann. Auch können sie zu manchen kleinen Weideplätzen am See ihre Schafe nur zu Schiffe hinschaffen. Auch ihre Todten bringen sie zu Schiffe über den See, an dessen Ufer weder Kirchen noch Kirchhöfe sind. Da mag denn mancher selbst noch auf seinem letzten Gange zum ewigen Frieden Sturm und Unruhe zu überwinden haben. Der Brienzer See wird zwar nicht für besonders gefährlich ausgegeben und ist nicht so verrufen wie der Vierwaldstätter, aber doch haben diese Seen fast alle einige Winde, die plötzlich über die Schiffe herfallen. So fürchtet man hier besonders den Nordwind, der ein hohes Gebirge übersteigen muß und dann von diesem mit solcher unangemeldeten Schnelligkeit und Gewalt auf den See herabfällt, daß auf der Stelle die Wellen sich aufbäumen und die Brandung schäumt.

Wir hatten heute das ruhigste Wetter, als wir mit unserem Schiffchen über den glatten See dahinglitten, und dabei den hellsten Sonnenschein, obgleich es bereits der vierte des trübsten Monats des Jahres war. Unsere Steuerleute hatten Ordre für Brienz, und von da wollten wir durch das Haslithal zu dem des Reichenbachs, um dort den Rosenlaugletscher in seinem Wintercostume uns zu betrachten. Wir erreichten Brienz in wenigen Stunden, und unterwegs war uns nichts besonders Merkwürdiges passirt, als ein ungeheurer Transport von Brennholz, der mich der Eigenthümlichkeit der Transportationsweise wegen interessirte. Man hatte nämlich die ganze Quantität Holz, die wie eine Insel auf dem See schwamm, mit einem Reifen aus langen durch eiserne Ringe verbundenen Baumstämmen umschlagen und eingefast. An dem Reifen waren Stricke befestigt, und am Ufer wurde das Ganze fortgezogen. Alles Holz, welches innerhalb der Umzäunung war, mußte mit, und die Masse rollte und schob sich so langsam am Ufer weiter, daß zu dieser Reise einige Tage nöthig waren.

In Brienz nahmen wir ein frugales Mittagsmahl ein und setzten dann unsere Reise zu Wagen ins Bad Reichenbach fort, von wo die Fuß- und Bergpartie begann. Man erhebt sich erst ein paar Stunden auf solchen steilen und unbequemen Wegen, wie sie gewöhnlich aus den größeren, tieferen Thälern in die kleineren Hochthäler zu führen pflegen, und gelangt dann in das eigentliche Thal des Reichenbachs, das nun einen ebenen Hochwiesenboden darbietet und bis zu dem Orte, wo dem Gletscher gegenüber die Baulichkeiten des Rosenlauibades liegen, sehr allmählig ansteigt. Die Wiesen, wie überhaupt der Boden des ganzen Thales waren jetzt schon mit fußhohem Schnee bedeckt. Da indeß über die große Scheideck herüber aus den Grindelwalder Thälern noch täglich hier Passage ist, so fanden wir den

Beg ziemlich ausgetreten, und der Schnee knisterte unter unseren Füßen, die im Gänsetrabe hinter einander her arbeiteten. Es war das einzige Geräusch, das wir in diesem einsamen Thale vernahmen. Denn außer dem besagten kleinen Bade, dem wir zuweilen, giebt es in diesem ganzen Thale keinen menschlichen Anbau. Mich setzten diese einsamen und unbewohnten Thäler, die man noch jetzt überall in den Alpen so häufig findet, in Verwunderung. Ich glaube, eine spätere industriöse Zeit und eine verbesserte Landwirthschaft wird hier noch manches Thal cultiviren und colonisiren. Von den kleineren Dörfern am Brienzsee, die ich erwähnte, nach Südwesten hin kommen die ersten Dörfer erst wieder an der Rhone im Canton Wallis vor. Ich könnte hier zwischen den beiden parallel laufenden Thälern der Rütchine und der Ar hindurch einen geraden Strich Landes von 3 Stunden Breite und 10 Stunden Länge ausstecken, wo es kein einziges Dorf und im Winter kein einziges bewohntes Haus giebt. Und doch läuft dieser Strich nur quer über die hohe Alpenkette hin. Geht man einer Hauptkette der Länge nach, so bringt man natürlich noch viel größere Wüsteneien heraus.

Die Wirthshäuser in den hohen Alpengegenden, welche im Sommer von dienstfertigen Wirthsleuten und von Fremden wimmeln, werden im Winter, wo die letzteren fehlen, auch von den ersteren verlassen. Viele dieser Wirthshäuser werden verrammelt und verriegelt und stehen völlig verödet. In denen, in deren Nähe ein nicht unbedeutender Paß sich befindet, bleibt indeß wohl ein Knecht zurück, der dann hier ein einsiedlerisches Leben führt und wie ein Klosterbruder die einzelnen Passagevögel beherbergt.

Wir kamen vor verschlossene Thüren, und wie Weinküper, die sehen wollen, ob noch ein Rest Wein im leeren Faß ist, so pochten wir auf allen Seiten rund um die hölzernen Hauswände und Fenster herum, bis endlich aus einem Winkel eine

Stimme uns antwortete, und der schläfrige Knecht, der sich wie ein Dachs in seinen Winterbau verkrochen hatte, hervorkam und uns einließ.

Die Kosaken, die sich auf so etwas verstehen, haben mir geñagt, wenn man im Kriege ein Haus plündern wolle, und die Bewohner desselben himmelhoch betheuert, sie hätten auf der Welt ganz und gar nichts, als ein Stückchen trocken Brot und Salz dazu, so müsse man sich nur nicht dadurch abschrecken lassen. „Ehorheit, Väterchen“, müsse man zu ihnen sprechen, „du hast viel mehr, als du selber weißt.“ Und dann müsse man nur selber ordentlich nachsuchen, und es müßte ein schlechter Kosak sein, der nicht selbst in einer elenden Hütte noch genießbare Delicatessen in Fülle aufzufinden wüßte. Wir machten uns in unserem heutigen Nachtquartier diese kosakische Lehre sehr gut zu nuße. Denn unser Klosterbruder behauptete zwar, er habe uns gar nichts zu bieten, als ein Stück Käse, das wir uns am Feuer braten könnten, ein wenig altes Brot und, wenn wir ihn nicht verschmähen wollten, etwas sauren Wein, keine Eier, keine Butter, kein Fleisch. Doch Kaffee könne er uns kochen, aber ohne Milch und ohne Zucker. Wir dachten: Nil desperandum, und baten ihn, er möchte mit dem Kaffee beginnen. Unterdeßsen kam aber im Verlaufe des Gesprächs und unserer fortgesetzten Orientirung im Hause noch ein Nestchen Milch zum Vorschein; Zucker war freilich nicht da, aber statt dessen ein Löffchen mit Honig. Auch ein kleiner Beutel mit gutem Mehl wurde entdeckt, das eine freundliche Hausfrau, die sich in unserer Gesellschaft befand, alsbald in schmachthafte Klöße verwandelt hatte, wobei statt der Butter ein aufgefundenes Stück Speck gute Dienste that. Als die Flamme auf dem Herde loderte, beleuchtete sie sogar noch ein Stück Fleisch, das in dem innersten Winkel des Schornsteins hing, und kurz, da der

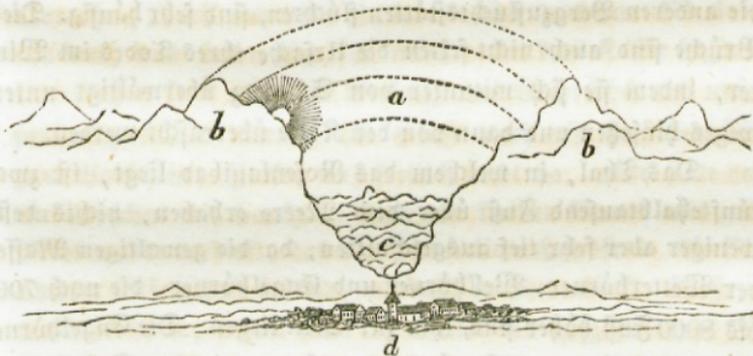
ängstliche Alte sah, daß er uns nichts verbergen könne, so kam er noch mit einigen anderen guten Dingen hervor. Der saure Wein wurde ebenfalls gekocht, mit Honig gesüßt, mit Safran gefärbt und auf diese Weise auch dasjenige Wintergetränk zu Stande gebracht, welches man hier in der Schweiz bei allen den Gelegenheiten trinkt, wo wir im Norden uns Punsch machen. Wir hatten am Ende so reichliche Genüsse, daß wir noch einigen armen Wanderern davon abgeben konnten, welche die große Scheideck passiert hatten und sich nach uns einfanden. Einer von diesen armen Leuten, der mit einem Bruch behaftet war, hatte sich zu sehr angestrengt und setzte sich stöhnend und ächzend auf die Ofenbank. Unser gekochter Wein gab ihm einige Kräfte wieder und schien seine Schmerzen zu lindern. Brüche sind in diesen Berggegenden, wo die Leute immer so viel zu heben und so schwere Lasten zu schleppen haben, ein sehr gewöhnliches Uebel. Ich wußte dieß längst, aber ich freue mich immer, wenn ich Dinge, die ich weiß, auch selber im Leben erfahre. Leute, welche sich nach anstrengenden Bergtouren, unter Bruchschmerzen leidend, in die Hospize des Gotthard, des Bernhard und in die anderen Bergzufluchtsstätten flüchten, sind sehr häufig. Diese Brüche sind auch nicht selten die Ursache ihres Todes im Winter, indem sie sich mitunter von Schmerz überwältigt unterwegs hinsetzen und dann von der Kälte überrascht werden.

Das Thal, in welchem das Rosenlauibad liegt, ist zwar fünftehalbtausend Fuß über dem Meere erhaben, nichts desto weniger aber sehr tief ausgeschnitten, da die gewaltigen Massen der Wetterhörner, Wellhörner und Engelhörner, die noch 7000 bis 8000 Fuß höher sind, ihm zur Seite liegen. Die Engelhörner sollen ihre Namen daher haben, daß man in der Gestalt ihrer höchsten Spitzen eine gewisse Aehnlichkeit mit Engelsflügeln entdeckt hat. Sie sehen nämlich ungefähr so aus:



als wenn eine Menge Engel sich in den Boden verkrochen und dabei ihre Flügel abgestreift und draußen hätten versteinern lassen. Das Wellhorn bildet einen Theil der Masse der Wetterhörner, und zwischen ihm und den Engelhörnern bleibt ein großes Felsenthor, in welchem der Rosenlaugletscher, vom Wetterhorn sich hinabschwingend, heruntersteigt, eben so wie der Lüttschinengletscher, den ich früher beschrieb, in dem Thore zwischen dem Mettenberg und Eiger herabfällt.

Das besagte Rosenlauithor liegt vom Bode aus eben so nach Süden, wie das Lüttschinenthor von Grindelwald aus, und ohne diese Thore würden die respective gegenüber liegenden Thäler und Dorfschaften im Winter Monate lang ganz ohne Sonnenschein bleiben. Da sich in den Alpen diese Situation, ich meine eine menschliche Ansiedelung einem großen nach Süden geöffneten Bergthore gegenüber, sehr häufig wiederholt, und da sich manche interessante Erscheinung daran knüpft, so will ich die Lage mit zwei Strichen zeichnen:



a. die Thordöffnung, b. die Thorpfosten, c. ein Gletscher, der durch das Thor herabfließt, d. ein Dorf, das in der Tiefe des Thales dem Thore gegenüber liegt.

Es ist sehr natürlich, daß solche Licht- oder Sonnenthore von den Menschen aufgesucht werden mußten. Denn der Umstand, daß die Sonne vermittelst des Thores auf einen gewissen Rayon des Thales viel länger wohlthätig einwirkte als auf die von hohen Bergen vermauerten Thalpartieen weiter ober- oder unterwärts, mußte den besagten Rayon als vielfach begünstigt erscheinen lassen. Die Wohnungen können da trockener und gesünder sein, der Boden mag dort eher vom Schnee befreit und leichter bebaut werden. Auch sucht der Mensch von Natur und der bloßen Annehmlichkeit wegen das Licht. Die Richtung und der Fall desselben wäre demnach ein den hohen Alpen ganz eigenthümliches Motiv zur Bestimmung und Regulirung der Wohnplätze des Menschen. Bei uns in den Ebenen bekümmert sich fast Niemand, der nicht ein Kalendermacher oder Astronom ist, angelegentlich um das Detail des Auf- und Untergangs der Sonne. Hier in den Alpen aber sind die Leute noch heutiges Tages fast alle sehr passionirte Sonnenverehrer und Sonnenbeobachter. Zur Zeit der Römer waren sie bekanntlich Sonnenanbeter, und ihre hohen Bergspitzen waren der Sonne gewidmet und hießen „Sonnensäulen“. Man könnte sie auch jetzt noch mit Recht so nennen. Fast in jedem etwas versteckten Thale wissen die Leute, besonders im Herbst und Winter genau, hinter welcher Felsenspitze die Sonne auf-, hinter welcher sie untergehen, wo sie heute, wo sie morgen erscheinen wird. Einmal fand ich einen Hochthalbewohner, der sich einen kleinen Sonnenkalender für sein Thal oder Haus entworfen hatte, in welchem er genau die Felsenspitze des Auf- und Untergangs, so wie die Dauer des Sonnenlaufs für jeden Tag angegeben hatte. Man kann alle hohen Berg- und Felsenspitzen als Sonnenzeiger betrachten, und manche haben auch in Bezug auf ihre Lage zur Sonne ihren Namen erhalten. Manche heißen Mittagshörner,

weil sie gerade mit ihrer Spitze im Meridian eines bedeutenden Ortes liegen. In sehr vielen Alpenthälern findet man Steine, Felsen, ja auch alte hochstehende Bäume, welche ihren Namen von der Stunde haben, zu welcher sie von der Sonne beleuchtet werden. So z. B. steht auf einem Abhange des Abendberges eine uralte Tanne, welche die Leute des darunter liegenden Dorfes Düringen am Thunersee die „Siebenertanne“ nennen, weil im Sommer alle Morgen punct 7 Uhr ihre Spitze von der Sonne beschienen wird. Im Winter gelangt die Sonne gar nicht zu dieser Tanne. So steht ferner in einem tiefen dunklen Graben oberhalb des Brienzler Sees ein Felskopf, der den größten Theil des Tages unbeleuchtet und dunkel ist, wie der Graben selber. Jeden Morgen aber, wenn es ein heller Tag ist, punct elf Uhr, zeigt sich den Bewohnern der gegenüber liegenden Berge ein heller Fleck mitten in der Dunkelheit des Grabens. Es ist jener Stein, auf welchen dann die Sonne fällt, und den die Leute daher den „Elferstein“ nennen. Doch kommen ähnliche Stundenweiser fast in jedem Thale vor. Auf der italienischen Seite der Alpen ist mir eins bekannt, wo sie einen „Sechser“, einen „Zehner“, einen „Elfer“ und „Zwölfer“ etc. (Piz delle dieci, Piz delle undeci etc.) haben.

Auf den Schatten- oder Nordseiten der Berge giebt es hier in jedem Thale Dörfer, welche im Winter die Sonne fast gar nicht haben. Das eine entbehrt sie 4 Monate lang, das andere 3 und so fort. Ja es giebt Thäler und Schluchten, in welche die Sonne des Jahres nur ein- oder zweimal auf kurze Augenblicke hinabfällt, und manche, in welche sie nur kommen würde, wenn die Alpen unter dem Aequator lägen. Man denkt selten daran, wie wichtig die geographische Position eines hohen Gebirges in Bezug auf die Lichtvertheilung und alle daraus fließende Wirkungen ist. In den norwegischen Gebirgen muß

die Zahl der zu ewigem Schatten verdamnten Thäler und Gegenden noch viel größer als in den Alpen und der Einfluß des Lichtfalls auf die Wahl eines Wohnplatzes noch viel bedeutender sein. In den Hochgebirgen der heißen Zone giebt es dagegen keine Schlucht und kein Thal, in welche der dort wirklich allsehende Helios nicht täglich hineinblickte.

In Grindelwald und hier im Rosenlaubade ist der kürzeste Tag nur eine halbe Stunde lang. Denn so lange braucht die Sonne, um am 21. December über die Spitzen der Gletscherthürme, die in den besagten Thoren liegen, sich zu erheben, ins Thal zu blicken, hinwegzuhuschen und wieder zu verschwinden. Viele Ortschaften und Thäler haben im Winter einen doppelten Tag und einen zweifachen Auf- und Untergang der Sonne. Es erhebt sich nämlich zuweilen gegen Süden noch ein hoher Berg, hinter dem sie wohl auf ein paar Stunden verschwindet. Es giebt an solchen Orten dann eigentlich zwei Thore, aus welchen die Sonne leuchtet, aus dem einen am Vormittage, aus dem anderen am Nachmittage. In der Zwischenzeit, am Mittag, ist dann Nacht, oder doch Schatten.

Unser Abend war ruhig und klar, und nach unserer Mahlzeit gingen wir noch hinaus auf die mit Eiszacken hübsch garnirte Galerie des Hauses, um den Mond zwischen den Felsspitzen der Engelhörner aufgehen zu sehen. Es traf sich Alles herrlich. Es war Vollmond, und wir sahen ihn zweimal kommen und wieder gehen, in einer Schlucht erscheinen, verschwinden, über Felsspitzen weglaufen und endlich sich von ihnen lösen, und wie ein befreiter Ballon in den Aether emporschweben. Eine der Situationen, in welche er bei dieser Gelegenheit kam, muß ich wieder zeichnen. Es war ein ganz enger Spalt zwischen zwei hohen Hörnern, und zwar so:



Die Felsen waren auf der uns zugekehrten Seite ganz dunkel, der Spalt dazwischen, schon ehe der Mond kam, hell. Auf einmal erschien sein Rand, ein heller silberner Streifen. Und bald fiel sein ganzer schöner Globus in den Spalt hinein und lag eine Zeit lang gerade im untersten Grunde desselben, als wäre die liebliche Diana von zwei finsternen Riesen gefangen genommen. Auffallend war uns dabei die scheinbar so außerordentliche Größe des Mondes, so lange er in dem Spalt steckte, und wir konnten uns kaum überreden, zu glauben, daß es dieselbe Kugel sei, als er sich von den Felsen löste und, immer kleiner zusammenschwindend, eilenden Fußes ins Freie hinausfchwabte.

Der Mond schien nun zauberisch schön in unser Schneethal hinab und erleuchtete den Gletscher vor uns so lockend, daß ich nicht widerstehen konnte und unseren Führer überredete, mich noch jetzt gleich in der Nacht zum Gletscher hinaufzuführen, damit ich sähe, ob sich vielleicht in Mondescheine irgend ein eigenthümliches Phänomen an ihm darstellen möchte, das sich dem Tagesreisenden verhüllte und nur dem Mitternachtsreisenden offenbarte. Meine werthen Gefährten gingen also zur Ruhe, und wir traten unsere Reise in dem zwar wundervoll glänzenden, aber tiefen und unbequemen Schnee an. Das Licht des Mondes macht den Schnee weit mehr brilliren als das der Sonne. Dieses ist zu stark, dringt überall ein und wird von allen Seiten vom Schnee zurückgeworfen, es giebt daher ein allgemeines Gesimmer, das sich in eine einförmige, blendend weiße Farbe auflöst. Das Mondlicht dagegen trifft nur die obersten Spitzen der locker aufgehäuften kleinen Schneekrystalle, dringt nicht in alle Zwischenräume und Verstecke und wird daher aus jenen oberen Krystallen, die wie auf dunklerem Grunde liegen, um so brillanter

zurückgeworfen. In der That glimmerte es von allen Bäumen und von allen beschneiten Steinblöcken und Hügelchen so wundervoll herab, als wären sie alle mit Diamanten besäet.

Da seit Wochen hier kein Mensch gegangen war, so mußten wir uns den Weg erst selber bahnen. Ich hatte dabei den Vortheil, die Fußstapfen meines Führers benutzen zu können. Man hat bis zur vordersten Spitze des Gletschers selbst eine halbe Stunde zu steigen, und dann noch eine Stunde bis zu einem kleinen Vorsprunge, auf dem eine Bank steht und von wo aus man ihn mit Gemächlichkeit übersehen kann. Die verschiedenen Gletscher sind bei den Liebhabern, eben so wie Blumen oder andere Gegenstände, der eine dieser, der andere jener Vorzüge wegen berühmt. Der eine ist besonders bequem zu erreichen, der andere hat ein besonders schönes Ausgangsthor oder Eisgewölbe (so der Rhonegletscher), der dritte fällt in besonders kühnen und malerischen Absätzen aus den Höhen herab (so der untere Grindelwaldgletscher) und ist seiner vielen Eisthürme wegen berühmt, der vierte ist zwar flach, dabei aber sehr lang und schlängelt sich durch ein ganzes weites Thal hin (so z. B. der Murgletscher). Der Rosenlaugletscher wird unter die malerischsten von allen Gletschern gerechnet, sowohl der hübschen Eisformen wegen, die sich an seinem Ende zu bilden pflegen, als auch seiner prachtvollen Hochalpen-Umgebung wegen, in der er den Mittelpunkt bildet. Etwas ganz Eigenthümliches ist es, daß seine Gewässer nicht so wie beim Grindelwald- und Rhonegletscher dicht unter dem Eise auf dem Boden, auf welchem das Eis liegt, sondern in einer tiefen Kluft abfließen.

Diese Kluft ist eines der merkwürdigsten Naturwerke, das man sehen kann. Sie soll 200 Fuß tief sein und ist dabei im Ganzen durchschnittlich etwa 10 Fuß und stellen-

weise nur 2 oder 3 Schuh breit. Sie sieht aus wie ein Steinspalt, den ein Erdbeben veranlaßt hat. Aber es ist wahrscheinlich, daß sie nur das Werk der abfließenden Gewässer des Gletschers ist. Man behauptet, das Wasser des Gletschers führe einen sehr eckigen und scharfen Sand unter dem Eise hervor, und dieser vom Wasser getriebene Sand habe diesen Spalt allmählig eingesägt. Es geht dieser Spalt, wie eine Schlange am Boden sich windend, etwa eine Viertelstunde vom Gletscher abwärts. Dann flacht er sich nach und nach aus, und das Wasser fließt am Ende in der Tiefe des Thales ganz auf der Oberfläche des Bodens in den Reichenbach. In nicht großer Entfernung vom Gletscher setzten wir über diesen Spalt auf einer Brücke. Der Blick hinab, den uns das Mondlicht gestattete, ist einzig in seiner Art. Man kann nicht bis auf den Grund hinabsehen, weil die Wände unregelmäßig ausgewaschen sind und die Hervorragungen von beiden Seiten sich hier und da beinahe berühren. Man hört die Gewässer daher nur aus der untersten Tiefe heraufrauschen, und Steine, die wir hinabwarfen, wurden ein Duzend Mal von der einen Seite auf die andere hinübergeschleudert, ehe sie den Boden erreichten. Im Winter ist der ganze Spalt mit Schnee und Eis verstopft. Sie setzt sich nicht nur bis dicht an den Rand des Gletschers fort, sondern sie geht auch noch weit unter dem Gletscher weg, so daß dieser wie ein Deckel darauf liegt. Gerade vor dem Gletscher macht der Spalt eine Krümmung und läuft eine kleine Strecke längs des Gletschers hin, so daß die Eismauern desselben wie durch einen tiefen Festungsgraben durch sie begrenzt werden. Längs dieses Grabens sind daher die besagten Mauern sehr schroff; denn wenn sie sich über den Spalt hinüberschieben und so ihre Unterlage verlieren, so

brechen sie ab, und es stürzen beständig große Blöcke in den Spalt hinein. Wir sahen, indem wir an den Rand des Spaltes traten, mehre große Eisblöcke, welche nicht ganz den Boden erreicht hatten, zwischen den Wänden eingekleist. Ein gewaltiger Block war dicht an der Oberfläche stecken geblieben. In der Mitte aber hatte sich eine lange und dicke Zunge des Gletschers, ohne abzubrechen, ganz über den Schlund hinübergeschoben, so daß dadurch eine prachtvolle Krystallbrücke gebildet wurde. Die äußerste Spitze oder Nase dieser Brücke, welche zugleich der alleräußerste Ausläufer des Gletschers war, lag diesseits des Spaltes, im Sommer vermuthlich zwischen Gras und Blumen, so daß wir uns ihr nähern und sie betasten konnten. Der Kamm dieser Zunge stieg jenseits des Spaltes sehr rasch aufwärts, so daß schon in der Entfernung von wenigen Hundert Schritten die Gletschermasse sich wie eine hohe dachförmige, nach beiden Seiten hin abfallende Masse darstellte. Die Zunge war mir um so interessanter, da sie wahrscheinlich den äußersten Ausläufer des eigentlichen mittleren Rückens des Gletschers bildete. Man kann es bei allen Gletschern bemerken, daß sie gegen den Ausgang hin sich dachförmig bildeten, und daß in der Mitte ein freilich gewöhnlich sehr unregelmäßiger, aber doch erkennbarer höherer Grat bleibt.

Wenn du in deiner Phantasie dir alle die Elemente, welche ich dir einzeln gegeben habe, den finsternen, unergründlichen Spalt, aus dem ein wildes Eisgewässer heraufstößt, die glimmernden Eisblöcke, die darin stecken, die mächtige Krystallbrücke, die darüber hinwegschlüpft, die zerrissenen Gletschermauern, die den Spalt auf der anderen Seite garniren, zu einem Ganzen zusammenschickst, — wenn du dir dann weiterhin die gewaltigen Eismassen vorstellst, wie sie,

sich übereinander ballend, emporsteigen zu den Höhen der Wetterhörner, — wenn du das Wetterhorn dazu nimmst, das im Mondschein flimmernd so deutlich neben uns liegt, daß wir die verschiedenen Partien seiner höchsten Spitzen genau erkennen können, — wenn du dann denkst, wie da oben auf dem höchsten Gipfel dieses prächtigen Berges vielleicht ein ähnlicher Eiszacken in die Luft ragt, wie dieser, den wir mit der Hand berühren, und welcher der äußerste Anfang jener langen Eiskette ist, von welcher dieser das unterste Ende ausmacht, — wenn du weiter die beschneiten Bäume und Wälder, die, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, zauberisch ruhig dastehen, betrachtest und deine Blicke rückwärts in das Reichenbacher Thal hinabsendest und jenseits desselben wieder hinauf zu den Wäldern und kahlen Gipfeln und dem aus der Ferne blickenden sogenannten blauen Gletscher der Faulhornkette hinausschickst, und wenn du nun durch diese stille Einöde am blauen wolkenlosen Himmel den Mond dahinschiffen siehst, — so hast du ein so großartiges Bild vor deiner Einbildungskraft entfaltet, wie es kein Maler malen kann, und wie es unter den günstigen Umständen, unter welchen ich es sah, zu genießen, nur selten Jemandem zu Theil wird. Ich mag behaupten, daß unter den hunderttausend Fremden, die jährlich in die Schweiz kommen, so viele Gourmands für Naturgenuß und pittoreske Pikanterieen auch darunter sein mögen, doch nur wenige sich solche alpinische Winter-Mitternachtsscenen betrachtet haben.

Man hat sehr viele Bemerkungen über die Farbe des Gletschereises gemacht, jedoch nur über die, welche es im Sonnenscheine zeigt. Ich war begierig, wie es sich damit beim Mondenscheine verhalten würde. Da der Himmel seine blaue Farbe beim Mondenscheine behält, so dachte ich, daß

dasselbe auch beim Eise der Fall sein möchte. Allein, obwohl wir am anderen Tage im Sonnenscheine das Eis so dunkelblau fanden, als wäre es gefärbt, so sah es jetzt im Mondenscheine vollkommen farblos aus. Die Spalten, die am Tage wie Azur schimmern, zeigten jetzt nur todte, farblose Schatten, und die äußere Fläche des Eises hatte die gewöhnliche weiße Eisfarbe. Auf der Oberfläche des Gletschers in verschiedenen Entfernungen gab es aber einige sehr hellleuchtende Punkte, wie große leuchtende Krystalle oder Glasscheiben. Ich vermüthe, es waren Eiszapfen, in denen das Mondlicht auf eine eigenthümliche Weise reflectirt wurde.

Einen vorüberpilgernden Wanderer, oder ein Haus, das sie erreichen, oder ein bewohntes Thal, in das sie hinabkommen, mit einem jodelnden Jauchzer zu begrüßen, ist den Leuten hier so in der Natur, daß auch mein Führer, als wir uns wieder unserem Rosenlaur-Badehause gegenüber befanden, es nicht unterlassen konnte, dem Hause einige laute Jauchzer zuzuschicken, obwohl es Mitternacht war, und obwohl dort Niemand mehr wachte, der uns hätte antworten mögen.

Die Sonne erhob sich am anderen Morgen erst ein Viertel nach 10 Uhr, ergoß dann aber auch auf einmal ein ganzes Meer von Wärme über den Gletscher ins Thal hinab. Sie blieb indeß nur sehr kurze Zeit sichtbar; denn nach einer Stunde kam schon der Riesenschatten der Well- und Wetterhörner mit mächtigen Schritten anmarschirt, und nach 1½ Stunde hatte dieser Schatten wieder das ganze Thal verschlungen. Die Leute erzählten uns, daß nach zwei Wochen die Sonne nur noch mit einem halben Auge über den Gletscher auf einen Augenblick hervorgucken und dann auf längere Zeit völlig verschwinden werde. Wir benutzten die angezeigte kurze

Tageslänge, um den Gletscher noch einmal mitten in der Pracht des Sonnenlichts zu sehen, was uns einen hohen Genuß gewährte. Es ist oft bemerkt worden, daß die Gletscher im Winter sehr viel verlieren. Es ist dies namentlich in Bezug auf ihre Umgebung wahr. Denn da diese auch ihr Winterkleid anhat, so ist der Contrast nicht so lieblich, wie im Sommer, wo rund um die starren Eismassen Alles grünnet und blüht. Was aber die Gletscher selbst betrifft, so gewinnen sie eher im Winter. Denn erstlich ist im Winter die blaue Farbe der Spalten und fahlen Eiswände noch intensiver als im Sommer. Es scheint, daß der Frost und die daraus entspringende Trockenheit des Eises die Farbe erhöht, während dieselbe im Sommer durch das ablaufende Wasser und die Masse etwas gemindert wird. Und zweitens hat ja der Gletscher dadurch, daß alle seine Spigen und Köpfe im Winter mit Schnee gepudert sind, noch eine unterhaltende Variation mehr.

Die oft erwähnte blaue Farbe des Gletschers muß man sich von Weitem ungefähr so denken, wie die matte grünblauweiße Farbe des Alauns. Je näher man aber das Auge bringt, desto blauer erscheint sie. Wenn man es dicht darauf legt, so glaubt man in einen unergründlich tiefblauen Kry stall hineinzublicken. Wunderbar aber ist es, wie dasselbe Stück Eis, das in Zusammenhang mit dem Uebrigen blau ausfah, dir, wenn du es abschlägst, ganz klar und farblos vor die Füße fällt. Wunderbar ist es deswegen, weil du die blaue Farbe nicht etwa erst im Hintergrunde, in der Tiefe des Eises erkennst, sondern weil es dir scheint, daß Alles bis an den Rand, bis in die kleinsten Spigen und Zacken mit Blau erfüllt sei, als wenn der blaue Reflex aus dem Hintergrunde sich durch die ganze Masse vertheilt und Alles mit blauem Lichte erfüllte.

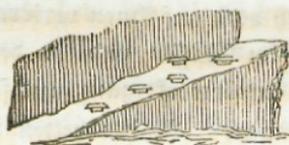
Die Well- und Wetterhörner bilden den imposanten und

prachtvollen Hintergrund des Reichenbachthales. Nach vorn fällt der Blick, wenn man sich erst wieder etwas ins Freie hervorgearbeitet hat, ins reizende Haslithal hinab. So bequemlich der Reichenbach im oberen Thalboden schon floß, so gemächlich er seine Wellen durch die Wiesen spielend dahintrieb, als hätte er alle Gebirgsgefahren bereits überstanden, so unbequem wird es ihm doch plötzlich wieder gemacht, wenn er bei der sogenannten Zwirgi an den Ausgang des Thales kommt und hier, plötzlich wieder zwischen Felsen geklemmt, auf abschüssigen Boden geführt, ja ohne alle Basis in die freie Luft hinausgeschleudert wird, um seine so berühmten und hübschen Wasserfälle zu bilden. Man kann seinen Lauf mit Recht dem menschlichen Leben vergleichen. Denn auch wir fließen, so lange wir noch an dem Hauptstücke unseres Lebens zehren, gemächlich und sorglos im breiten Thale dahin, bis wir auf einmal auf abschüssigen Boden gelangen und dann in Wirbeln und Schmerzen durch jenes enge Thor und durch jene dunkle Kluft uns hinabbringen, aus der uns Niemand zurückbringt. Der Reichenbach, indem er auf die Felsen herabschmettert, scheint zu zerstäuben und in Nichts sich auflösen zu wollen. Doch finden wir ihn unten im reizenden Haslithale bald wieder, wo er seine Wellen der Nar zuführt und dann mit ihr sich in dem klaren, schönen und unergründlich tiefen Brienzee sammelt. Auch dieser Theil seines Laufes scheint und zwar auf eine trostreichere Weise für uns symbolisch zu sein. Denn im Tode scheinen wir auch, wie der Bach, zu verfliegen, aber wir werden uns wiederfinden in einem herrlicheren, sonnigeren Thale, in dem wir nach diesem unseren kleinen, engen, kalten, finsternen, irdischen Thale keine Sehnsucht mehr empfinden, wo unsere unruhig wogende Seele sich sammeln wird zu einer klaren, ruhigen, schönen und tiefen Existenz.

Die Abfahrt von der „Zwirgi“, dem oberen Abfaze des Reichenbachthales, war äußerst reizend. Neben uns hatten wir immer die verschiedenen Fälle des Reichenbachs, die uns mehre herrliche Punkte darboten, vor uns die Aussicht auf eine Reihe von Dörfern, die über dem Haslithale auf einer breiten Terrasse des sogenannten Hasliberges hin liegen. Auch besahen wir noch sonst mancherlei Interessantes unterwegs, erst eine junge Gemse, die ein Jäger gefangen hatte, und dann einen hohen und langen Wall von Granitblöcken, der sich einige hundert Schritt lang und vielleicht noch 600 Fuß hoch über dem Grunde des Thales am Bergabhange hinstreckt. Man vermuthet, daß es eine von den Moränen der Agassiz'schen Gletscher ist, welche einst dieses Alpenthal ausgefüllt haben sollen. Es ist dieser Wall jetzt größtentheils mit Bäumen und Gras bewachsen, und nur wenige Granitblöcke liegen noch kahl da.

In dem Haslithale präsentirt sich die Merkwürdigkeit, daß dieses ganze schöne, breite und mehre Stunden lange Thal im fruchtbaren Grunde selbst nur einen einzigen Ort hat, nämlich Meiringen, während zu beiden Seiten desselben oberhalb der schroffen Wände, die es begrenzen, auf den Bergen und Berggalerieen ganze Reihen von Dorfschaften liegen. Der fruchtbare Hauptgrund des Thales gehört den Meiringern. Die Bewohner einiger Bergdorfschaften zu den Seiten haben aber den Meiringern kleine Aeckerchen im Grunde des Thales abgepachtet, um darauf ihre Kartoffeln und Rüben zu säen, für die sie zwischen ihren Felsen keinen Platz finden. Ihnen, den Bergbüdfern, dagegen gehören die Felswüsten, Wälder und Alpweiden bis zum Himmelsfirmamente hinauf. Und da oben müssen wieder die Meiringer und ihr Vieh bei ihnen zu Gaste gehen. Die Dörferreihe auf der Nordseite des Thales liegt in

beständigem, beneidenswerthen Sonnenscheine; die Dörferreihe auf der Südseite dagegen hat halbjährigen Schatten. Man kann jene mit Recht die Lichtdörfer und diese die Schattendörfer nennen. Eins dieser Schattendörfer, Namens Braști, bemerkte ich mir seiner eigenthümlichen Lage wegen. Es lag nämlich auf einem starkgeneigten und nicht sehr breiten Felsbände etwa so:



Der lange Brienzner See bildet mit dem Haslithale einen stumpfen Winkel. In dem Haslithale, in welchem wir jetzt abwärts fuhren, war die Sonne schon verschwunden, während sie das Thal des Brienzner Sees noch mit hellem Licht erfüllte. Wir sahen ihre Strahlen zur Ecke des Sees in den Scheitel des besagten Winkels hinausfahren. Da die Luft über dem See- thale etwas nebelig, der Lichtreflex von den Strahlen, die in diesen Nebel hineinfuhren, daher sehr bedeutend war, so glaubten wir aus unserer Finsterniß in ein mit Feuer und Flammen angefülltes Thal hineinzublicken. Als wir am See ankamen, fanden wir unsere Schiffer, die wir im Voraus bestellt hatten, schon bereit, und dazu noch ein halb Duzend andere Leute, die von dieser Gelegenheit, über den See zu kommen, profitiren wollten und uns baten, sie mitzunehmen. Nachdem wir uns in Brienz noch etwas gestärkt, setzte sich die ganze Gesellschaft in zwei Reihen längs den Rändern des Schiffes, dicke wollene Decken wurden uns über die Kniee geworfen, deren Zipfel von den Gegenüberstehenden gefaßt wurden, und so glitten wir, gegen

Kälte wohlverwahrt, auf die Spiegelfläche des Sees hinaus. Der Mond diente uns Anfangs als reizende Laterne. Aber bald zog ein dichter Nebel von unten über das Wasser heran, machte das Mondlicht matter und matter und verdüsterte es endlich vollkommen, so daß unsere Schiffer genöthigt waren, die breite Straße auf der Mitte des Sees zu verlassen und 10 Schritt weit vom Lande längs den Krümmungen des Ufers hinzufahren. Denn so klein auch diese Seen sind, so kann man bei dichtem Nebel sich doch auf ihnen verirren. Es giebt immer kleine Strömungen im Wasser und in der Luft, welche das Schiff allmählig und unvermerkt ganz aus seiner einmal genommenen Richtung bringen. Auch arbeiten die Ruderer auf beiden Seiten nie ganz gleich, und wenn nun diese Ungleichheiten und Störungen vom Steuermann, der das Ziel im Auge hat, nicht jeden Augenblick corrigirt werden können, so dreht man sich oft im Kreise, während man geradeaus zu fahren glaubt. Die Leute erzählen Beispiele davon, daß Schiffer eine ganze Nebelnacht hindurch emsig ruderten und am Morgen, statt am anderen Ende des Sees, an derselben Stelle wieder ankamen, von der sie ausgefahren. Man sieht daraus, wie selbst die kleinen und kurzen Lebenswege mit Vorsicht und Klugheit von uns betreten werden müssen. Die Brienzer Schiffer sollten sich um die Sternkunde bekümmern und sich einen Compaß anschaffen, um unter allen Umständen sich in ihrem Glase Wasser zurecht finden zu können.

8.

Reise in das Urbachthal.

Der Frühling bricht in den höheren Bergregionen, wie die Leute des Landes gemeiniglich behaupten, meistens ebenso plötzlich an, wie in den nordischen Gegenden Rußlands und Scandinaviens. Heute hebt sich die Schneedecke des Winters von den Berggeländen ab, und morgen steht man die Fluren ergrünen und die Bäume blühen. Wenn dieß seine Wichtigkeit hat, so mußte wohl der Frühling unseres Jahres 1847 eine große Ausnahme machen. Denn wir hatten seit Mitte Februars schon wenigstens ein halbes Duzend Frühlingsanfänge gefeiert, und eben so oft waren wieder unsere Hoffnungen, unsere Gartenarbeiten, unsere Lieblingsstige im Freien unter Eis und Schnee begraben worden. Als sich Anfang Aprils wieder ein warmer Luftstrom aus Italien und milder Sonnenschein in unser Thal ergoß, applaudirten wir wieder dem schönen Schauspieler und glaubten, nun hätten wir das rechte Ende der lieblichen Jahreszeit gefaßt, und wir beschloßen daher sofort, einen kleinen Besuch in eines der höheren Gebirgsthäler zu unternehmen.

Zwar schüttelten einige alte Wetterpropheten den Kopf und meinten, die rechten Anzeigen des Sommers, die wahren Frühlingsboten seien noch nicht erschienen, noch kein Kukul habe gerufen, noch keine Schwalbe sich gezeigt, die Ameisen seien noch überall sehr träge, und die Bienen hätten noch keinen weiten Ausflug in die Berge gewagt; auch stößen die Schneewasserquellen noch sehr spärlich, und dieß Alles wäre ein Beweis, daß der Winter noch nicht völlig aus dem Felde

geschlagen sei. Erst wenn die fleißigen Ameisen recht rasch hin und her liefen, die emsigen Bienen sich hurtig regten, und wenn die Erdwärme mächtig emporstiege und den Schnee von unten ebenso schmolze, wie die Luftwärme von oben, so daß die Schneewasserquellen, auf die der Regen keinen Einfluß hätte, von unten voll und kräftig hervorrauschten, könnte man darauf rechnen, daß warmes Wetter nicht bloß eine verführerische Täuschung, sondern in der That der wirkliche Frühling sei. Doch wer hört auf Kukul und Wetterpropheten, wenn man den Sonnenschein mit Händen greift, und Wanderlust in den alten dürrn Bergstecken fährt, wie der belebende Nahrungsfaft in die Bäume.

Wir gingen am Fuße des Garders hin dem Brienzer See zu, in der Absicht, noch heute den Hauptort des Haslithales, Meiringen, zu erreichen und von da aus am anderen Tage dem oft gerühmten und selten besuchten Urbachthale und dem Gauligletscher, der im Hintergrunde dieses Thales liegt, und der das Ziel unserer Reise war, einen Besuch abzustatten. Wir erreichten dagegen leider, wie ich zeigen werde, dieses letzte Ziel nicht, da schlechtes Wetter uns zum Rückzuge zwang. Indeß fröhliche Menschen und gute Beobachter, wie wir einige in unserer Gesellschaft hatten, sind wie Feldherren, die, auch aus dem Felde geschlagen, noch immer Vortheile erringen; sie erreichen immer einige Zielpuncte.

Die erste interessante Erscheinung bot sich uns am Fuße des Garders dar, in dem kleinen schmalen Wiesenstriche, der sich zwischen diesem Berge und der Ar längs dieses Flusses hinzieht und der den Namen der „Goldbey“ trägt. Dieser Wiesenstrich ist im Winter ganz trocken, da keine Quellen vom Garder herunterkommen. Jetzt sahen wir mehre starke Quellen am Rande des besagten Bergfußes hervorsfließen und

sich in die Nar ergießen. Eine von ihnen war so groß, daß wir sie fast einen kleinen Fluß nennen konnten. Sie floß zwischen einem Haufen von Steinen ganz ruhig und in gerader Linie aus dem Berge heraus. Die Seite des Harders ist so steil, daß man sie von oben bis unten übersehen und leicht wahrnehmen kann, ob hier nirgends ein einigermaßen bedeutendes Gewässer herunterkommt. Auch befindet sich auf seinem Gipfel keinerlei Gletscher oder Schneefeld, das durch unterirdische Canäle die besagten Quellen speisen könnte. Hinter dem Harder liegt aber ein hohes Thal, das Habkernthal genannt, in welchem der wilde Lombach strömt. Die Leute im Thale von Interlaken, die nun in jedem Frühlinge und auch zuweilen im Sommer jene Quellen in der Goldbey strömen sehen, ohne in ihrem dürren Harderberge irgend eine Veranlassung zu diesen Gewässern zu finden, haben daher ihren Ursprung in dem jenseitigen Thale gesucht, und sie behaupten, die Goldbeyquellen flössen als Abzweigungen des Lombachs aus jenem Hochthale unter dem Harder hinweg. Jedes Mal, sagen sie, wenn im Habkernthale ein starker Regenguß fällt, oder sonst eine bedeutende Anschwellung statthat, treten diese Quellen am Fuße des Harders hervor, während die Regengüsse auf der Interlakener Seite des Berges keinen Einfluß auf sie üben. Auch correspondirt, so sagen sie, die Beschaffenheit des Wassers der Quellen ganz mit der jeweiligen Beschaffenheit des Wassers im Lombach, ist trübe oder hell, je nachdem dieses trübe oder hell. Man hat, wie die Sage geht, sogar Holzsplitter und Sägespäne, die in dem genannten Hochthale ins Wasser geworfen wurden, unter dem Berge weg in jenen Quellen wieder zu Tage kommen sehen.

Es ist dieß wieder ein Beispiel zu der jetzt öfter als sonst von den Geographen urgirten Lehre, daß die hohen

Bergrücken keineswegs überall die eigentlichen Wasserscheiden bilden, und daß das Wasser sich trotz der dicksten Bergwände seine eigenen Wege sucht, und es ist bemerkenswerth, daß bei den Bergbewohnern diese Wahrheit längst Eingang gefunden hat, die den Gelehrten noch lange zu kühn und zu gewagt erschien. Der kleine Goldswyler See, zu dem wir bald darauf gelangten, lieferte uns gleich wieder einen neuen Beweis zu derselben Lehre. Er ist zwischen einem niedrigen Bergrücken, „die Burg“ genannt, und dem Fuße des hohen Ringgenberger Grats eingemauert und war jetzt von dem vorgängigen Frühlingregen hoch angeschwollen. Nach der Theorie, daß die höchsten Höhen auch immer die Wasserscheiden sind, sollte man vermuthen, daß er seinen Ueberfluß durch das Thal zwischen den beiden genannten Bergrücken ausschütten müßte. Im Widerspruch damit hat er dagegen seine Seitenwand, „die Burg,“ mehrfach durchbohrt, und wir sahen seinen Ueberfluß in unzähligen kleinen Quellen an dieser Wand hin ausströmen.

Die hohen langen Gräte, welche die Südmauern des Brienzler Sees bilden, waren, so weit wir sie überschauen konnten, ihrer ganzen Länge nach von jenen breiten Schneedächern überhängt, welche die Leute des Landes „Föhnenschilder“ oder „Schneewechten“ nennen. Sie waren der äußerste Rand der großen Schneemassen, welche noch auf der Nordseite des Bergrückens lasteten. Der Nordwind hatte sie auf die Südseite hinausgeworfen. Dem bloßen Auge stellten sich diese Dächer nur als ein etwas dunkler gefärbter Streifen dar, der wie ein grauer Pinselstrich über den scharfen Bergrücken weglief. Brachten wir uns aber die Sache durch das Perspektiv näher, so erkannten wir deutlich die überhängenden dicken Schneegemäuer, die unter sich einen Schatten warfen

und eben dadurch jene dunklen Schattenlinien veranlaßten. Ihr Gehänge erschien uns zum Erschrecken groß, und wir glaubten, daß sie hie und da mindestens 20 bis 30 Fuß weit ins Freie hinausragten. Stellenweise war das Dach auf einer Strecke von einer halben Stunde ohne Unterbrechung. Wo ein kleiner Felsenvorsprung war, da legte es sich um ihn herum, wie der Kopf eines Champignons auf seinem Fuße. Es gab auch große platte Berghäupter, die von einem ganzen großen Cirkeldache überhangen waren. Hie und da hatte sich unter dem Dache selbst wieder Schnee aufgehäuft, und die Föhnenschilde ragten da weiter hinaus, wie die schweizer Hausdächer auf ihren Stützen und Streben. Diese Föhnenschilde werden bekannlich, wenn sie einstürzen, die häufigsten Ursachen der Bildung von Lawinen, indem sie dann auch die unteren Schneemassen in Bewegung setzen. Unsere Führer erzählten uns, daß, wenn sie auf solchen mit Föhnenschilden besetzten Gräten hingingen, sie oft mit ihren Bergstöcken vor sich in den Schnee stießen, um zu sehen, ob sie auf überhängendem oder vom Berggrat wohl unterstütztem Schnee hingingen. Es ereignete sich dann dabei zuweilen, daß sie mit ihren Stöcken gerade auf ein sehr lockeres Föhnenschild trafen, es durch den Stoß zum Abstürzen brächten und so bedeutende Lawinen veranlaßten. Auch bestätigten sie uns, daß diese Föhnenschilde zuweilen so lose befestigt wären, daß die Erschütterung der Luft, welche die menschliche Stimme veranlaßt, sie zum Abstürzen brächte und dadurch Lawinen veranlaßte.

Wir wanderten durch unsere wohlbekanntten Dörfer den Brienzee See entlang nach Brienz. Hier fanden wir einen jungen Mann auf seinen Stab gelehnt, am Ufer stehend und auf die Berge jenseits hinblickend. Er erzählte uns, daß

dies vielleicht seine letzten Blicke wären, die er seinen Alpen widmete, denn er sei auf der Wanderschaft nach dem Staate Tennessee in Amerika begriffen. Er wies auf ein kleines Boot am Ufer des Sees hin, das bereits seine und der Seinigen Effecten eingenommen hatte. Es waren Graubündtner Leute, von wohlhändigem Ansehen, die, nicht von Noth, sondern von Sehnsucht nach einer neuen Welt und von Speculationsgeist getrieben, nun sich rüsteten, den festen Granitboden ihrer Berge zu verlassen, zum letzten Male auf ihren krystallinen Bergseen hinzurudern und sich dem stürmischen Meere und einer ungewissen Zukunft hinzugeben. Sie hatten eine hübsche Landsmännin unter sich, die sie nur bis Paris mitnehmen wollten. Dort hatte sie einen Bruder, dem sie als „demoiselle du comptoir“ in seinem Confituren- und Kuchenladen dienen sollte, und den die Mutter vermuthlich bei Zeiten benachrichtigt hatte, wie trefflich das junge frische Bergmädchen sich dazu eignen würde. Die Gesellschaft wartete noch auf 6 Leute aus dem Haslithale, die sich mit ihnen für Amerika associirt hatten. Es waren hier also zweierlei Auswanderungen bei einander, die eine, wie sie schon lange in der Schweiz existirt hat, von der die Auswanderer zurückkehren, und die andere, welche neuer ist und die eine völlige Expatriirung beabsichtigt. Diese ist erst seit etwa 10 Jahren in den entlegneren Bergthälern Mode geworden und greift, von den politischen Zwistigkeiten und anderen Umständen gefördert, immer mehr um sich. Sie findet indeß insbesondere nur in den deutschen Thälern und Cantonen der Schweiz statt, die von Deutschland aus mit diesem Auswanderungsieber angesteckt werden, während die italienische und französische Schweiz, wie Italien und Frankreich, minder amerikafüchtig sind.

Jenseits Brienz, an den Bergseiten des Haslithales fanden wir auf Weg und Steg die lieblichsten Boten des Frühlings. Hier war ein kleiner Fleck Erdreichs mit Tausenden von weißen Crocus besät, die ihre Kelche aus dem Wintergrase hervorstreckten. Dort lagen dunkelblaue Gentianen, wie fleckenlose Indigobrocken am Boden. Hier hoben die hellen Leberblümchen ihre frischen Augen unter dürrem Laube hervor. Dort brachten Schaaren von Schlüsselblumen ein leises Gelb in die noch matten Farben der Landschaft. Wie es uns im Herbst unterhalten hatte, den Winter mit seiner Schneedecke allmählig und stufenweise von den Bergen herabsteigen zu sehen, so unterhielt es uns jetzt nur noch mehr, zu beobachten, wie der Frühling allmählig vom Thalboden aus seine Rechte geltend machte und die Berge eroberte. Unten am Boden in der Nähe des Flusses hatten die Wiesen schon merklich von ihrer schmutzigen Winterfarbe verloren, da den vertrockneten Halmen sich überall frische hellgrüne Keime beimischten. Am Fuße der Berge, besonders da, wo die Felsen eine runde Ausbiegung machten und wo eine kleine Wiese, vom Felsengemäuer halb umcirkelt, in den Berg gleichsam hineintrat, hatte sich bereits ein herrlicher grüner Teppich hergestellt, und da hatten sich auch schon zwischen den schützenden Felsen einzelne Büsche mit Blättern besiedert, während die anderen Bäume nur dickaufgeschwollene Knospen zeigten. Weiter an den Bergen hinauf sahen wir vom Boden aus grüne Streifen hinaufreichen, die sich jedoch in der Mitte der Berge verloren. Zwischen den Streifen, wo die Sonne weniger günstig wirken konnte, wie in größeren Höhen waren noch alle Wiesen braun, grau und todt.

Trotz der wochenlangen Gufregen, die wir kurz vorher gehabt hatten, waren alle Wasserfälle des Thales noch ziemlich schwächlich und mager. Sie beginnen erst dann anzuschwellen,

wenn in die höheren Eis- und Schneeregionen mehr Wärme und Leben eindringt, und alle großen Behälter oben statt mit starrem Eise sich mit Wasser füllen, und dieß hat meistens erst im Juni oder Juli statt. Ich hatte diese Wasserfälle im Winter gesehen, wo ihre Felsen mit zahllosen Eissäulen garnirt waren. Jetzt waren diese Eissäulen herabgestürzt und hatten ihr Material theils auf Absätzen, theils am Fuße des Berges in hohen Haufen aufgetempelt.

Die Geschichte dieser Haufen ist diese: Die Eissäulen, wenn sie herunterstürzen, zertrümmern meistens in tausend kleine Eisstücke, die da, wo sie liegen bleiben, des Nachts wieder zusammengefrieren. Das Wasser der Kaskade bespritzt und eimentirt sie fortwährend. Am Tage kommen neue abfallende Massen hinzu, und so bilden sich denn im Frühlinge am Fuße der Wasserfälle große, feste, aus Eisklumpen bestehende Berge. Diese Eisberge stehen etwas von den Felswänden der Kaskade ab, von denen sie das beständig nachrauschende Wasser fern hält. Die Sonne und auch das anspritzende Wasser der Kaskaden bearbeitet diese Berge sehr unregelmäßig, und sie nehmen daher, bevor sie abschmelzen, allerlei Phasen und Figuren an, werden in verschiedene Spizen und Gipfel getheilt. Auf einem großen Felsenabsatze des Dtschibaches sahen wir hoch über dem Boden des Thales mitten zwischen nackten Felswänden einen solchen Eisberg stehen, der frappant einer gothischen Kathedrale glich. Die Hauptmasse konnte für das Hauptschiff der Kirche gelten. Auf der einen Seite ragten zwei lange Eistürme, am anderen Ende zwei niedrige und kleine hervor. Zuweilen bilden sich Eisthore. Manchmal werden diese Gebilde wieder ganz oder theilweise unterminirt und stürzen mit Donnern und Krachen von ihren hohen Postamenten herunter. Unsere Kathedrale stand leider einstweilen noch zu fest.

Wie Sonnenschein und schönes Wetter denn leicht alle unsere Hoffnungen beflügeln, so war in uns einige Hoffnung erwacht, wir könnten aus unserem Urbachthale über die Grimsel zurückkehren. Und nachdem wir uns in einem guten Gasthose in Meiringen installirt und mit eben so guter Abendmahlzeit restaurirt hatten, benutzten wir noch den herrlichen Sternenschimmer des Abends, um einem Mann unseren Besuch zu machen, von dem wir den besten Aufschluß über den Zustand des Grimselpasses erlangen konnten, nämlich dem Pächter oder, wie man ihn besser titulirt, Verwalter des Grimselhospital's. Die Leute nennen ihn gewöhnlich nur den „Spittelmeister“ und kennen ihn alle als einen der einflußreichsten Männer ihres Thales. Da einiges Capital dazu gehört, den Pacht des Hospizes zu erschwingen, so kann nur ein wohlhabender Mann Spittelmeister sein. Er ist gleichsam der Commandeur jenes wichtigen Passes. Das alte Hospiz hält er das ganze Jahr hindurch mit seinen Knechten besetzt. Im Sommer wohnt er während der Saison selbst in der alten Hochburg, um mit Hülfe seiner hübschen Töchter die durchströmenden Fremden zu bewirtheten. Da über den Paß hin Winter und Sommer hindurch Handel nach dem Wallis und nach Italien geht, so dominirt der Spittelmeister gleichsam diesen Handel und kann besser als irgend Jemand Vortheil aus diesem Verkehre ziehen. Er führt auch eine Art von polizeilicher Aufsicht über die Handelsleute und Contrebandiers. Sein Spital kann er zuweilen als Magazin oder eine Art Freihafen benutzen, da es weder innerhalb der italienischen, noch der wallis'schen, noch der bernischen Mauthlinie liegt. Die Armen müssen den Spittelmeister besonders verehren, denn sie hängen bei ihren Reisen über die Grimsel, wo er sie unentgeltlich beherbergen und nähren muß, besonders von seinem guten Willen ab. Auch wurde uns fast bei jeder das Haslithal be-

treffenden Angelegenheit der Spittelmeister genannt. So hatte der Spittelmeister es auch übernommen, die Arbeiter an der Chaussee, an der jetzt eben im Haslithale gearbeitet wurde, mit Suppe und Kost zu versehen. Die Charge scheint eine Art Lehn in derselben Familie geworden zu sein, denn jetzt besitzt sie der Schwiegerohn des letzten Spittelmeisters, dessen Vater und Großvater auch schon Grimselcommandeure waren.

Wir fanden unseren Herrn in dem Hause eines großen Bauerngehöftes. Die erleuchteten Fensterreihen verkündigten von Weitem die Weiträumigkeit des Gebäudes. Gäste waren zum Thee beim Spittelmeister, der uns gleich, als wären wir gute alte Bekannte, aufnahm, wie dieß große an Besuche und Huldigungen gewöhnte Herren zu thun pflegen. Er gab uns guten Wein, aber schlechte Nachrichten von der Grimsel. Bis vor 14 Tagen war dieselbe den ganzen Winter offen und mit wenigen Ausnahmzeiten gut zu passiren gewesen. Es hatten sich oft 20 bis 30 Leute auf ein Mal im Hospize eingefunden, und die Passage war um so lebhafter gewesen, weil die Theuerung in der Schweiz die kleinen Kaufleute gereizt hatte, mehrfache Speculationen zu wagen. Auch waren aus den Thälern des Oberlandes mehr arme Leute als sonst hinüber gewandert, um sich selbst ihren eigenen Bedarf jenseits der Alpen einzukaufen. Sie holten von dort besonders Reis und Polenten (türkischen Waizen), die dieses Jahr vielfach statt der schlechten Kartoffeln und des theueren deutschen Getreides dienen mußten. Jetzt aber sei diesem Verkehre durch die letzten Regenwochen, die in den Bergen Schneewochen gewesen, ein Riegel vorgeschoben. Der Schnee liege auf der Grimsel wie auf allen anderen Bergpässen Häuser hoch, und eine Partie von 20 Grimselgängern, die vor ein paar Tagen dennoch zu passiren gewagt, habe einen ganzen Tag gebraucht, um sich von dem Grimselhospiz bis zu der

Sennhütte der Handeck — 3 Stunden Weges — durchzu-
arbeiten.

So mußten wir denn wohl unser Grimselproject aufgeben. Aber an unserem Urbachthale hielten wir fest, trotz dem, daß unser Erwachen am nächsten Morgen unserem Einschlummern am Abende in keinem Punkte glich. Unter der Obhut eines sternklaren Himmels waren wir dem Morpheus in die Arme gesunken, und eine Sonne, die in Wolken verhummt war wie ein Windelkind in Zeuglappen, erweckte uns. Ihr Antlitz verschwand endlich in dem dichten Nebelschleier völlig, und kaum waren wir aus den dicken Felsmauern und Festungswerken, hinter welchen sich die Meiringer gegen die Angriffe des wilden Gewässers, das bei ihren Häusern von den Bergen herabstürzt, verschanzt hatten, hervorgetreten, so hatte sich überall, was man im gemeinen Leben schlechtes Wetter nennt, vollkommen hergestellt. Es tröpfelte, es regnete, und als wir die Höhe des Kirchets erreichten, goß es in Strömen vom Himmel, und wir setzten unsere Füße bald auf einen schlüpfrigen Stein, bald in unergründlich weichen Schlamm. Es war, sage ich, das, was man im gemeinen Leben schlechtes Wetter nennt. Für den Beobachter der Natur war es aber kein schlechtes Wetter, für ihn giebt es überhaupt kaum einen Wetterzustand, der ihm verächtlich und schlecht wäre, weil jede Wetterveränderung ihre ganz eigenthümlichen Einflüsse auf die Natur übt und Gelegenheiten zu ganz besonderen Beobachtungen darbietet. Namentlich die Alpen möchte man nicht ohne zuweilen eintretendes sogenanntes schlechtes Wetter, ohne Gewitter, Stürme, Regengüsse, Schneegestöber, Nebelmeere u. bereisen, und die Natur hat ihnen daher auch einen Segen von solchen Dingen gegeben.

Man steigt vom Kirchet in die kleine Tiefebene des Dorfes „im Grund“ hinab, und aus dieser erhebt man sich dann wieder,

das Urthal verlassend, zur Rechten an die Felsen hin, um ins Urbachthal zu gelangen. Da der Westwind sich in einen Weststurm verwandelt hatte, so fühlten wir uns von ihm auf dem steilen Felsenwege merklich gehoben. Wir blickten unterwegs in das wilde Gadmenthal hinein, dessen Seitenwände bis tief herab mit Wolken behangen waren. Aus den Wolken flogen hie und da große, breite, schmuzigbraungefärbte Streifen an den schneebedeckten Wänden herab. Es waren die Wege, auf denen vor einigen Tagen große, Erdreich mit sich führende Lawinen herabgekommen waren. Hie und da war der Wolfenschleier zerrissen, und es ragten dann hohe Gipfel aus diesen Löchern hervor, die auf diese Weise immer einen zauberischen Eindruck auf das Gemüth ausüben. Bei sogenanntem guten Wetter, wo man die ganzen Berge von oben bis unten überseht, erblickt man deutlich den Zusammenhang der Berggipfel mit der Erde. Solche zwischenliegende Wolken aber trennen die Gipfel von der Erde, und man glaubt, eine himmlische Burg darin zu erblicken und die Himmlischen selber darauf verkehren zu sehen.

In einer kleinen halben Stunde hatten wir den Eingang des Urbachthales erreicht, das, so wie man auf der Höhe ist, gleich ganz eben wie der Boden eines Kastens fortläuft. Die Seitenthäler in den Hochgebirgen sind zwar gewöhnlich durch einen rauhen und engen Absatz von ihren Hauptthälern getrennt, und zeigen sich fast alle dann nach diesem felsigen Absatze als milde grasige Ebenen, allein selten wird man den Contrast so schroff finden wie hier beim Urbachthale. Man steigt im Zickzack an einer beinah senkrechten Wand, an der der Urbach sich ein tiefes Bett eingegraben hat, empor, und so wie man den letzten Fuß von dem Felsenpfade hebt, betritt man die Fläche des Thales, eben so als hätte man auf einer Leiter das platte Dach eines Tempels erklimmen.

Zwei prachtvolle Bergspitzen stehen als Thorpfosten zu beiden Seiten des Eingangs des Thales, im Süden der „Laubstock“, im Norden das „Burghorn.“ Mitten im Thore auf einem Vorsprunge am Fuße des Laubstocks wohnen die Herrscher und Eigenthümer des Thales, 150 einfache Nelypler in einem Dörfchen, das sie, weil es dicht unter dem schroffen Laubstock steht, „Unterstock“ genannt haben. Die Häuser liegen zwischen Felsen auf dem hohen Abfage vertheilt. Sie schauen auf der einen Seite ins breite Ar- und Gadmenthal hinab, auf der anderen ins enge Urbachthal, dessen Wiesen, Alpen und Waldgehänge ihr Eigenthum sind.

Wir ließen das Dörfchen zur Linken liegen und setzten unseren Weg auf den Wiesen des Thales fort, die jetzt mit zwei Fuß hohem Schnee bedeckt waren. Im Sommer, wenn sie grün sind, müssen sie einen lieblichen Contrast zu den schroffen und kahlen Felswänden bilden, zwischen denen sie eingeschachtelt sind. Von Wand zu Wand ist das Thal etwa eine Viertelstunde breit. Die Felsen zu den Seiten steigen jählings und senkrecht aus seinem flachen Boden hervor, so daß der Grasboden überall wie abgesehen ist. Das Thal schwingt sich in einem allmählig sich krümmenden Bogen herum, so daß die Felsen wie in einem Amphitheater herumlaufen. Im versteckten Hintergrunde des Thales zieht sich aus unnahbaren Höhen der Gauligletscher herab.

Die Felswände der meisten Thäler sind gewöhnlich sehr zerrissen, verwittert, vielfach abgebröckelt und von tiefen Gräben durchfurcht. Die sich krümmende Felswand des Urbachthales hat aber das Eigenthümliche, daß sie auf eine lange Strecke vollkommen glatt, ohne Brüche, Risse und Furchen ist, wie die Mauern einer Stadt, so daß man den mehr oder weniger bildlichen Ausdruck der Bergbewohner für sehr steile

und glatte Felswände, die sie „glänzende Wände“ nennen, hier fast buchstäblich gelten lassen könnte. Ich habe nirgends weiter in den Alpen ein so glattes Stück Felswand von dieser Höhe und Länge gesehen. Es ist das untere Fußgestell, wenn man will der Sockel, der hohen „Engelhörner“, die ihre schroffen Massen dann noch mit bewundernswürdiger Kühnheit darüber auftempeln. Obgleich es nichts als Steine über Steinen sind, so erhebt doch der Anblick eines solchen gigantischen Bauwerks das Gemüth und machte auf uns einen so tiefen Eindruck, daß uns noch tagelang nachher so zu Muth war, als hätten wir eine ernste und grandiose Poesie, etwa eine Olegie oder eine treffliche Epopöe gelesen.

Unser Weg war wegen des Zustandes des mit Regen geschwängerten Schnees erstaunlich mühsam, da wir bei jedem Schritte bis an die Kniee einsanken und den Fuß jedes Mal aus einem tiefen Brunnen herausholen mußten. Hier wären Schneeschuhe, wie man sie in Amerika, in Scandinavien und Rußland hat, an ihrer Stelle gewesen. Es ist auffallend, daß die Alpenbewohner nicht auch auf die Erfindung der Schneeschuhe gekommen sind, welche doch sonst alle Schneevölker der Erde in Gebrauch genommen haben. Die Sache erklärt sich indeß zum Theil aus der Natur und Beschaffenheit der Alpenwege, die gewöhnlich zu rauh, felsig und steil sind, um jenes Schuhwerk zu dulden. Da, wo es auf den Alpen Wege giebt, die den amerikanischen und russischen ähnlich sehen, haben indeß die Leute auch die Gewohnheit, sich zu Zeiten ein dünnes Bret zurecht zu schnitzen und unter den Fuß zu binden. Doch haben sie dieses Utensil, das sie „Schneebret“ nennen und nur in der größten Noth gebrauchen, nicht besonders ausgebildet.

Die guten Unterstöcker haben das ganze Thal mit kleinen Heuschauern erfüllt, die auf der langen Wiese zerstreut sind

Wir etablirten uns in einer dieser Hütten, die uns vor dem Regen Schutz gewährte und uns auch Gelegenheit darbot, ein Feuer anzuzünden, unsere durchnässten Glieder zu wärmen. Zugleich trafen wir hier Anstalten zu demjenigen anmuthigen Geschäfte, welches in den Reiseberichten aller Alpenbesteiger eine eben so hervorragende Rolle spielt, wie in der Homerischen Odyssee, ich meine zu der Erquickung unserer Seelen mit Speise und Trank.

Unser Hauptaugenmerk war aber auf die Beobachtung der Lawinen gerichtet, zu deren schönem Entwickeln sich im Urbachthale eine seltene Gelegenheit darbietet. Gewöhnlich werden die Lawinen in engen Schluchten und Gräben zusammengehalten. Hier aber an den beschriebenen Felswänden mußten sie sich bedeutend ausbreiten und mächtiger darstellen. Wer nie Gelegenheit hatte, eine große Lawine in ihrer vollen Pracht zu sehen, wird es kaum begreifen, daß man sich deswegen allein in der Hütte eines entlegenen Thales etablirt. Wer aber dieß prachtvolle Schauspiel, das zu den schönsten und großartigsten Phänomenen gehört, mit welchen die Natur dem Auge des Menschen schmeichelt und seine Seele erschüttert, kennt, der wird wissen, wie leicht man sich dafür passioniren kann.

Der Tag war für Lawinen sehr günstig, denn nichts bringt sie rascher zum Fallen als der Regen. Auch hatten wir den Vortheil, daß wir dieß schöne Schauspiel hier so nahe hatten, wie man es sich auch nicht immer verschaffen kann. Denn der Wind der bedeutenden Lawinen mußte unseren Standpunkt erreichen. Freilich war dabei wieder der Nachtheil, daß dieser Wind uns unter Umständen hätte zu stark werden können, wie unsere Führer uns denn in der That eine benachbarte Hütte zeigten, deren Dach von einer Lawine etwas derangirt war.

Doch drückt man bei solchen Gelegenheiten ein Auge zu. Wir hatten uns kaum etablirt, so vernahmen wir den Lawinendonner in den Wolken, und eine schöne Schneekaskade stieg vor unsern Augen aus dem Nebel herab. Wir waren nun beständig mit dem Perspectiv thätig, um an dem Rande der Wolken Bewegungen in dem Schnee und Ursprünge von Lawinen zu entdecken und sie in ihrem Verlaufe zu verfolgen. Jedoch war unter allen, deren wir ansichtig wurden, nur eine, die uns ganz befriedigte, der unsere volle und laute Bewunderung zu Theil wurde und die einer Schilderung werth ist. Sie setzte sich in bedeutender Höhe an den Engelhörnern in Bewegung und stieg in verschiedenen mächtigen Absätzen bis auf den Thalgrund hinab, wo sie eine halbe englische Meile Weges vor unserer Hütte niederfiel. Es mochte ein Schneestrom von etwa 100 Ellen Breite sein, und seine Höhe glaubten wir zum wenigsten auf 2000 Fuß schätzen zu können. Da nacheinander neue Massen Schnees nachrutschten, so stand diese ganze gigantische Kaskade, der kein Wasserfall der Erde gleich kam, mehre Minuten lang vor unsern bewundernden Augen. Obwohl es beständig regnete und obwohl unsere Führer erklärten, es sei keine Staub-, sondern eine Grundlawine, so wurde doch der Schnee an den Felsen so völlig zerschmettert, daß zahllose Staubwirbel von der Hauptsäule ausgingen, die, auf den Flügeln eines raschen Sturmes getragen, zu den Seiten und nach vorne noch einige hundert Ellen weiter hinausgriffen. Die Bäume unten im Thale bogen sich unter der Heftigkeit des Luftdrucks und wurden im Sturme hin- und hergeschleudert, und die äußersten Schaukelungen der Luft schlugen uns die Schneeflocken ins Gesicht. Unten am Fuße der Felsen hatte sich ein neuer Schneeberg angelegt, und überall an den Wänden, wo die Lawine heruntergefahren, war etwas Schnee hängen geblieben, so daß eine breite Schnee-

bahn auf dem ganzen dunklen Berge sich von oben nach unten hinabzog.

Unsere Führer, von denen einer im Urbachthal verschwägert und daher genau bekannt war, erzählten uns das traurige Schicksal, das im vorigen Jahre eine solche prächtige Lawine zwei kühnen Gemsjägern bereitet hatte. Die Urbacher sind durchweg geschickte Gemsjäger, und gewöhnlich findet man in ihren Rauchfängen, wie wir uns nachher zu überzeugen Gelegenheit bekamen, einige schmale Gemschinken aufgehangen. Jene Beiden aber waren, wie unsere Leute sich ausdrückten, wahre „Ausbundjäger“. Der eine von ihnen war im Thale dafür berühmt, daß er die jungen Gemselein lebendig mit der Hand haschen könne, was bei solchen Quecksilbertropfen, wie es junge Gemsen sind, eine erstaunliche Behändigkeit und das kühnste Klettertalent voraussetzt. Der andere war ein eben so kühner Bergsteiger, und man erzählte sich von ihm, daß er sich zuweilen in gefährlichen Positionen die Haut an Händen und Füßen aufgeschlitzt hätte, um sich in seinem eigenen Blute einen Leim zu verschaffen, mit dessen Hülfe er an den nackten Wänden der Engelhörner feste Tritte gewinnen könne*). Er schoß eines Tages in einer äußerst wilden Felspartie 5 Gemsen nacheinander, die aber alle in unergründliche Tiefen abstürzten und dergleichen

*) In Deutschland spricht man von dieser Operation der Gemsjäger als von etwas ganz Gewöhnlichem und meint, daß jeder Gemsjäger, so wie er sich in einer schlimmen Lage befände, sogleich zum Messer greife, um seine Füße zu zerfezen. Hier redet man davon als von etwas Außerordentlichem. Ich habe mit vielen geschickten Gemsjägern gesprochen, die von diesem Hülfsmittel nichts wußten. Und außer in diesem Urbachthale ist es mir sonst nicht gelungen, von einer Anwendung des Blutes der Füße und Hände als Leim etwas zu ver-gewiffern.

an den Felsen zerschmettert wurden, daß er fast seines ganzen Jagdgewinnstes verlustig ging. Nur von zweien brachte er die Hörner heim, von der dritten außerdem noch ein gutes, brauchbares Stück Haut und ein paar nicht völlig zerschmetterte Fleischstücke, die er von den Felsen zusammengelesen, von den beiden anderen nichts. Dennoch rühmte er sich lange dieses interessanten Jagdtages. Einmal hatte eine auf der Jagd versprengte Gemse eine kleine Felsennische erreicht, von der sie weder abwärts noch aufwärts weiter gelangen konnte. Sie hatte sich, wie die Leute hier sagen, „verstellt“ und war eine Gefangene der Felsengottheiten. Man konnte sie vom Thale aus mit Perspectives erkennen und sah sie dort wochenlang in ihrem Gefängniß. Einige Kräuter, die in und neben ihrer Nische wuchsen, dienten ihr zur Nahrung. Die beiden besagten Jäger, die lüftern nach ihr waren, „spiegelten“ sie und die benachbarten Felsenpartieen täglich und fanden endlich einen Weg aus, auf dem sie sich ihr auf Büchschenschußweite nähern konnten, und ihre Kugel erlöste endlich aus dem Rachen des Hungertodes das arme Thier, das aus seiner Höhe herabstürzte und den gierigen Jägern in die Hände fiel.

Diese beiden „Ausbundjäger“ nun hatten eines Abends wieder eine Gemse geschossen, die auf tiefere Felsen hinabfiel. Sie blieb auf einem Vorsprunge liegen, den sie von ihrer Stellung aus nicht erreichen konnten. Sie beschloßen, sie am anderen Morgen auf einem anderen Wege zu beschleichen und abzuholen. Ihre Freunde riethen ihnen davon ab, weil wegen der milden Luft „Lawinensorge“ sei. Aber ihre Begierde nach der Jagd heute war zu groß, und sie begaben sich rasch auf die schwindeligen Höhen. Ihre Freunde beobachteten sie vom Thale aus. Sie gelangten ungefährdet bis zu dem Gemsbock, und einer band ihn sich fest um Rücken und Brust. Eben als sie sich auf den

Rückweg begeben wollten, fing es über ihnen an zu donnern, und ihre Thalfreunde gewahrten mit Entsetzen eine Lawine wie einen Drachen auf sie herabstürzen. Im selben Augenblicke war der erste auch schon hinabgerissen. Der andere, der etwas weiter aus der Hauptsturzlinie der Lawine stand, sah ihn fallen und machte einen Sprung seitwärts, um sich zu retten. Aber mitten im Sprunge erhaschte auch ihn ein nachstürzender Arm des Schneestroms und gesellte ihn zu seinem Genossen. Sie waren vermuthlich rasch genug erstickt. Ihre Körper aber machten mit dem Schnee von Felswand zu Felswand solche Sprünge, daß man unten Mühe hatte, das Zusammengehörige zur Beerdigung wieder zusammenzufinden. Sie erlitten dasselbe Schicksal, welches sie so vielen unschuldigen Thieren bereitet. Auf dem Kumpfe des einen, dem die Beine fehlten, war noch die Gemse festgebunden.

Der Tod durch Absturz von Felsen scheint in solchen wilden Thälern, wie dieses Urbachthal eins ist, die Population eben so zu decimiren, wie der Wassertod die Bevölkerung der friesischen Inseln. Wir besuchten nachher in dem Dörfchen eine Familie, wo der Vater der Hausmutter sowohl als der ihres Mannes zwischen Felsen ihren Tod gefunden hatte. Da sie jedoch von Jugend auf an die Felssteige gewöhnt sind, so ist es sehr selten, daß sie ohne besondere Ursache durch bloße Ungeschicklichkeit abfallen. Meistens bringt sie irgend eine unwiderstehliche Gewalt herunter, ein abstürzender Stein oder eine Lawine, oder, was am allerschäufigsten ist, bei ihren Waldarbeiten ein hinabschießender Baumstamm. Hat Jemanden eine Lawine weggerissen, so sagt man: „die Lawine hat ihn erwitscht.“

Wenn man die Stege und Wege betrachtet, auf denen diese Leute bei ihren täglichen Geschäften wandern, wenn man bedenkt, daß sie stündlich ihren Fuß auf tausend Stellen setzen, wo

auf jede Ungeschicklichkeit, wie in den drakonischen Gesetzen auf jedes Verbrechen, der Tod steht, wo das unbedeutendste Ausglitschen, die Verschiebung eines Steines, auf den man sich verließ, in die unbarmherzigsten Abgründe führt, wo tausendmal ein Zoll breit rechts oder ein Zoll breit links über das Leben entscheidet, so muß man sich wundern, daß hier überhaupt noch Menschen lebendig bleiben.

Unsere Leute zeigten uns an den „glänzenden Wänden“ uns gegenüber einige mehr oder weniger schmale, lange oder kurze Schneestreifen. Im Sommer, sagten sie, seien dieß Grassflecken, und es sei keiner darunter, von dem die Wildheuer aus Unterstocß nicht das Gras herunterbrächten. Man kennt die langen Corridore, welche in unseren gothischen Kirchen an den hohen Mauern herumlaufen, und die immer mit sicheren Geländern versehen sind, so daß man leicht auf ihnen circuliren kann. Denke dir diese Geländer weg, den Weg rauher und schmaler, auf- und absteigend und die Mauer zur Seite tausend Fuß hoch, so hast du eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Wege, die zu jenen Grassflecken führen, und auf denen die Wildheuer mit Sensen und sonstigen Geräthen beladen herumlaufen. Auch bringen sie das Heu, wenn es getrocknet ist, auf diesen Wegen nach Hause und laufen so stundenlang mit einem Centner Heu auf dem Rücken. Einige Stellen wurden uns gezeigt, von wo sie das Heu nicht herbeitragen können, und hier stürzen sie es dann in große Ballen geschnürt von den Felswänden ins Thal herunter, wobei allerdings manches verloren geht. Die besagten Grassflecken sind nicht Privateigenthum, sondern gehören den Communen, und ihre Benutzung wird alle Jahre an die Dorfmitglieder verloost. Wer einen recht gefährlichen Fleck gewinnt, zieht sich da oft sein Todesloos. Die Leute haben für diese kleinen Bergweiden der Wildheuer in verschiedenen Thälern ver-

schiedene Namen. In einigen Gegenden nennen sie sie „Züge“. Da giebt es denn „den langen Zug“, den „Krummen Zug“, die „bösen Züge“ u. s. w. Ein Schweizer hat mir die Bemerkung gemacht, wie man aus der gewissenhaften und fast ängstlichen Benützung, welche die Bergbewohner selbst den kleinsten dieser auf den Bergen verstreuten Grasplätzchen angeeignet lassen, sehen könne, daß die Schweizer ein wahres Berg- und Hirtenvolk seien. Sie wagen ihren Hals und ihr Leben, um eine kleine felsige Wiese abzuernten, während sie in ihren breiten Thälern oft das schönste Ackerland unbenützt liegen lassen. Es ist, als wenn diese Leute ihr Augenmerk immer nur auf die Berghöhen, auf ihr Vieh und seine Weiden gerichtet hätten, während sie den Pflug verrosten und den Acker versumpfen lassen. Auf jenen hohen kleinen Zügen wird übrigens so kräftiges Gras geerntet, daß das daraus gewonnene Heu dem Vieh nur als Würze und Beigabe zum Thaluheu gegeben wird, und daß namentlich die Pferde nur kleine Portionen davon erhalten dürfen.

Die Intervallen zwischen den Lawinen füllten wir mit politischen und anderen Gesprächen aus. Zwei von unseren Führern waren unter jenen Freischärlern gewesen, deren Partei wunderbarer Weise in Folge einer Niederlage zur Gewalt gekommen war, und die jetzt herrschte. Sie behaupteten beide, daß sie den Freischaarenzug aus den edelsten Motiven unternommen hätten, nämlich aus Mitleiden mit den armen vertriebenen und nothleidenden Luzernern, die sie zurückführen, und aus lobenswerthen Haß gegen die falschen, doppelzüngigen, herrschsüchtigen Jesuiten, die sie von dem Boden der freien Schweiz hätten vertreiben wollen. Und Beide waren in diesen enthusiastischen Gefühlen so sicher, daß sie sich fast mit uns überwarfen, als wir ihnen andere Motive unterschieben wollten. Aus Mitleiden, aus Freiheitsliebe, sagten sie, hätten sie ihre letzten Groschen zu

ihrer Equipirung aufgewandt und ihr Leben in die Schanze geschlagen. Dem Einen kostete dieser Feldzug 70, dem Anderen 50 Franken, was für diese armen Leute bedeutende Capitale waren. Unser dritter Führer, ihr Gegner, war aber viel interessanter als sie. Es war ein junger schöner Mann in der Blüthe der Jahre und antifreischarlerisch gesinnt, wie ohne Zweifel die Masse der Bevölkerung in dem Berner Oberlande, die wider ihren Willen, ohne daß sie Widerstand zu leisten vermöchte, von einer Partei beherrscht wird. Diese jetzt herrschende Partei hat überall in diesem Jahre Beamte von ihrer Farbe ans Regiment gebracht und die alten Amtsleute beseitigt. Die größten Beamten in den Thälern und Landdistricten des Cantons Bern sind die sogenannten Regierungsstatthalter, deren Posten sonst die einträglichsten Aemter für die Patriciersfamilien waren. Jetzt haben sie zum Theil solche Officiere zu diesen Posten befördert, die sich in dem Luzerner Kriege aus dem Felde schlagen ließen. Die conservative Partei verläumdet und verschwärzt natürlich diese Leute auf alle mögliche Weise, während die Radicalen die abgegangenen Beamten mit Hohn und Spott verfolgen und auf alle Weise verunglimpfen. In jedem Thale hat sich ein solcher Streit über den Werth oder Unwerth eines abgegangenen oder neuangekommenen Statthalters entsponnen, und so auch im Haslithal. Trotz Regen, Schnee und Wind, die auf uns herabschauerten, führten unsere Leute den Streit so hitzig, daß er ohne unsere Gegenwart vielleicht von Worten zu anderen Demonstrationen geführt hätte. Wir hielten es aber alle mit unserem Gadmenthaler; denn wir hatten alle einen ehrlichen und entschiedenen Widerwillen gegen das tumultuarische und gefeglose Treiben und Verfahren der Freischarler, obwohl unter ihnen eine Menge ganz wohlmeinender und gerader Leute sind, und obgleich vielleicht geradezu die meisten

ganz noble Beweggründe zu ihrem Bürgerkriege angetrieben haben mögen.

Die Berner Patricier und Conservativen sind natürlich wenig geneigt, solche edle Motive und Gesinnungen bei ihren politischen Gegnern zu erkennen. Sie blicken auf sie wie auf ein gefekloses, verächtliches und freibeuterisches Raubgesindel herab. Sie klagen über eine gränzen- und bodenlose Demoralisation der ganzen Berner Bevölkerung und erklären sie sogar aller gesetzmäßigen Ordnung und Regierung für unfähig und zugleich unwürdig. „Daher,“ setzten sie hinzu, „wünschen wir auch nie wieder ans Regiment zu kommen. Wir schätzen uns vielmehr glücklich, mit der Regierung eines solchen entarteten Volks gar nichts mehr zu thun zu haben.“ Von solchen Klagen, die ich oft hörte, interessirt mich immer am meisten die über die Demoralisation des Volks, denn ich muß sie zum Theil für begründet halten, kann sie aber doch nicht in dem Umfange gelten lassen, in welchem die Patricier sie annehmen. Es ist eine Verwilderung der politischen Sitten, die nur zum Theil auch eine Demoralisation des Herzens und der Tugend mit sich führt. Dieselben Freischärler, welche die Flamme des Bürgerkrieges anzündeten und einen befreundeten Nachbarstaat wie Räuber anfielen, sind oft in ihrem Privatleben ganz lobenswerthe Menschen. Gleich unsere beiden Führer, deren Familienverhältnisse wir kannten, lieferten uns ein Beispiel dazu. Es waren ehrliche, fleißige Handwerker und gute gewissenhafte Familienväter, denen wir wegen ihrer politischen Aeußerungen und Ansichten zürnten, mit denen wir uns aber wegen so vieler rührender Tügte aus ihrem Familienleben doch wieder versöhnen mußten. Hier ist einer der ausgelassensten Freischärler Regierungsstatthalter geworden. Er soll gewünscht haben, das ganze Jesuiten- und Luzern in Brand zu stecken. Die verblendeten Conserva-

tiven, denen zum Aerger er nun zur Gewalt gelangt ist, sehen auf ihn wie auf einen Verräther und Judas. Aber er ist ein sehr warmfühlender Mensch. Er ist mildthätig und gutmüthig, und die Armen loben ihn als ihren Vater und preisen seinen Eintritt in die Gewalt. Dort ist ein anderer Mann Regierungsstatthalter. Er ist freundlich, wohlwollend gegen Jedermann, sehr gewissenhaft, gebildet, sogar sehr wohlhabend. Es läßt sich mit einem Worte gar nichts auf ihn sagen, als bloß das Eine, daß er ein Freischärler ist. Es sind aber so viele und vielleicht noch mehr vortreffliche Menschen im Lager der Conservativen, deren Tugenden aber wieder den Radicalen nicht sichtbar sind, und so erlebt man es, daß die besten Menschen sich gegenseitig Verwünschungen aller Art aufs Haupt schleudern und sich gegenseitig beschuldigen, sie hätten die Hölle im Busen. Von den durch Parteifucht Geblendeten begreift man dieß. Der Unparteiische kann sich mit seinen Gefühlen aus diesem Labyrinth nur herausretten, wenn er annimmt, daß des Menschen Seele theilweise krank und theilweise gesund sein kann, daß wir bei sonst gesundem Organismus faule Stellen haben können, und daß auch eine ganze Population in einer einzigen Beziehung sich in dem Zustande von Desorganisation und Auflösung befinden kann, während in vielen anderen Beziehungen noch Alles bei ihr wohl organisiert ist.

Wir merkten nach einiger Zeit, daß eine Veränderung in der Atmosphäre uns vermuthlich von der Beobachtung der Natur auf das Feld der Politik gebracht hatte. Denn wir gewahrten, daß schon seit einer halben Stunde keine Lawinen mehr fielen. Zugleich sahen wir, daß der Regen sich mit Schnee zu mischen anfing und sehr bald in ein entschiedenes Schneegestöber überging. Vermuthlich hatten sich die oberen

Luftschichten in Folge uns verborgener Ursachen plötzlich erkäl-
tet und mit der Verwandlung des Regens in Schnee zu-
gleich die Quellen der Lawinen verstopft, indem sie durch den
Frost alle losen Schneemassen an die Felsen befestigten. Da
wir daher auf nichts Neues mehr zu hoffen hatten, so bliesen
wir zum Rückzuge aus dieser einsamen Gegend, die im Winter
keine Menschenseele betritt und die auch im Sommer nur wenig
besucht wird.

Wir hatten gehört, daß in dem Dörfchen unseres Thales
vor einigen Tagen ein armer Familienvater vor Hunger gestor-
ben sei und eine Witwe mit 8 Kindern hinterlassen habe. Er
habe seine Kinder (so hieß es) nicht für sich betteln lassen
wollen, und sein Elend sei erst durch seinen Tod an den Tag ge-
kommen. In der letzten Zeit habe er sich wochenlang mit den
Seinen bloß von Schnecken und von Saukraut, das die Kinder
auf dem Felde zusammengelesen, genährt. Gestern sei er be-
erdigt worden. Wir beschloßen, die Hütte des Elends zu besuchen,
und umflommen, bei dem Dörfchen Unterstock angelangt, den
Felsen, auf dessen Spitze sie abseits vom Dorfe gelegen war. Der
ganze Abhang dieses Felsens war in der Nähe der Hütte mit
leeren Schneckengehäusen besäet. Diese Thiere sterben im Win-
ter nicht, sondern verschließen und verkleben sich bloß in ihren
Schalen, so daß, wenn man ihrer nur habhaft werden kann,
sie als Nahrung dienen können. Die Kleinen des Verstorbenen
hatten sie unter dem Schnee und aus den Felsenritzen hervorge-
sucht. In dem Häuschen, das 10 Schuh ins Gevierte hatte,
fanden wir die Witwe nicht zu Hause, dagegen das ganze Nest
voll Kinder, von denen die kleinsten den älteren auf dem Schooße
saßen. Sie hatten kein Brot, kein Mehl, keine Kartoffeln,
keine Milch, keinen Käse im Hause. Während wir mit ihnen
sprachen, kamen noch zwei aus dem Felde herbei, welche ihre

Schürzchen voll „Saukraut“ hatten. Da wir eine ziemlich große Gesellschaft waren, so konnten wir unter uns eine kleine Collecte machen, die bedeutend genug wurde, um der armen Familie über einige bittere Frühlingswochen sorgenlos hinauszu-
helfen, und deren Ertrag wir der ältesten Schwester übergaben.

Raum hatten wir, weiter gehend, uns, um unserer eigenen Noth und Kälte einigermaßen abzuhefeln, in dem bequemen Hause eines wohlhabenden Unterstocfers, des Schwiegervaters unsern jungen Gadmern, niedergelassen, als uns die arme Mutter nachgelaufen kam, um für unser Almosen des Himmels Segen auf uns herabzurufen. Ich wollte, ich könnte diese Scene malen. Wir saßen auf einer langen Bank rund im Zimmer herum, baarhaupt und baarfuß. Unsere Kleider und Bergschuhe hingen zum Trocknen über dem Ofen. Unsere Körbe mit Weinflaschen standen ungeöffnet unter dem Tische, wir hatten beschloffen, für heute im Angesicht der Armuth dem Weine gänzlich zu entsagen, nur eine Flasche kredenzten wir nachher den Leuten. Die Frau trat mitten unter uns. Sie hatte aus Ehrerbietung auch ihre Schuhe vor der Thür gelassen. Sie war noch ziemlich jung und hatte etwas sehr Ansprechendes und Wohlwollendes in ihrem Wesen. Sie war, obwohl ärmlich, doch sauber gekleidet ohne Lumpen und Löcher. Sie trat mitten in unseren Kreis, blickte uns alle der Reihe nach an und drückte dann jedem einzeln die Hand, und eine Thräne im Auge, sprach sie: „Gottes Lohn, Ihr Herren, Gottes Lohn! Meine Tochter hat mir's gesagt und hat mir's schon gebracht, was Ihr in unserer Hütte hinterlassen habt. Ich bin eine arme Witwe und werde es ewig bleiben. Ich werde es Euch nie vergelten können, was Ihr an mir gethan habt. Aber der Himmel, ja der liebe Herr Gott, der wird es Euch einmal vergelten in der anderen Welt.“ Sie hielt eine förmliche Rede

und sprach ohne Affectation und ohne weinerliche Sentimentalität so passende Worte, daß wir wohl sahen, hier sei wahres Elend und aufrichtige Dankbarkeit im Spiele. Wenn wir erwogen, wie diese Frau in dem Kreise wildfremder Männer aus einer wildfremden Gegend, vor einer ganz anderen Menschenclasse stand, wie wir alle, auch unsere Führer und die Hausgenossen auf sie hinblickten, und wie sie sich doch so gefaßt, so passend äußerte und benahm, so konnten wir ihr Betragen nur bewundern. Beredter aber als Alles wirkte auf uns der dankbare Blick, mit dem ihre Augen in den Intervallen, wenn sie nichts mehr zu sagen wußte, auf Jedem von uns ruhten. Es war, als wollte sie sich unsere Physiognomieen recht ins Herz prägen. Als sie sich endlich unter vielen Segnungen zurückgezogen hatte, entspann sich eine Discussion darüber, ob ihr Mann wirklich in Folge des Hungers gestorben sei. Einige meinten, der Präsident der Gemeinde, bei dem er sich als unterstützungsbedürftig gemeldet, habe ihn mit rauhen Worten zurückgewiesen und ihm den Vorwurf der Arbeitslässigkeit gemacht. „Die Herren von Bern,“ setzten sie hinzu, „mögen so viel Geld ins Thal schicken, als sie wollen. Das bleibt Alles unten im Arthale, uns hier oben kommt wenig davon zu gute.“ Andere äußerten, der Vorwurf des Präsidenten sei nicht ganz ungegründet gewesen, der arme Mann sei wohl zuweilen etwas fahrlässig gewesen. Aber oft habe wohl der Hinblick auf sein kinderreiches Haus seinen Arm gelähmt. Zuletzt sei Krankheit hinzugekommen; da habe nun die Frau Nacht und Tag beim Bette wachen müssen, und da sei denn nichts Anderes übrig geblieben, als daß die Kinder ihren Aeltern mit Schnecken und Saukraut das Leben gefristet. Vielleicht sei diese Nahrung aber nicht hinreichend für den Kranken gewesen, der bei etwas süßer Milch und kräftiger Suppe vielleicht wieder hätte genesen können.

Unbegreiflich blieb es uns, wie dieß bei wohlwollenden Nachbarn dem armen Mann nicht erreichbar war.

So melancholisch der Eindruck war, den dieser traurige Fall auf uns machte, und so betrübte Folgerungen man daraus auf den Nothzustand dieses Landes, in dem Hungertod bisher etwas ganz Unerhörtes gewesen, ziehen konnte, so muß ich doch sagen, daß sich mir einige Betrachtungen aufdrangen, die mir diesen Nothzustand vergleichsweise weniger schrecklich erscheinen ließen. Wer das tiefe Elend der Armen in Irland oder in unseren großen Städten kennt, wer polnische, ungarische, serbische oder weißrussische Elendshütten gesehen hat, der wird für die Noth der Leute auf diesen Bergen, wenn auch nicht das Herz, doch das Auge fast verloren haben. Man sieht hier nirgends diese elenden Hunger- und Jammergeichter, wie man sie in den Armenquartieren unserer Städte erblickt. Selbst die kleine Kinderschaar, bei der wir, so zu sagen, in das Reich des Hungers selber eingetreten waren, sah rothwangig und doch ganz munter und gutes Muthes aus. Die Leute haben hier viel frische Bergluft, und die hilft manche schlechte Nahrung verdauen. Weiterhin leiden hier selbst die Aermsten fast nie an Kälte, wie unsere Stadtarmen, denen die Feuerung zuweilen unerschwinglich ist. Die Armen haben das Holz hier fast umsonst. Selbst unsere kleine Elendshütte war gut durchwärmt, und wenn auch Wärme nicht zum Sattwerden hilft, so stachelt doch Kälte den Hunger. Endlich auch sieht man hier nie solche Lumpen und Blößen, wie z. B. bei den irischen Armen. Selbst unsere Hungerleiderinnen waren von Kopf bis zu Fuß wohl gekleidet.

Der Dank, den die arme Witwe uns zollte, und die Empfehlungen unseres Führers mochten uns die Herzen unserer neuen Wirthe gewonnen haben, und dann herrscht in diesen ent-

legenen Thälern, wohin der Strom der Fremden nicht kommt, vielleicht auch noch die wahre uralte Gastfreundschaft. Kurz, die Aufnahme, die wir bei den Unterstöckern fanden, erinnerte uns sehr lebhaft an die Schilderungen Jean Jacques Rousseau's von den Bewohnern der Dörfer des oberen Rhonethales. Unsere Wirthin, die Schwiegermutter unseres Führers, war eine hohe imponirende Frau, wie ich mir sonst alle Oberhaslifräuen gedacht hatte. Sie hatte ganz das ernste, entschiedene und nicht wenig imponirende Wesen, wie man es an einigen von Walter Scott geschilderten Hochschottinnen findet. Als wir in ihr Haus getreten waren, war sie mit langen raschen Schritten auf uns zugeschritten und hatte uns auf eine sehr gemessene, aber doch freundliche Weise willkommen geheißen und die Hand gedrückt. Als sie merkte, daß wir eine Bemerkung über ihre Größe machten, sagte sie, sie habe zwei Söhne gehabt, die schon in ihrem 17. Jahre noch viel größer als sie gewesen seien. „Sie konnten beide in jenem Alter durch diesen Ring ihre Nase stecken,“ sagte sie, indem sie auf einen eisernen Ring deutete, der in jedem Hause des Haslilandes unter dem Mittelbalken der Zimmerdecke hängt, und an welchem die Leute ihre Abendlampe befestigen. „Den einen,“ setzte sie hinzu, „habe ich im Dienste des Königs von Holland, den anderen beim Könige von Neapel verloren.“ Jetzt wären ihre Töchter und Schwiegersöhne ihr Trost und ihre Hoffnung. Drei von den ersten waren noch un- erwachsen, kleine Mädchen von 10 bis 14 Jahren. Diese kleinen Mädchen waren in ihrem Betragen gegen uns so gewinnend und anmuthig, daß ich wünschen möchte, jedem durch die Schweiz reisenden und auf das ganze Volk der Alpen schmäh- lenden Fremden möchten solche Kinder begegnen. Da wir unter einander englisch sprachen, so hielten sie uns alle für Eng- länder und glaubten auch nicht an die Verständlichkeit und Rein-

heit meines Deutsch, mit dem ich sie anredete. Sie beantworteten daher jede unserer Fragen, nachdem die Mutter sie ihnen interpretirt, mit Mimik und Fingersprache. Als ich eine fragte, wie alt sie sei, stellte sie sich vor mich hin, spreizte ihre kleinen Finger aus einander und zählte mir ihre Jahre vor. Wo sie sahen, daß uns etwas fehlte, kamen sie herbeigelaufen und brachten das Gewünschte. Eine von ihnen, da sie bemerkte, daß mir der Ring verkehrt am Finger saß, sprang herzu und drehte mir den Stein, den ich nach innen hatte, auswärts. Bei einer Pause, die in unseren Gesprächen eingetreten war, stellten sie sich auf einmal wieder vor uns hin und hielten uns beschriebene Papierbogen vor. Es waren ihre Probeschriften, die sie vor einigen Wochen bei dem letzten Ostersexamen, wo alle Knaben und Mädchen am zweiten Osterfesttage in ihren Festtagskleidern und mit Blumen geschmückt fröhlich in die Schule ziehen, geliefert hatten. Auch zeigten sie uns die Bücher, die sie als Prämien bei dieser Gelegenheit gewonnen hatten. Gellert's Oden und Lieder wußten sie alle auswendig. Sie konnten eine jede auffagen, die ich bezeichnete. Als sie damit fertig waren, fing auch die alte Mutter an, ein Gellert'sches Lied zu recitiren. Zu ihrer Zeit, sagte sie, seien diese herrlichen Lieder noch nicht in der Schule gelernt worden, sie seien in das Thal erst seit 10 Jahren gekommen. Diese Lieder gingen ihr aber so leicht zu Herzen, daß sie sie immer mit und von ihren Kindern lerne, wie denn in jeglicher Zeit wohl oft die Aeltern noch wieder durch ihre Kinder 'was profitiren könnten. So ist den Gellert's Name und Wirkungskreis in diesen Bergthälern noch immer im Wachsen begriffen.

Zum Schluß, bevor wir weggingen, sangen uns die drei kleinen Mädchen ein Berglied.

Hätten wir auf einer von romantistrenden Reisenden all-

täglich besuchten Straße eine solche Schweizerfamilie gefunden, so würden wir gesagt haben, jeder von ihnen spielt seine Rolle mit einer bewundernswürdigen Kunst und Zartheit. Hier in diesem ganz abseits gelegenen Bergthale aber, wo fast nie Fremde hinkommen (vor 2 Jahren, sagten sie, wären auch einmal Fremde in ihrem Hause gewesen, die den Laubstock bestiegen), wo also Alles ungeheuchelte Natur war, mußten uns unsere Gastfreunde und ihr Wesen mindestens in so hohem Grade bezauern, wie den Geliebten der Rousseau'schen Julie die Oberwalliser.

Ich sagte oben, daß der Anblick der Natur des großartigen Urbachthales in uns den Eindruck eines Epos zurückgelassen habe. Noch viel anmuthiger und tiefer rührend waren die Gefühle, welche die Erinnerungen an Das in uns erregten, was wir bei Menschen hier erlebten. Man freut sich, in einem Lande, wie die Schweiz, um so mehr sanfte Gefühle, natürliches Wesen, einfache Sitten zu finden und loben zu können, da die meisten Reisenden, die mit dem großen Strome der Touristen fließen und nur mit Wirthen, Kutschern und Führern von Profession in Berührung kommen, die ungünstigsten Vorstellungen von der moralischen Verfassung der Schweizer besitzen und dieses Volk im Auslande in Mißcredit gebracht haben.

Als wir wieder an den Felsen von Urbach ins Arththal hinabstiegen, war das Wetter so wild und kalt wie im December geworden, der Schnee fiel so dicht, und der Nordwest trieb ihn uns so heftig ins Angesicht, daß nur das Allernächste uns sichtbar blieb. Die Anhänger der Agassiz'schen Eis Theorie wird es interessieren, zu hören, daß auch alle diese Felsentöpfe auf ähnliche Art abgerundet sind, wie dieß Gletscher zu thun pflegen. Es ist also möglich, daß der Gauligletscher, der jetzt so bescheiden hinten im Thale versteckt liegt, einst hier, wie jetzt der Urbach, zum Thale hinausfloß und sich mit dem großen Arththal-

gletscher vereinigte. Auch alle die Felsen, auf denen die Häuser von Unterstock stehen, haben solche abgerundete Köpfe. Vielleicht hat der Gletscher auch jene schroffen Felsen ausgeschweift, die ich glänzende Felswände nannte. Er mußte der Gestalt des Thales gemäß gerade gegen sie hingetrieben und von ihnen zurückgestoßen werden, daher fortwährend an ihnen schleifen und arbeiten.

Den ganzen Abend und die ganze folgende Nacht fielen die Schneeflocken wie Heuschreckenheere vom Himmel herunter, und als wir am anderen Tage unsere Rückreise von Meiringen nach Interlaken antraten, sahen wir das Marthal fast einen Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und wir fanden so hier am 10. April eine völlige Winterlandschaft hergestellt. An den Dächern der Häuser hingen lange Eiszacken herunter. Die Gräben und Bäume waren hie und da völlig verweht, so daß wir zuweilen Mühe hatten, unseren Weg zu finden. Alle frisch grünenden Wiesen, alle ihre bunten Crocus, Gentianen und Schlüsselblumen waren mit dichter Schneelage bedeckt. Die Knospen und jungen Blätter der Bäume hatten 4 bis 5 Zoll hohe Schneelagen über sich angehäuft, und an jeder Knospe hing ein kleiner Eiszacken herunter. Diese Eiszacken waren im Grunde ein unerklärliches Wunder für uns. Denn wir suchten es uns vergebens deutlich zu machen, wie sie sich in der Nacht hatten bilden können. Wenn es bei klarem Sonnenschein etwas gefriert, so kann man sich die Bildung von Eiszacken erklären. Die Sonne kann dann auf den Gipfeln der Bäume und auf den Firnen der Hausdächer oder Felsen stärker wirken als an den Rändern und im Schatten, und man kann sich denken, daß an diesen Rändern und im Schatten gefriert, was im Sonnenscheine abträufelt. Aber wie war es mit der Bildung dieser langen Eiszacken in der stürmischen, kalten, schneereichen Nacht zugegangen? Hatte es gethaut, so mußten die zerschmolzenen Schneeflocken abtröpfeln,

ohne zu gefrieren. Hatte es gefroren, so konnten sich keine Tropfen bilden, und doch waren da, wo wir am Tage vorher nichts gesehen hatten, jetzt armsdicke und ellenlange Eiszacken, die also sowohl ein bedeutendes Thauen als ein starkes Gefrieren voraussetzen, was Beides zu gleicher Zeit unmöglich statthaben konnte. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß die Temperatur beständig um den Nullpunct herumgespielt haben müsse, so daß trotz des festen, stetigen und scheinbar gleich kalten Westwindes die eine Luftwelle ein wenig höhere und die andere ein wenig niedere Temperatur als der Nullpunct gehabt haben müsse.

Unserem Principe getreu, demzufolge wir, wie gesagt, abwechselndes Wetter für gutes Wetter nahmen, waren wir mit diesem Wintertage sehr zufrieden. Wir hatten nun auf unserer kurzen dreitägigen Reise einen völlig lieblichen sonnigen Frühlingstag, einen windigen Regentag und einen vollkommenen Wintertag erlebt. Die beschneiten Gesträuche und Bäume fanden wir um so interessanter, da wir sie zwei Tage zuvor grün gesehen hatten. Besonders malerisch nahmen sich die aus, welche an dunklen, schroffen und unbeschneiten Felswänden standen, wo sich auf dem schwarzen Hintergrunde jedes weiße Zweiglein und Knospchen mit einer ungemeinen Nettigkeit abzeichnete. Eben solche hübsche Farbencontraste stellten sich am Brienzee See hinaus, als wir wieder auf unserem oft betretenen Felsenpfade neben seinem Ufer hingingen. Das Wasser des Sees lag vollkommen smaragdgrün unter uns. Die weißgepuberten Bäume, die von den Felsen aus über diesen grünen Untergrund hinausragten, zeichneten sich gar anmuthig darauf ab. Den schönsten Effect aber brachte das Schneegestöber selbst hervor, wenn wir unter uns in das Getümmel der Klöcken hinabfahen. Sie stürzten alle in die grüne Krystallfläche des Wassers, deren Farbe sie zerschmelzend nicht verändern konnten. Da das con-

traftirende Grün des Sees überall in die Intervallen zwischen den Flocken eintrat, so konnten wir auf diese Weise gleichsam einen viel tieferen Blick in das Schneegestöber hinein thun, als dieß sonst auf dem Festlande, wo die Oberfläche gleich die Farbe des Schnees selbst annimmt, möglich ist. Denselben Effect muß ein Schneegestöber auf dem Meere hervorbringen.

Wenn wir aber der nothleidenden Menschheit in diesen Thälern gedachten, so betrübte uns doch der Schnee mehr, als er uns erfreute. Diese Witterung mußte, wenn sie nicht noch Schlimmeres that, die ganze Vegetation wieder auf 8 Tage zurücksetzen. Den Armen war nun sogar wenigstens auf einige Tage ihre letzte Nahrung, ihr Saukraut, entzogen. Das Wacsthum mancher Gemüsearten, auf die man schon neue Hoffnung zu bauen angefangen hatte, war unterbrochen. Eben so waren alle Garten- und Ackerarbeiten der Wohlhabenden zurückgesetzt, und der Tagelohn und Verdienst der armen Handarbeiter unbedeutend. Was das Schlimmste aber war, den Ziegen, welche für die Armen hier von der größten Wichtigkeit sind, war ihre aufzunehmende Weide, an die sie sich schon gewöhnt hatten, wieder entzogen, und das letzte Bißchen Heu und Stroh mußte an sie verfüttert werden. Endlich nun wurde auch der Verkehr dadurch von Neuem gehemmt, die Passage der Gebirgszugänge erschwert und die Zufuhr aus Italien und den benachbarten Cantonen wieder abgeschnitten.

Ein so langer Kampf des Winters und Frühlings wie der dießjährige und ein so bedeutender Schneefall wie dieser vom 10. April ist hier übrigens etwas ganz Ungewöhnliches. Bloß vom Jahre 1806 wissen sich die Leute noch etwas ganz Aehnliches zu erinnern. Es hat zwar auch zwischen 1806 und 1847 Jahre gegeben, wo der Schnee selbst noch in späterer Zeit das Thal erreichte, aber er kam dann nicht in solcher Masse und machte nicht so erschreckende Anstalten zu hartnäckigem Ausdauern

II.

Frühlingsreise in der Urschweiz.

1. Luzern.

Die großen Alpenthäler, die, parallel nebeneinander herlaufend, nach Norden ausmünden, sind oft durch sehr unbesqueme und zu Zeiten völlig unwegsame Gebirgsbrücken von einander getrennt. Nur längs der Thäler führen gute Hauptstraßen. Querstraßen zur Verbindung durch die Gebirge giebt es aber nicht. Man muß daher oft weite Umwege machen, um aus einem benachbarten Thale schnell ins andere zu gelangen. So wünschte ich z. B. Ende April aus meiner Winterresidenz rasch nach Luzern im Neusthale zu kommen. Direct durch die Berge dahin hätte ich nur 7 Meilen Weges gehabt, eine Strecke, die man mit der Eisenbahn in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegen kann. Allein das Wetter und die Wege waren zu schlecht zu dieser Tour, und ich mußte mich daher zu einer zweitägigen Wagenreise entschließen. Zuerst mußte ich mit eigenem Fuhrwerk nach Nordwesten das Arthal hinunter bis Bern fahren, dann von da mit dem Postwagen nach Nordosten weit in die nördliche schweizer Ebene hinaus bis Narburg, und von da endlich mit einem anderen hier abgepaßten Postwagen nach Süden umschwenken, um in die Mündung des Neusthales nach Luzern zu gelangen. Die Briefe machen in diesen Alpenländern oft eben so lange Umwege, da die Postboten erst weite Reisen in die Ebenen

hinausmachen müssen, um die Berge zu umgehen. Man ist sich hier in zwei Thälern oft so nahe wie in zwei Häusern, die eine Wand scheidet. Man glaubt oft, nur an die Wand klopfen zu können, um dem Nachbar guten Morgen zu sagen. Man muß aber zu einem Gruße an ihn einen erschrecklich langen Arm ausstrecken und erhält das Echo erst nach tagelangem Harren. Diese kleinen Bergcantone sind in Bezug auf den Verkehr weiter auseinander gelegen, als in unseren Ebenen die Königreiche.

Der große Umweg, den ich machte, bot mir indessen Gelegenheit zu einer klimatologischen Bemerkung. Es war der letzte April, als ich am Thuner See vorbei fuhr, und ich fand hier schon viele Obstbäume in Blättern und Blüthe. Je weiter ich in die Ebene hinauskam, desto seltener wurden die blühenden Bäume, und mitten in dieser Ebene, in Narburg, fand ich gar keine. Als ich mich von hier aus, im Neufthale aufwärts fahrend, wieder den Bergen zuwandte, nahmen die Anzeigen des erwachenden Frühlingslebens wieder mehr zu, und mitten in den Bergen am Vierwaldstätter See fand ich den Frühling schon eben so weit vorgeschritten wie am Thuner. — Der Frühling beginnt hier also nicht, wie es schien, in der ebenen Schweiz, sondern im Ausgange der Bergthäler. Es trifft diese Beobachtung ganz zusammen mit der oft gemachten Bemerkung, daß die ebene Schweiz ein rauheres Klima hat als die Thäler, welche in sie münden, obwohl diese schon etwas höher liegen. Diese Thäler sind in der Regel mehr vor den rauhen Nordostwinden geschützt, als die Ebenen; auch läßt sich der warme Südwind häufiger in sie hinab als in diese, und die Sonnenstrahlen fangen und verstärken sich in den Berg- und Thaleinschnitten. Wir hatten während des Winters in unserem Thale von In-

terlassen oft ein sehr mildes Wetter, während, wenn wir dann ins Berner Flachland hinaus kamen, uns dort eine Wipe mit mehreren Graden Kälte überfiel.

Ganz dieselbe Erscheinung zeigt sich auf der italienischen Seite der Alpen. Auch hier faßt der Frühling zuerst in den Mündungen der Alpenthäler an den felsigen Ufern des Garda-Sees, des Lago-Maggiore u. festen Fuß und erobert dann von da aus das ganze Land. An diesen Seen gedeihen südlichere und zärtlichere Pflanzen als in der lombardischen Ebene, wo oft kalte Winde streichen. — Dabei ist noch das Merkwürdige, daß die Citronen- und Pomeranzengärtner am Gardasee die kalten Südwinde aus der Lombardei mehr fürchten und für zerstörender halten als die Stürme aus Norden, die über die Alpen kommen. — Die allerersten Wurzeln schlägt der Alpenfrühling in den schroffen tiefen Einschnitten oder Gräben, welche Bergflüsse hie und da aushöhlen. Solche Einschnitte, in denen ein kleines klares Gewässerchen floß, und in die keinerlei Wind gelangen konnte, sah ich zu meiner Verwunderung oft schon mit ganz üppigem Wuchse von allerlei Pflanzen und mit gelben Blüten ausgefüllt, wenn noch wenige Schritte davon Schnee lag und rauhe Lüfte wehen. — Es gewährt dem Beobachter ein wundervolles Schauspiel, wie der Frühling, aus diesen Klüften aufsteigend, aus ihnen seine Farben ausgießend, allmählig alle Thalwände überzieht und zuletzt in einem langen Triumphzuge alle Berggipfel erobert.

Wie anders wo, wird auch in der Schweiz der erste Mai als der eigentliche Anfang dieses schönen Triumphzuges, als die Rückkehr der holden Naturgöttin in unsere nördlichen Gefilde gefeiert. Aller Orten fanden wir Bewegung und sonntäglich geschmückte Leute. Es ist ein förmlicher Feiertag. In einigen Cantonen ist

auch Gottesdienst am ersten Mai. Hier und da werden noch nach alter Sitte Maibäume errichtet.

So wie es unter den Pflanzen sich regt und in der Natur ein neues Leben beginnt, so setzen dann auch die Geister der Menschen sich in Bewegung, und um den ersten Mai herum, sei es an diesem Tage selber, oder am ersten Sonntage im Monate Mai oder am letzten Sonntage im April, finden auch die meisten Volksversammlungen und politischen oder ökonomischen Berathungen in der Schweiz statt. — Sonderbar aber ist es dabei, daß die italienische Schweiz kein anderes Datum für den Frühlingsanfang angenommen hat. Auch hier ist der erste Mai ein vorgeschriebener Frühlingsanfang. Auch hier setzt man dann in den tessinischen Dörfern „il Maggio“ (den Maibaum) auf, die Leute singen Lieder vor den Häusern der beliebtesten Bürger und Magistrats-Personen, haben ländliche Tänze und sammeln sich Trinkgelber, indem sie von Haus zu Haus ziehen und der Familie ein Compliment in Reimen vorbringen. Auch hier haben sie dann, wie die nördlichen Schweizer, ihre Gemeinde-Versammlungen, um ihre Anmänner (sindici), Gemeinderäthe (municipati) und Bannwärter (giurati) zu wählen. — Sonderbar, daß der erste Mai von Italien an bis in die nördlichen Länder der Dänen und Schweden, sogar der Letten, Russen und Esthen, in gleich gutem Ansehen steht, obgleich doch seine Physiognomie und sein Charakter in diesen verschiedenen Erdgegenden sehr verschieden sein muß. So viel thut das Vorurtheil.

Wie schade ist es, daß die neuere Zeit auch die hübsche malerische Architektur der berner Dorfwohnungen mehr und mehr verdrängt. Es giebt nichts Gefälligeres und Malerischeres als jene nach dem alten Style aus Lannenbäumen zusammengesetzten berner Häuser, die mit allerlei zierlichem Schnitzwerk und mit vielen

guten alten Sprüchen geschmückt sind. Wie freundlich und wohnlich heimehn sie nicht Jedem an, der einen Blick auf sie wirft. „Meine Heimath“, nennt mit vollem Rechte und sehr bezeichnend der Berner seine Wohnung. Schützend, gleich einer Henne, strebt das Dach mit weiten Flügeln vor. Von elegant gestalteten Säulen wird es getragen. Doppelte Galerien oder Balcone führen rings herum, und da auf ihnen manch häusliches Geschäft vorgenommen wird, so geben sie Gelegenheit zu mehrfacher Ausschmückung der Wände mit häuslichen Geräthen. Weinreben oder blühende Frucht bäume am Spalier ziehen sich zwischen dem Schnitzwerk der Säulen und der Galerien herum, und aus den Zweigen blinzeln hell und glänzend die reinlichen Fenster hindurch. Diese Bauart hat allen Fremden gefallen, und überall hat man sie als eine Art Ideal von ländlichem Hüttenbaustyl betrachtet und in den Gärten und auf den Landgütern der Reichen bis nach Petersburg hinauf nachgeahmt. Man hat sogar kürzlich ein Prachtwerk über diesen Baustyl herausgegeben, in welchem alle seine Theile einzeln und im Ganzen dargestellt sind, wie die Theile eines griechischen Tempels, und in welchem die Physiognomie einiger besonders schöner berner Dorfhäuser verewigt wurde; vermuthlich weil man merkt, daß es auch mit dieser Art Pracht jetzt zu Ende geht. Diese guten alten Holzhäuser werden nun jetzt vielfach angeschwärzt und verschrieen. Sie sollen leichter in Brand gerathen als die steinernen, obgleich es ein ausgemachtes Factum ist, daß es in den berner Holzdörfern fast nie brennt, und eine Feuersbrunst dort, vielleicht in Folge der den Schweizern eigenen Vorsicht und Sorgfalt, so selten ist, wie ein Komet am Himmel. Dazu wird das Holz rarer, die Freude am Nützlichen größer, am Schönen geringer. Man fängt an, die alten Holzhäuser als etwas Antikes und Altväterisches zu verachten. „Sie sind bloß

burenmäßig“, sagte mir ein Berner, „die neuen steinernen Häuser sind staatsmäßiger. Jetzt will Alles, auch der Buer, nach dem Herrenstand in Häusern und Kleidern, und so werden auch unsere Dörfer mehr wie die Städte.“ Daher baut man denn nun die neuen Häuser alle von Stein, zwei oder drei Stock hoch. Da die Steine sich nicht so formen und behandeln lassen wie das Holz, so wird denn auch der Baustyl ein ganz anderer. Die Säulen, Galerien und Balcone fallen weg, mit ihnen der grüne Schmuck der Weinreben und auch die frommen, mit zierlichen Lettern gemalten Bibelsprüche. Die großen hölzernen, weit vorspringenden Dächer hat man indeß doch meistens beibehalten und so eine Art Verschmelzung des neuen und alten Baustyls hervorgebracht. Indes hat dieß, wie gewöhnlich jede Stylverschmelzung, nur unschöne Producte erzeugt. Das große hölzerne Dach läßt sich mit der Steinmauer nicht so gut in Verbindung setzen. Auch giebt es dem Hause ein kopfschweres Ansehen, da die ausfüllende Galerie, derentwegen das vorspringende Dach eigentlich da ist, unten fehlt. Ich gedachte beim Anblick dieser mißgestalteten Häuser des Costumes neumodischer Türken, die bei der Verschmelzung ihrer alten malerischen Tracht mit der europäischen ebenfalls eine nichts weniger als anmuthige Toilette zu Stande gebracht haben.

Der Vierwaldstättersee ist mehr als irgend ein anderer der größeren Alpenseen von Bergen ummauert. Der Zürchersee, der Thunersee, der Lago Maggiore, der Gardasee, sie kommen alle mit einem Ende in die Ebene hervor. Jener aber liegt ganz in den Bergfesseln abgeschlossen. Bloß an seiner nordwestlichsten Spitze hat er einen engen Durchgang ausgenagt, ein Thor gemacht, und durch dieses Thor entsendet er in die Neufineen Ueberfluß an Gewässern. In dieses Thor laufen alle die Heerstraßen aus Norden, Osten und Westen ein. Es ist

das der einzige bequeme Eingang, der in das Innere der Urschweiz führt, der einzige Weg auch, der durch die Urschweiz über den St. Gotthard nach Italien leitet. Theils gleich hinter diesem Thore, theils noch in den Engpaß des Thores selber sich hineindrängend, liegt nun die Stadt Luzern, die Hauptstadt der Urschweiz, die Königin der vier Waldcantone.

Ich kam dort sehr spät an und ließ mir nur noch so viel Zeit, um bei Kerzenschein die glänzenden Räume meines Gasthauses, des Schweizer-Hofes, zu bewundern, und legte mich bald mit der Bemerkung, daß in unserer Zeit der Association, der Cumulirung kleiner Kräfte, der Klubs, der großen Gasthofetablissemments einem gewöhnlichen Menschen fast eben so viel höchst überflüssigen, oft aber doch erwünschten Comforts zu Theil wird, wie einem Herzoge oder Fürsten, zur Ruhe. Es ist die große Menge der Reisenden, die solche brillante Etablissemments und dabei verhältnißmäßig so bescheidene Preise möglich gemacht hat.

Mit der Absicht zurückzukehren verließ ich die Sonderbundshauptstadt schon am anderen Morgen wieder mit dem Frühsten. Es lag mir nämlich daran, der Landsgemeinde in Uri beizuwohnen, die am folgenden Tage in Altorf statthaben sollte, und zu der die Leute von allen Seiten auf Dampfsbooten und Ruderschiffen herbeieilten. Die Venetianer hatten ihren Buc-centauren. Ebenso haben die Urner ihren „Urinauen.“ Dieser Nauen (Nachen) ist ein großes plumpeß Fahrzeug, das im Flaggengewapp oder auf dem Segel den Stierkopf von Uri gemalt hat. Sie besuchen mit ihm an den regelmäßigen Markttagen den Handelsplatz Luzern, und bevor die Dampfschiffahrt auf dem Vierwaldstättersee organisirt wurde, war der Urinauen das einzige oder doch das vornehmste Vehikel, mit dessen Hülfe die Urner ihre Verbindung mit der übrigen Welt vermittelten.

Auf ihm wurden die Passagiere aus Italien und die St. = Gott-
 harbs = Waaren weiter transportirt. Auf ihm auch schiffen sich
 die urner Krieger ein und segelten damit aus ihren Felsen her-
 vor, wenn es etwa bei Luzern etwas zu thun gab. Noch jetzt
 ist es eine Art Staatschiff. Denn bei dem Feste, das an der
 Tellenplatte zum Andenken des alten Urnerhelden gefeiert wird,
 rudert das festlich geschmückte Volk auf dem Urinauen heran.
 Der Stierkopf von Uri war sonst wohl die geachtete Flagge
 auf dem Vierwaldstättersee. Doch hat auch jeder andere der
 vielen kleinen Seeorte seinen Nauen. An großen Markttagen
 steht man sie alle der Reihe nach an dem Quai von Luzern neben-
 einander liegen, den Schwyzernauen, den Rûßnachtneuen u. s. w.
 Es wäre wohl origineller gewesen, wenn wir mit dem alten
 Urinauen in Begleitung einiger alter Urschweizer nach Altorf
 gefegelt wären, aber freilich etwas langsamer und unbequemer
 als mit dem Dampfschiff. Und wahrlich dieses unser Dampfschiff
 war auch nicht uninteressant. Wir hatten eine Menge von den
 damals in der Urschweiz hoch angesehenen Führern des Sonder-
 bunds an Bord, darunter den General der Sonderbundsarmee,
 den edlen Salis = Soglio, den damaligen päpstlichen Nuntius,
 den trefflichen schweizerischen Geschichtschreiber Kopp und Andere,
 die theils um ihre politischen Freunde im urner Lande zu be-
 grüßen, theils wohl nur um eine Partie zu machen, zur Lands-
 gemeinde fuhren. „Der Herr Siegwart,“ so wurde der
 damals hier mächtige Schultheiß Siegwart Müller von Luzern
 immer genannt, war nicht bei uns. Er hatte in seinem klei-
 nen stillen Hause in Luzern immer genug zu arbeiten. Diese
 Thätigsten und Einflußreichsten sieht man bei solchen Gelegen-
 heiten immer am wenigsten. Damals waren jene Männer alle
 recht heiter und gutes Muthes, und unterwegs wurde vom schö-
 nen Wetter, von Jagden, von der wunderbar guten, Kriegs-

lustigen und zutrauensvollen Stimmung in der ganzen Urtschweiz gesprochen. Wie bald hat aber der in den Alpen ausgebrochene Freiheitssturm diese Leute aus dem Sattel gehoben und auseinander gestäubt. Fast alle Mitglieder unserer ganzen kleinen Dampfschiffgesellschaft waren einige Monate später entweder landesflüchtig oder ihres Vermögens beraubt, oder ins Gefängniß geworfen, oder todt. Von dem einen las ich, er sei nach Oestreich entflohen, könne aber auch hier keine Zuflucht finden, von dem anderen, er sei in Italien ermordet worden, von dem dritten, er sei in der Schlacht geblieben oder im Thurme gestorben. Damals waren sie noch so zuversichtlich, so siegesfroh, wie Metternich und Ludwig Philipp, und so blind und so unvorsichtig wie wir alle. Hielt mich nicht manche Rücksicht, die man auch noch für eine gestürzte Partei und für Unglückliche ganz insbesondere haben muß, zurück, so könnte ich wohl ein sehr unterhaltendes Bild unserer wunderbarlich sich Kreuzenden Gespräche entwerfen. Ich hielt mich besonders gern zu dem Geschichtschreiber Kopp, dessen Werke ich gelesen. Er sagte mir, jetzt wage er es in Uri zu erscheinen. Vor längeren Jahren habe er sich aber dort unter Umständen wohl zuweilen kaum seines Lebens sicher halten können. Denn die Urner sind oder waren sehr fanatische und gläubige Anhänger ihrer alten Tellsage, und diese hat Kopp mit dem Feuer der neueren — oder soll ich sagen neumodigen? — historischen Kritik fast völlig zerstört und als eine bloße, alles zuverlässigen historischen Grundes entbehrende Mythe erwiesen. Er hat den Tell ebenso wie Niebuhr den Romulus und Numa, wie Dahmann die dänischen Könige Dan und Consorten, wie englische Historiker der Neuzeit zahllose Könige von Schottland, Wales und Irland, und wie andere neue Schriftsteller, die an nichts mehr glauben wollen, noch andere viel heiligere Personen in das Schattenreich der Einbildungen und Erfindungen

zurückgewiesen. Im Uri aber muß, wer für einen rechten Schweizer gelten will, an den Tell, an den Tyrannen Gefßer, an den Apffel und Alles, was damit zusammenhängt, buchstäblich glauben. Darum hat es Johannes von Müller, der überhaupt etwas gar zu gläubig war, in seinen Schweizergeschichten auch nicht gewagt, an der Tellsage zu rütteln, sondern sie ganz einfach wie das Volk erzählt, fast so, als wäre er selbst mit dabei gewesen, — obwohl schon am Ende des vorigen Jahrhunderts einige Brochuren erschienen waren, welche die Aechtheit der Sache in Zweifel stellten. Diese Brochuren waren aber in Uri öffentlich unter Zulauf des Volks wie gottlose Bücher verbrannt worden. Kopp selber mit seiner stillen, treuherzigen und von der größten Redlichkeit zeugenden Persönlichkeit sprach mich sehr an. Aber seine Werke haben mich erschreckt. Sie sind so entsetzlich umständlich, so erstaunlich weit-schweifig und stellen die Resultate so wenig hell und klar zusammen, daß man zu dem Lesen und dem Studium seiner Schriften wieder fast eben so viel Mühe hat, als er hatte, sie zusammenzutragen. Man thäte eben so gut, gleich wie er zu den Quellen zu gehen. Wenn es die Aufgabe des Historikers ist, uns in schönen und annuthigen Bildern seine durch Studium erlangten Resultate zusammenzustellen, das Wasser, das er in den wildströmenden Gebirgsflüssen der Chroniken, Urkunden u. s. w. sammelte, in wohlgemauerten Canälen zu sammeln, so hat er es nicht vermocht, diese Aufgabe zu lösen. Auch Johannes von Müller ist es nicht gelungen, das Ziel, das er als das seines Lebens betrachtete, und über das er in seinem Briefwechsel mit seinem Bruder aus vollem Herzen so viel Schönes spricht, zu erreichen. Dieses Ziel war, die Herstellung einer Schweizergeschichte, die als ein Nationalwerk der helvetischen Nation übergeben werden könnte

und die in aller seiner Landsleute Händen, selbst noch in denen der spätesten Nachkommen, gefunden werden sollte, die sich so bei den Schweizern einbürgern müßte, wie etwa Livius bei den Römern, oder Herodot bei den Griechen. Müller's Werk ist erstlich dazu viel zu weitläufig. Dann ist sein Styl viel zu anmuthslos, zu gekünstelt und gesucht. Will man eines ganzen Volks Gunst gewinnen, so muß man ihm die Sache nicht zu schwer machen. Man muß es bezaubern und hinreißen und darf nicht erwarten, daß es sich so viele Mühe gäbe, wie die Gelehrten. Die Schweizer-Geschichten von Müller befinden sich zwar fast überall bei den Schweizern, aber nur in den Bücherschränken, nicht in der Leute Händen, nicht wie Thucydides bei den Griechen unter dem Kopfkissen. Wenige Leute lesen sie noch. Dazu ist auch Müller noch wie die Erbauer der gothischen Kirchen von Cöln und Straßburg mitten in seinem großen Werke stecken geblieben, und seine verschiedenen Fortsetzer haben auch kein schönes Ganze herausbringen können. Allerdings ist es eine sehr schwierige Aufgabe, die Schweizergeschichte zu schreiben. Mehr wie anderswo ist es hier wichtig, jeden Winkel des Landes zu bereisen und die Natur jedes Thales zu kennen. Da sind zwanzig kleine Staaten, die alle ihre eigenthümliche Entwicklung gehabt haben. Jeder hat seine eigenen Geheimnisse, seine eigenen Archive. Man muß sie alle durchstöbern. Man muß jede dieser kleinen Cantonstädte besuchen, in jedes Bergthal auf mühsamen Wegen hineinkriechen. Voltaire sagt von der Republik Genf, sie wäre ein Glas Wasser, in welchem ein Sturm wirble. Hier in den Alpen sind nun zwei Duzend solcher Wassergläser aufgestellt, in denen jedem sich der Sturm auf seine eigene Weise bewegt. Wie soll man alle diese verschiedenen Wirbel studiren? Wie schwer ist da der eigentliche Kern, das Centrum, das große Rad, um das sich das ganze Getriebe aller die-

fer kleinen Maschinentheilchen bewegt, zu finden und zu zeigen, wie viel schwerer als z. B. bei den Geschichten Roms, oder Venedigs, oder Frankreichs, oder Moscoviens?! Und will man bloß die Geschichte des schweizerischen Bundes oder der Eidgenossenschaft schreiben, so ist dieß noch keine Geschichte der verschiedenen Zustände des Schweizervolkes. Die populärste und am meisten unter Leuten aus allen Ständen verbreitete Schweizergeschichte ist die kleine von Zschöcke. Sie hat den alle Menschen ansprechenden Volkston im Ganzen sehr gut getroffen. Doch wird auch sie durch eine gewisse Manierirtheit, durch zu wiederholt angebrachte gewisse Effecte, Kunstgriffe und Naivetät auf die Dauer etwas widerlich. So lange wie mit Herodot oder Livius oder Thucydides oder irgend einem der Alten hält man es auch mit ihr nicht aus. Die beste kurze Schweizergeschichte, sehr zweckmäßig und willkommen für Jeden, der sich einen Ueberblick verschaffen möchte, ist im zweiten Bande des Werks über die Schweiz von dem Grafen Simon enthalten. Wer sich aber selbst mit dem helvetischen Geiste zu durchdringen wünscht, wer alte eidgenössische Atmosphäre zu athmen wünscht, der lasse Kopp und Müller und Simon und Zschöcke bei Seite und wende sich den alten schweizerischen Geschichtschreibern, z. B. einem Bullinger, einem Tschudi, zu. Da wird er ein Bild der Geschichte finden, wie sie leibt und lebt. Man sieht es ihren Schriften an, daß diese Leute selbst wie Tacitus, wie Herodot mitten in dem Gewirre der Ereignisse gelebt haben, die sie beschreiben. Aus des Ehrenmanns Tschudi trefflicher Chronik lernt man nicht nur noch die jetzige Schweiz, wie die alte am besten verstehen, sondern an seiner einfachen Erzählung wie an seinen treffenden Aussprüchen und Betrachtungen stärkt und erquickten sich auch der Geist und das Herz. In

meiner schweizerischen Winter einsamkeit war er mir ein halbes Jahr lang stets zur Seite.

2. Utorf.

Die Urcantone der Schweiz, Uri, Schwyz und Unterwalden und außer ihnen auch noch einige andere Cantone haben sich seit uralten Zeiten die alte ursprünglichste und natürlichste Verfassung der menschlichen Gesellschaft bis auf unsere Tage herab conservirt. Das ganze Volk, das durch alle vernünftigen, unbescholtenen, mündigen Männer des Landes repräsentirt wird, ist der Souverain des Staates, von dem alle Behörden eingesetzt werden und alle gesetzlichen Bestimmungen ausgehen. Da das Gebiet des Landes klein ist und seine Verhältnisse einfach sind, so genügt zu ihrer Regulirung in gewöhnlichen Zeiten ein einmaliges Zusammenkommen dieses Volks. Man nennt eine solche Zusammenkunft „die Landsgemeinde.“ Im Canton Uri ist seit uralten Zeiten der Zeitpunkt dieser Versammlung auf den ersten Sonntag im Mai festgesetzt. In der Regel dauert eine solche Versammlung nur wenige Stunden. Bei außerordentlichen Ereignissen kann von den Landesbehörden auch eine außerordentliche Landsgemeinde zusammenberufen werden. Außer der großen Landsgemeinde, die in einigen Cantonen auch die „Cantons-gemeinde“ genannt wird, giebt es dann noch zu verschiedenen Zeiten des Jahres Bezirks-gemeinden und endlich auch Dorfgemeinden, in welchen die Beamten der kleineren Staatsabtheilungen gewählt und die Angelegenheiten der einzelnen Dörfer und Districte besprochen werden.

Nachdem die alten Patrizierregierungen in allen Cantonen der Schweiz gestürzt und auch in Bern die Herrschaft der sogenannten „regimentsfähigen“ Familien beseitigt ist, kommen die Verfassungen aller schweizerischen Cantone darin überein, daß das Volk überall als der Souverain betrachtet wird. Der Unterschied zwischen den alten ehemals allein sogenannten demokratischen und den ehemals aristokratischen, jetzt zu demokratischen umgeschaffenen Cantonen besteht nun darin, daß in den letzteren das souveraine Volk nie auf einem Fleck zusammenkommt, um en masse selbst seine Souverainetátsrechte zu üben. Es vereinigt sich in ihnen nur in kleinen Bezirksgemeinden, in denen es Deputirte wáhlt, die dann in der Hauptstadt des Cantons Rathsversammlungen bilden, welche gewöhnlich die großen Ráthe des Cantons genannt werden. Diese großen Ráthe wáhlen nun die Beamten des Landes und berathen die Geseze im Namen des Volks. So ist es in Bern, Zürich, Waadt, Genf und den anderen größeren Cantonen, so wie überhaupt in der Mehrzahl der schweizerischen Lande, in der ganzen sogenannten „Neuschweiz“, die sich unter diesem Namen der alten „Ur schweiz“ zuweilen gegenübersezt.

Sene neuschweizerische Verfassungsweise, nach der das Volk nicht selbst seine Angelegenheiten unmittelbar in die Hand nimmt, sondern seine Rechte durch die Vermittelung der Großráthe ausübt, scheint eine gemáßigt demokratische, eine um einen Grad minder liberale zu sein als die der Urcantone, führt aber besser zum Zwecke und ist ihrem Effect nach als freisinniger und liberaler anzusehen. Da dieß irdische Leben außer der Regulirung der Staats- und Landesangelegenheiten noch viele andere Geschäfte unabweislich und nothwendig macht, so kann das ganze Volk immer nur sehr kurze Zeit beisammen sein. Es wird sich nur wenige Stunden im Jahre seiner Souveraine-

tät bewußt, und während der ganzen übrigen Zeit muß es seinen Beamten die Führung der Angelegenheiten überlassen. Die Großräthe oder Delegirten stehen dagegen das ganze Jahr hindurch den Staatsbeamten als Wächter zur Seite. Das ganze Volk ist daher ein sehr unbehülflicher und schlechter Controleur der Staatsverwalter. Da nur die lange Zeit in ihrer Stellung bleibenden Beamten eine intime Kenntniß der Staatsangelegenheiten erlangen können, das während weniger Stunden des Jahres versammelte Volk aber nie viel davon lernt, so steht es diesen auch ziemlich unwissend gegenüber und fällt daher, ihrer Einsicht vertrauend, von selbst mehr in ihre Hände. Es bilden sich auf diese Weise nicht so viele eingeweihte und erfahrene Männer aus dem Volke hervor als bei der Ausübung der Volkssouverainetät durch Delegirte. Das Volk ist daher durch sich selbst schlechter vertreten als durch die einsichtigen Delegirten.

Dazu kommt ferner, daß bei der Art und Weise der Ausübung der Volkssouverainetät, wie sie in der Urschweiz stattfindet, die souveraine Versammlung sehr groß werden muß und in der Regel viele Tausende beträgt, während bei der neuschweizerischen Weise die gesetzgebenden Versammlungen kleiner werden und nur eine geringe Anzahl umfassen. Große Massen-Versammlungen agiren, berathen, beschließen, controlliren immer auf eine viel unbequemere und unbehüflichere Weise als kleine. Der Wille und die Meinung eines Jeden kann sich da viel seltener offenbaren. Die Massen drücken auf einander, und es entstehen daher Tausende von unthätigen und schweigmamen Elementen. Einige Wenige treten an die Spitze. Diese läßt das Volk, das seine Unbehülflichkeit fühlt, für sich reden und handeln. Sie erlangen die Gewalt, benutzen sie zu ihrem Vortheile und paralyßiren die ganze Volkssouverainetät, die am Ende nur ein leerer Name und ein Spiel der an die Spitze Getretenen wird.

So ist es fast in allen denjenigen Cantonen, welche die Landsgemeindeverfassung beibehalten haben, geworden. Ueberall erwarben einzelne Männer die Gewalt, wußten diese der unbeholfenen Landsgemeinde gegenüber zu behaupten und sogar in ihren Familien Jahrhunderte lang zu vererben. Daher kam es, daß diese scheinbar demokratischsten aller Staaten, in denen das Volk sich an dem Scheinbilde seiner alten Souverainetät erfreute, und in denen die Großen auch gern an dieser Souverainetät als einer bequemen Quelle der steten Erneuerung ihres Ansehens festhielten, am Ende ganz auf die Seite der Gegner des Fortschritts hinausgedrängt wurden. Schon im vorigen Jahrhundert waren die demokratischen Urcantone die beständigen treuen Bundesgenossen der berner regimentfähigen Aristokraten. Sie waren die eigenstinnigsten und zugleich auch tapfersten Gegner der von Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgehenden Fortschrittsimpulse. Sie kämpften mit Oestreichern und Russen gegen die Franzosen. Sie hielten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts das 1815 wiederhergestellte alte Regime am eifrigsten aufrecht. Sie standen und conspirirten bis auf die letzten Tage herab mit Ludwig Philipp, mit Oestreich, das in den alten Zeiten, in denen sie sich im Namen der Volksfreiheit gegen sein Scepter erhoben hatten, ihr Todfeind gewesen war. Sie fielen auch endlich mit Oestreich, mit Ludwig Philipp und mit dem ganzen alten Regime.

„Wir Neuschweizer, wir freuen sich nicht sehr viel über diese Landsgemeinden,“ versicherte mir ein Berner, dem ich davon erzählte, wie sehr wir in unserer Jugend in Deutschland für diese Volksverfassungen geschwärmt hätten, und dem ich auch das Beispiel des Johannes von Müller citirte, der gleichfalls sehr viel Sympathie für diese alte ehrwürdige helvetische Verfassungsform zur Schau trüge. In der That wird man

es nach dem Obengesagten begreifen, warum die radicalen Neuschweizer, wenn sie eine Landsgemeinde besuchen, diesem Schauspiel nur mit verhaltenem Grolle beiwohnen. Sie sehen darin nichts als Hypokrisie und maskirte Tyrannei. Die sich frei dünkenden und frei stimmenden souverainen Volksleute sehen sie als irregeleitete Sklaven an, und ihre Führer nennen sie gern die „Magnaten“ oder auch die „Paschas der Hirtencantone.“ Indes jedes Ding hat seine zwei oder auch mehr Seiten, und wer selbst in den Ruinen eines Gebäudes noch mit Freuden den alten ehrwürdigen Plan des Tempels erblickt, wer alte Sitten und Gebräuche als solche achtet und ihnen gern begegnet, wer in einem entstellten Angesichte noch gern einzelne schöne Büge aufsucht und bewundert, der wird eine schweizerische Landsgemeinde interessant genug finden. Als bloße Schauspiele sind sie in der That schon im höchsten Grade interessant und malerisch.

Es trägt Vieles dazu bei, sie so erscheinen zu lassen. Zuerst die Zeit der Landsgemeinden. Sie finden fast überall, wie ich schon andeutete, im Frühlinge, in den meisten Cantonen in den letzten Tagen des April oder in den ersten des Maimonats statt, also mitten in der herrlichsten Blumen- und Blüthezeit der schweizerischen Thäler. Vielleicht ist diese Zeit durch eine alte Sitte der germanischen Völker bestimmt. Denn wir finden bei vielen von ihnen Maisfelder und Maivolkssammlungen gebräuchlich. Auch die Natur unseres Erdstrichs und die Art der Volksbeschäftigungen bestimmen diesen Zeitpunkt entschieden als den passendsten. Da erwacht der Mensch wie die Natur aus dem Winterschlaf und es beginnen für ihn allerlei neue Lebensgeschäfte im Freien. Zuerst wünscht er also das wichtigste aller Geschäfte, die Basis aller übrigen Thätigkeit, zu ordnen, die politische Verfassung seines Landes zu revidiren, damit er später alle anderen bürgerlichen Friedensgeschäfte über die Haupt-

sache beruhigt betreiben könne. Dazu kommt auch noch der Umstand, daß das Volk sich gern unter freiem Himmel versammelt, was vor diesem Frühlingsanfange nicht wohl anginge. Also auf frischgrünen Matten, aus den blühenden Thälern, in dem Anhauche der warmen Frühlingslüfte, steigen überall die Schweizer von ihren Höhen in die Hauptthäler hinunter, um ihre Volksversammlungen abzuhalten.

Dann der Ort. Ueberall ist es ein bestimmter Fleck, auf dem der Gewohnheit gemäß schon seit uralten Zeiten die Landsgemeinden abgehalten werden. Dieser Fleck ist also dadurch schon historisch gewichtig und ehrwürdig. In einigen Cantonen (z. B. in Unterwalden) ist zur Ausübung der Volkssouveränität ein Punct ersehen, an welchem ehemalige Zeichen und Fesseln der Volksunterdrückung, Schlösser, Zwingburgen, zerstört wurden. Gewöhnlich hat man dazu ein bequemes flaches Feld im Centrum des Cantons ausgesucht, damit der Versammlungsort allen Bewohnern des Landes möglichst gleich nahe sei. Hier in der Mitte ihres Landes auf dem alten geweihten Flecke, auf dem auch schon alle ihre Vorfäter beratend standen, umgeben von der herrlichen Scenerie ihrer Alpen, schaa- ren sich die Männer, von ihren Frauen und Kindern begleitet, um ihre Führer, das Wohl des Landes beratend.

Dazu gesellt sich noch in manchen Cantonen mancher alte ehrwürdige Brauch, der den Anblick noch malerischer macht. In Procession mit Musik, hier und da unter dem Vortritt von Alpenhörnern ziehen sie hinaus. Die eigenthümlichen Trachten gewisser Staatsbeamten, die Mönche und Priester, die sich beigefellen, die kräftigen Gestalten mancher Gebirgsracer, hier und da die allgemeine Bewaffnung aller Männer (die z. B. im Canton Appenzell vorgeschrieben ist) vermehren noch das Interesse des Anblicks.

Der größere Theil des Volks versammelt sich zunächst in dem Hauptorte des Cantons, in dessen Nähe sich gewöhnlich das Landsgemeindefeld befindet. Hier giebt es daher schon den Tag zuvor Getümmel und Leben, ankommende Gäste und Fremde, mit türkischer Musik einziehende Truppenschaaren, vielbeschäftigte Beamte und Rathsherrn, die doch zuweilen mit einigem Herzpochen den Tag der Landsgemeinde erwarten und noch Manches vorzubereiten haben, — am Tage selbst dann frühmorgens wieder Truppenmärsche und Musik, Glockengeläute und ein Gottesdienst, nach dessen Beendigung sich Alles zur feierlichen Procession ins Freie hinaus ordnet. Ich sage nach der Beendigung des Gottesdienstes und auch, wie ein schweizerischer Landsgemeindenbeschreiber hinzusetzt, „nachdem die Leute zuvor noch zu Mittag gespeist und getrunken haben.“ Denn sie gehen, wie jene alten Deutschen, von denen Tacitus erzählt, nicht nüchtern in die Versammlung. Wir kamen gerade zu diesem Momente nach Altorf, als sie eben in allen Privat- und Wirthshäusern beim Speisen waren, und fanden auch für uns eine Tafel gedeckt, an welcher der päpstliche Nuntius mit zwei geistlichen Adjuncten präsidirte.

Dann leerten sich allmählig die Häuser, und dagegen füllte sich der Rathhausplatz von Altorf mit den zur Procession sich ordnenden Menschen. Es ist dieß eines der classischsten kleinen Forums der Schweiz. Denn hier ist der Fleck, wo die Linde stand, unter der bei jenem berühmten Apfelschuß Tell's Sohn sich postirt hatte. Ein Brunnenmonument einige hundert Schritte weit davon bezeichnet den Ort, auf dem der Vater Tell stand. Die Distanz scheint den Fremden meistens zu weit. Aber dieselbe Tellenschußweite sollen noch jetzt die erner Bogenschützen bei ihren Uebungen als die gesetzliche gelten lassen. Auf dem Brunnen steht die Bildsäule Tell's und seines

Knaben mit dem durchgeschossenen Apfel. Man sieht diese Gruppe in vielen Schweizerstädten. Auf der Mitte des Platzes steht ein alter Thurm, rund herum mit al fresco gemalten Szenen aus der Sage von Wilhelm Tell geschmückt, daneben das Rathhaus und dann ein Kirchlein. Zwischen allen diesen Tellsmonumenten erschienen nun nach und nach die Trommeln und Trompeten, die Kapuziner und Landammänner, die Säckelmeister und Rathsherren, die Landtschreiber und dann auch die Landleute von Uri. Alle die „vorsitzenden Herren,“ die Hauptbeamten zu Pferde, der Landammann Herr Schmidt, dessen Vorfahren schon seit Jahrhunderten sich auf der Höhe der umer Menschheit gehalten haben, der Säckelmeister Herr Muheim, der auch einen im Lande berühmten aristokratischen Namen trägt, u. s. w. Die Vorfahren einiger dieser Leute haben in französischen oder spanischen Diensten die Generalsuniform oder gar einen Feldmarschallsrang erworben, und darum versäumen ihre Nachkommen nicht, die alten goldgestickten Schabracken und Sättel dieser großväterlichen Feldherren bei dieser Gelegenheit auf ihre Pferde zu legen. Wir sahen zwei oder drei solche goldgezierte Pferde. Die Herren selber sitzen in lange schwarze Mäntel gehüllt darauf. Wie artige Wirthe eine geladene Dame an der Thür empfangen und sie begrüßend in den Ballsaal führen, so wurde sogleich das Pferd jedes vorsitzenden Herrn von zwei Landleuten am Zügel genommen und mit ungeschickter Dienstfertigkeit auf die Mitte des Platzes geführt. Die engen Straßen von Altorf haben ein etwas holperiges Pflaster, in der Mitte laufen steinerne Rinnen für den Wasserablauf. Die Pferde mühten sich darin ab wie auf einem Bergpfade, was der Feierlichkeit der Procession gar nicht günstig war. Ich bemerkte, wie einige Landleute immer ein Auge auf das Pferd ihres Landammanns hatten und ihm überall, wo es

stolperte, unaufgefordert in den Bügel griffen, oder auch, wenn es nach einer Seite hin schwankte, mit ihren Regenschirmen und Fäusten auf die entgegengesetzte Seite stießen.

Die Procession war nun folgendermaßen geordnet. Voraus gingen Trompeter, Trommler und Musiker, die in glücklicherweise nicht allzu kräftigen Mischböden ins freie Neusthal hinauslärnten. Hierauf kam Miliz mit den Fahnen und dem Wapen des Landes, dem berühmten Stierkopf von Uri. Wenn diese Fahne sonst jenseits der Alpen in den italienischen Thälern, oder auch in der Ebene der nördlichen Schweiz erschien, so verbreitete ihr Anblick Furcht und Schrecken. Die Leute riefen: „Da kommt der Stier von Uri“ und dachten sich dabei das urner'sche Kriegercorps selbst als einen wilden von den Bergen herabstürmenden Stier. Meine Freunde vom Sonderbunde, die noch jetzt gern diese alte Kraft und diesen alten Schrecken wieder heraufbeschworen hätten, betrachteten diese Truppen mit Entzücken und lobten die „kernigen kräftigen Kämpfer aus dem Gebirge,“ die ich nirgends erblicken konnte. Im Gegentheil sah ich in ihnen nur einen Haufen kleiner Kriegerfiguren von ziemlich unmilitärischer Haltung.

Den Truppen folgten die sogenannten beiden „Tellen.“ Diese beiden Leute trugen die alten Urihörner, zwei mit Silber beschlagene Büffelhörner. Das Volk nennt sie die „Tellen,“ weil sie in der alten malerischen Schweizertracht aus der Zeit Wilhelm Tell's austraten, mit breitkrämpigem Federhut und alten spanischen gebauschten Röcken und weiten Hosen, die aus gelben und schwarzen Tuchstücken zusammengesetzt waren. Auch die Weibel des Standes Uri haben Mäntel, die aus einem gelben und einem schwarzen Stücke bestehen. Gelb und Schwarz sind überhaupt die Nationalfarben dieses Ländchens. Es sind dieß die ältesten deutschen Reichsfarben, Uri ist das einzige

Land in der Welt, in dem diese alten deutschen Reichsfarben noch heutiges Tages Nationalfarben sind. Die alten Tellen, mit denen ich mich in ein Gespräch einließ, zeigten mir ihre Hörner mit großem Wohlgefallen. Beide waren schon über 80 Jahre alt, und ihre langen weißen Bärte, ihre ehrwürdigen runzeligen Physiognomien, ihre schneeigen Locken paßten so gut zu ihrer Tracht, daß man darauf hätte schwören mögen, diese Leute könnten unmittelbare Augen- und Ohrenkunde aus dem Mittelalter bringen.

Hinter ihnen folgten die Landweibel und Läufer in ihren bunten Mänteln. Voran der stolze Großweibel. Sie schleppeten die Gesetzbücher, die Landsgemeindeprotocolle in schwarzgelben Sammetbeuteln und die Siegel und Schlüssel zu den Archiven und Schatzkammern. Der Großweibel hatte einen Stab mit dem alten deutschen Reichsapfel, der außer hier in Uri sonst wohl nirgend mehr in Deutschland eine öffentliche Rolle spielt. Ein anderer Weibel trug das richterliche Schwert, das so antik ausah, wie der hiesige „Malefizrath“ — mit diesem altmodigen Namen bezeichnet man hier das, was wir „Criminalgericht“ nennen.

Dann kamen einige Capuzinermönche, die auch fast nie bei den urner Landsgemeinden fehlen, und endlich auf ihren goldenen Schabracken in schwarzseidenen Mänteln und mit Degen an der Seite die reitenden Herren. Hinter drein zog der Schwarm der Landleute, deren Zahl sich bei jedem Schritte mehrte. So wanderten wir eine Stunde weit auf den Wiesen des Thales durch verschiedene Dörfer und Fluren zu dem Sammelplatze, wo die Leute aus den oberen Thälern unserer schon harrten.

Hier haben die Urner aus Bretern und Balken ein amphitheatralisches Gerüste mit Bänken errichtet, das sie „den Ring“ nennen. Innerhalb dieses Ringes nahmen an einem Tische der Landam-

man und Protokollführer Platz, rund umher auf den Bänken die Notabeln und Rathsherren des Landes. Auch der päpstliche Nuntius und wir übrigen Gäste erhielten mit viel Höflichkeit unter den Rathsherren Plätze. Wer sich als Candidat zu einer Stelle melden und das Volk anreden will, muß in den Ring hinein. Die mitstimmenden Männer drängen sich stehend hinter den Bänken herum. Auf den Hügeln umher gruppiren sich die Zuschauer, Weiber und Buben auf eine malerische Weise. Von einem dieser Hügel spielt so lange, bis das Ganze sich geordnet hat, die Musik die Melodie des alten erner Tellenliedes. In einigen Cantonen giebt es bleibende „Ringe“ aus Erdwällen und Rasen, die zum Theil schon uralt sind und an jene Ringwallungen erinnern, welche man als Zeugen einer uralten Zeit noch jetzt in einigen Theilen Norddeutschlands und Scandinaviens findet.

Die Urihörner liegen unter dem Tische in der Mitte des Kreises und oben darauf die Gesetzbücher, Schlüssel, das Richterschwert und der Reichsapfel, überhaupt mehre solche Dinge, wie sie Cromwell auch auf dem Tische des englischen Parlaments fand, als er in den Saal desselben eindrang und seine Soldaten commandirte: „take away that bubble!“ In diesen Zeiten, die alle solche Bubbles mehr und mehr wegschwimmen, sieht man gern auf solche antike, dem Volke noch heilige Curiositäten.

„Was Räte und Landleute zwanzig Jahre und drüber sind, sollen zusammen am Ringe stehen und das bei ihrem Eide, das Wohl des Vaterlandes zu wahren und dessen Schaden zu wenden, zu stimmen und zu handeln,“ so klingt die Aufforderung zum Anfange der Berathung. In Uri nicht, wohl aber in anderen Cantonen, z. B. in Appenzell, ist es nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht jedes Bürgers, beim Ring auf der Landsgemeinde zu erscheinen. Und wer dabei ohne triftigen

Grund ausbleibt, den trifft noch heutiges Tages die Strafe, daß er ein ganzes Jahr hindurch bis zur nächsten Landsgemeinde rechtlos bleibt, niemanden verklagen, nicht als Zeuge vor Gericht erscheinen kann u. s. w.

Die Sitzung eröffnete der regierende Landamman mit einer Anrede, worin er Gott um Beistand und Segen bei den Verhandlungen bat, worauf das Volk mit entblößtem Haupte fünf Vaterunser und fünf Ave Maria betete. Hinter dem Stuhle des Landammans stand ein Landmann mit einem Schirm, um ihn vor Regen und Sonnenschein zu schützen. Auch hinter jedem Landesvater oder Rathsherrn breitete ein brauner Gebirgsmann aus freien Stücken seinen Schirm aus und hielt ihn während der ganzen Verhandlung über dem Haupte irgend eines der Herren, die sich das auch ganz ruhig gefallen ließen. „Niederträchtige slavische Liebedienerei!“ hätte mir gewiß ein Neuschweizer ins Ohr geraunt, wenn einer neben mir geseffen. Als eine „ehrwürdige, rührende, alte, patriarchalische Sitte“ legte man die Sache hier aus.

Mit der Initiative der Landleute zu Gesetzesvorschlägen, diesem wichtigsten Rechte aller Versammlungen, steht es etwas mißlich aus. Sie haben diese nämlich nur unter folgenden sehr beschränkenden Umständen. Um einen Vorschlag in der Versammlung thun zu können, müssen sieben ehrliche Männer zusammentreten und sich verbürgen, daß dieser Vorschlag den Wünschen von sieben oder mehr verschiedenen Geschlechtern genehm sei; auch müssen sie diesen Vorschlag „des Siebengesichts“ wenigstens einen Monat vor der Landsgemeinde den „regierenden Herren des Rathes“ vorlegen und können ihn erst dann, wenn diese nichts dagegen thun, an die Volksgemeinde bringen. Die Rätze erlangen auf diese Weise von Allem, was unter dem Volke vorgeht, Kenntniß und können

ihre Maßregeln treffen. Es hatte sich dießmal zu einem, ich weiß nicht welchem, wichtigen Vorschlage ein „Siebengeschlecht“ gebildet. Allein es war dem Landrathe gelungen, ihn schon zuvor durch Sprengung des Siebengeschlechts zu hintertreiben. Er hatte zwei Geschlechter bewogen, von dem Verlangen abzusehen, und die fünf übrig bleibenden konnten dann nicht so schnell ihre Zahl gesetzmäßig completiren.

Die Urner, welche außer Landes weilen, müssen zu Zeiten ihre Bürgerrechte von der Volksgemeinde wieder bestätigen lassen, und dieß Mal waren mehre aus Amerika, Italien und anderen Ländern mit solchen Gesuchen eingekommen. Darunter wurde auch der Name des berühmten erner Bildhauers Imhoff in Rom ausgerufen, und diese Kuh- und Ziegenhirten bezeugten ihren Respekt vor den Künsten und Wissenschaften, indem sie erklärten, daß sie nichts dagegen hätten, daß ihr geschickter Landsmann noch ferner in der Fremde weile, ohne seine Bürgerrechte in seiner Gebirgsheimat zu verlieren.

Nach Beseitigung einiger anderer Vorschläge legte der bisherige Landammann sein Amt nieder, nachdem er zuvor von den Geschäften des Landes und von der befolgten auswärtigen sowohl als inneren Politik Rechenschaft abgelegt hatte, und setzte sich darauf, seinen Präsidentenstuhl verlassend, unter die anderen Exlandammänner oder, wie sie hier heißen, Altlandammänner. Danach bleibt das Land eine halbe Stunde lang ohne Oberhaupt, und der Landschreiber, der allein im Ringe steht, fordert die Herren der Reihe nach zu Vorschlägen für einen neuen Landammann auf. Wenn der Abtretende nur erst ein Jahr im Amte war, so schlagen sie ihn gewöhnlich wieder vor. Zum dritten oder vierten Male wird aber selten derselbe Landammann wieder gewählt. Eben so danken auch die übrigen großen Staatsbeamten, die Säckelmeister, Bannerherren u. s. w. ab und werden

gewöhnlich zum zweiten Male, nicht aber zum dritten Male wieder gewählt. In der Regel sträuben sich die Gewählten mit Hand und Fuß gegen ihre Wahl. Laut lassen sie ihre Protestationen und ihre Klagen über die drückende und unerträgliche Bürde der Aemter erschallen. „Ihr wißt, ich bin ein Kaufmann, und was hat ein Kaufmann nicht Alles in seinen Geschäften zu thun, um sich und die Seinigen in diesen traurigen Zeiten durchzubringen. Ich bin ein Vater von 7 Kindern. Welche Noth und Sorge machen sie mir. Nun wollt Ihr, daß ich auch noch die Sorge für Euch dazu übernehmen soll! Was versteht auch ein Kaufmann von der hohen Politik. Ihr wißt es selbst am besten, wie wenig ich davon verstehe. War ich nicht selbst schon oft in verschiedenen Aemtern? Und habe ich meine Unkunde nicht deutlich genug an den Tag gelegt? Der Herr Altlandamman N. N., der mich vorgeschlagen hat“ — damit wendet er sich an den besagten Herrn (der in der Rathsherrnrobe neben ihm auf derselben Bank sitzt), scheinbar ganz bitterböse und spottend, als wollte er das alte deutsche Sprichwort: „keine Krähe hackt der anderen die Augen aus,“ auf der Stelle Lügen strafen, — „der Herr Altlandamman N. N. hat gut reden. Er betreibt ein Geschäft, das ihm fast nichts zu thun macht. Gottes Segen strömt auf sein Haus in Fülle hernieder. Auch ist er ein gescheiter Mann. Ich erinnere Euch daran, wie er diese und jene Geschäfte des Landes klug betrieb. Ich schlage daher den Herrn Altlandamman N. N. vor.“ Diese Protestationen sind ganz stereotyp und bei allen schweizerischen Volksgemeinden Sitte. Man sieht die Leute zuweilen bei Nennung ihres Namens wie vom Blitze getroffen. Wüthend springen sie auf, arbeiten wie Telegraphen mit Händen und Füßen. Man muß sie festhalten und mit Gewalt in den Ring bringen. Sind sie aber erst einmal gewählt,

hat man sie in den Ring gebracht, ihren Widerstand überwunden, sie auf den Präsidentenstuhl hingesezt, so sind sie auf einmal still und geduldig wie ein Löwe, der sich überwunden sieht und sich in seine Gefangenschaft ergiebt. Sie nehmen dann auf einmal eine ganz andere Haltung an, ihre Stimme ändert sich, wird würdevoll und befehlend, und sie treffen dann ihre Anordnungen mit Geschick und halten ihre Antrittsrede mit einer Geläufigkeit, als hätten sie sie vorher ausgearbeitet, was denn auch zuweilen der Fall sein mag, da nicht selten der ganze Hergang längst unter den Machthabern vorher abgemacht war, oder diese wenigstens schon im Voraus wußten, wie die Sachen kommen würden. Man muß einmal in die Kirche und auf den Kirchhof von Altorf gehen, da kann man lernen, ob die Schmidts, die Muheims, die Luffers und die anderen alten Familien des Landes trotz ihres Sträubens gewußt haben, das Regiment in ihren Geschlechtern zu erhalten. Man findet dort seit Jahrhunderten Landammänner und andere Oberbeamte fast nur aus 6 oder 7 Geschlechtern. Sie wissen wohl, daß sie das Scepter, das sie jährlich auf der Landsgemeinde weit von sich werfen, immer mit allerlei Fäden wieder an sich ziehen können. Allerdings ist es wahr, daß sie bei ihren Aemtern viel Lasten und Geschäfte zu übernehmen haben und dafür höchst winzige Sümmechen als Gehalt beziehen, allein die Vortheile kommen ihnen dafür auf anderem Wege zurück. Das Gouverniren hat seine eigenen Reize. Man eröffnet dabei auch den Seinigen allerlei Carriären in der Welt. Man kann sich mancherlei Privilegien bei der Schiffahrt auf dem Vierwaldstätter See und auf der St.-Gotthards-Straße conserviren. Das eifrige Ausschlagen der Ehre ist aber wahrscheinlich eben dazu nöthig, um sie vom erner Volke zu erlangen. Beim römischen Volke war es gerade so. Auch Cäsar Augustus schlug die Im-

peratorenkrone aus, die er gern haben wollte. Wer auf allen Märkten und Straßen ausschreit: „Ich will nicht, ich will nicht Kaiser werden!“ hat beim Volke schon einen Stein im Brete, das da denkt, es thue einen rechten Fang, wenn es einen solchen Widerspänstigen zur Annahme einer Sache, die er nicht mag, zwingt.

Nachdem die großen Aemter wieder besetzt waren, kamen die kleineren, die der Weibel, Schreiber, Käufer, Buttermayer u. s. w., an die Reihe. Hier drehte sich aber das Blatt geradezu um. Auch die Candidaten, die zu diesen Aemtern sich meldeten oder darin bestätigt sein wollten, mußten in den Ring und selbst eine Rede zu ihrem Gunsten halten. Da diese kleinen Leute und ihre Familien fast ganz von dem geringen Solde, den sie beziehen, abhängen, so waren denn ihre Reden wahre Schmeichelreden und Klagelieder. „Die hochgeachteten, wohlregierenden Herren Landammänner, die gelehrten gnädigen Herren vom Rathe, die hohe souveraine Landsgemeinde, die lieben getreuen Eidgenossen und Landleute“ wurden darin in jammerndem Tone so häufig angeredet und mit Honigworten so süß becomplimentirt und die Candidaten, zum Theil alte Männer mit entblößtem Haupte und zitternden Knien, offenbarten so viel aufrichtige Besorgnisse um die Erfüllung ihrer Wünsche, daß ein Bettler, der vor einem Kaiser auf den Knien liegt, sich kaum devoter und ergebener zeigen kann als diese freien Männer vor ihren bürgerlichen Landsleuten, und daß mir es alle Mal durch das Herz schnitt, wenn ein Candidat, der wie ein armer Sünder mitten im Kreise stand, durchfiel und stumm und roth im Gesichte abgeführt wurde.

Wie in allen schweizerischen Volks- und Rathsversammlungen geschah die Abstimmung durch das Aufheben der Hände oder, wie man in der Schweiz sagt, durch das „Handmehr.“ („Er

ist durch das Handmehr gewählt worden.“) Um die Anzahl der aufhebenden Hände zu schätzen oder im Fall, daß das Handmehr nicht augenscheinlich überwiegend ist, sie genau zu zählen, stehen dem Präsidenten in jeder Versammlung zwei Handzähler oder „Abmehrer“ zur Seite, denen dieß Geschäft übertragen, und deren Ausspruch, daß die Stimmenanzahl sich für diese oder jene Seite entschieden habe, geglaubt wird. „Wem es also wohlgefällt, daß N. N. unser „Säckelmeister sei, der hebe die Hand auf!“ ruft der Landamman. Dann zählen die Abmehrer, hier in der Landsgemeinde die Weibel. „Herr Großweibel, habt Ihr ein Mehr?“ fragt dann wieder der Landamman. „Ja, Herr Landamman,“ ruft der Großweibel, nachdem er mit den Weibeln Rücksprache genommen, „der Herr N. N. ist zum Säckelmeister gewählt!“ Bei einigen Wahlen, wenn ein besonders beliebter Mann genannt war, wurde dann auch dazu geklärt und geschrien. Und als ihnen ihr Landamman Schmidt zum Tagesatzungsgefangten vorgeschlagen wurde, streckten sie alle ihre Hände zum Himmel und schrieten, jodelten, jauchzten und piffen dazu.

Im Ganzen konnte ich nur, soll ich sagen, die Ruhe, Ordnung und den Tact, mit denen die Landleute sich bei dieser Versammlung benahmen, oder soll ich sagen, das Geschick und die Klugheit, mit denen die Führer einen so stürmischen Gesetzgeber, wie es ein auf einen Haufen versammeltes souveraines Volk ist, bewundern. Man denke, daß Niemand die völlig unbeschränkte Souverainetät der Versammlung bestreitet, daß ihre völlige Macht und Freiheit, Gesetze zu geben, welche sie will, jedem bekannt ist, daß unter den Leuten natürlich sich eine Menge roher, ungebildeter und turbulenter Menschen befindet, und daß dennoch stürmische und wirklich

gefährliche Landsgemeinden in der Geschichte der Arcantone etwas sehr Seltenes sind. Ich sage wirklich gefährliche, denn stürmisch und lärmig sind sie fast alle. Nur dann und wann einmal hat sich das Volk erhoben, die Bänke und Tische der Rathsherren umgestürzt und durch Acclamation oder ohne Beobachtung der gewöhnlichen Ceremonien einen Landmann erwählt oder ein Gesetz nach seinem Sinne gemacht. Es ist, wie mir es scheint, ein höchst merkwürdiges und von den schweizerischen Geschichtschreibern nicht genugsam hervorgehobenes Factum, daß diese Arcantone mit der scheinbar gefährlichsten und wandelbarsten Verfassung von der Welt, bei der das ganze Volk immer zur Wahl seiner Herren und zur Gebung neuer Gesetze auf einem und demselben Forum versammelt wird, ja der zufolge nicht nur alljährlich alle Beamten ihre ganze Gewalt in den Schooß des Volks zurücklegen, sondern auch alle alten und neuen Gesetze, alle alten Gewohnheiten und Alles, was durch die Gewalten des Landes je durch das Mehr entschieden ist, für einen Augenblick suspendirt werden, indem alle diese Dinge bei jeder Landsgemeinde dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden, sich doch unveränderlich seit mindestens 500 Jahren immer unabhängig und auch immer bei derselben unwandelbaren Verfassung erhalten haben. Wie wechselnd und schwankend zeigten sich nicht die italienischen und griechischen Demokratien. Wie oft ergriff ein Volkstribun oder ein Tyrann die Zügel. Wie häufig war ihr Wechsel zwischen Demokratie und Aristokratie, und Anarchie und Ochlokratie, und Oligarchie und Despotie. Diesen lieben, getreuen schweizerischen Landleuten wird alle Jahre, so zu sagen, das ganze Staatsgebäude zu Füßen gelegt. Sie können, da sie dem Gesetze nach so unabhängig wie der Schach von Persien sind,

das Gebäude zusammenstoßen, oder wieder auf sein altes Postament stellen, wie sie wollen. Fünfhundertmal haben sie, indem sie sich und den Gewohnheiten ihrer Väter auf eine seltene Weise getreu blieben, das Letzte gethan, man kann sie daher wohl mit einigem Rechte die Getreuen nennen. Nie hat sich in diesen kleinen Hirtenstaaten dauernd Anarchie festgesetzt. Nie hat ein Dictator auf längere Zeit überwiegende Macht erlangt. Nie ist Einherrschaft unter ihnen erzeugt worden. Obwohl sie nichts weniger als immer friedliche Hirten waren, vielmehr während ihrer ganzen Existenz recht blutige Kriege führten, ja sogar Eroberungen machten, so hat doch nie eine prätorianische Obergewalt oder das despotische Ansehen eines Feldherrn bei ihnen die alte Volkssouveraineté zerstört. Sie waren sogar leidenschaftliche Soldaten und dienten Jahrhunderte lang in den Armeen aller Länder. Ihre Landsleute wurden Generale, zuweilen Provinzialgouverneure bei unumschränkten Königen. Kehreten diese Herren aber in ihre Gebirgsthäler zurück, so suchten sie dort nicht auf dieselbe Weise militärisch zu regieren, wie sie es im Auslande gewohnt waren, sondern sie mischten sich wieder unter die Handaufheber der Landsgemeinde oder bequemen sich wenigstens, diesen, wenn sie etwas durchzusetzen wünschten, auf dem Wege der Klugheit die Sache plausibel zu machen. Wie die Römer, hatten auch die Urner, Schwyzer und Unterwaldener ihre eroberten Provinzen, die sie als Unterthanen sehr willkürlich regierten. In Rom unterdrückten die aus den Provinzen zurückkehrenden Gouverneure die Freiheit. In diesen schweizerischen Cantonen fand dasselbe nicht statt. Sie unterdrückten ihre Provinzen durch strenge Landobdte, wußten sich aber ihre eigene Freiheit gegen dieselben zu erhalten. Eben so bewundernswürdig, wie diese Conservirung ihrer Freiheit

im Innern, ist die Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit nach außen, die sie sich in einer ununterbrochenen Reihe heldenmüthiger Siege bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben, gegen die Oestreicher, gegen die Burgunder, gegen die Franzosen, gegen alle ihre Nachbarn.

Gedachte man der bewundernswerthen Siege, welche die Urschweizer selbst noch im Anfange dieses Jahrhunderts über die übermüthigen Franzosen davontrugen, so konnte man wohl auch jetzt eine glänzende That zum Schutze ihrer alten Institutionen gegen die Angriffe aus der Neuschweiz von ihnen erwarten. In der That waren auch alle Führer des Sonderbunds voll von Hoffnung auf die schönste Entfaltung alter Thatkraft. Man fachte die Erinnerungen an alte Siege, welche die Urschweizer irgendwo erfochten, wieder an. Jeder Fleck, wo die Unterwaldener ein Corps Franzosen vernichteten, oder wo die Urner den Oestreichern mit Aufopferung folgten, oder wo die Nidings Anno 1815 den alten Schweizersinn zu unerhörtem Widerstande belebten, oder wo die Weiber eines Dorfes sich erhoben und einen Trupp Feinde im Weitermarsche hemmten, oder wo ein Mädchen des Landes eine Heldenthat verrichtete, wurde mir auf meiner Reise gezeigt und angepriesen. Man triumphirte und jubelte im Voraus, als müßte sich dieß Alles jetzt eben so wiederholen. Auf jedem Landmanne mit dicken Waden ruhte unser Auge mit Entzücken, und wir sahen darin im Voraus einen Helden und Sieger. Ueberall wollte man nur den besten Geist für die gerechte Sache erblicken. „Hier sind die Leute gut,“ hieß es, „sehr gut!“ „Hier in diesem Thale sind sie exaltirt gut!“ Die Urschweizer haben sich zum ersten Male verleugnet. Sie haben ihre Führer im Stich gelassen. Sie haben sich zum ersten Male willig und schlaff in ihr Schicksal ergeben und

den Strom der Ereignisse ohne Widerstand über sich ergehen lassen.

3. Maderanenthal.

Im Hauptthale von Uri, in der Nähe der großen Straße über den St. Gotthard trifft man auf viel Gefindel; alle Leute betteln hier, wie in allen den Thälern der Schweiz, welche von Fremden beständig besucht werden. Diese Fremden werden von den Einwohnern durch die Bank für immens reich gehalten. Von ihnen glauben sie in einem Augenblicke mehr erhalten zu können, als sie sich durch mühsame Arbeit in einem ganzen Tage zu verdienen vermögen. Was ist natürlicher, als daß die armen Arbeiter diesen Reichen gegenüber erschlaffen, die Hand ausstrecken, und daß sich am Ende die Gewohnheit des Bettelns ausbildet. Selbst die, welche ihre eigenen Landsleute und Standesgenossen anzubetteln nicht nöthig hätten, verlieren dem „reichen“ Reisenden gegenüber alle Scham, weil sie ihn hoch über sich erblicken. Und so gewöhnen sich selbst die Wohlhabenden ans Betteln, wodurch sie natürlich am Ende wirklich an den Bettelstab kommen, da nur Energie und Arbeit vor diesem bewahren können. Auf diese Weise haben denn die Reichen, wie in England und wie überall, statt Wohlhabenheit Armuth um sich her erzeugt, und es sind allmählig nicht wenige der vielbesuchten Thäler in ihrem Wohlstande geradezu ruiniert worden. Wer den Bettlern, den großen Landstraßen und dem, was an ihnen Unangenehmes hängt, entfliehen und gute Sitten, zufriedene Bergbewohner, alte Schwei-

zer finden will, der muß die kleinen hohen Seitenthäler aufsuchen, in denen die Leute noch, oft gar nicht weit von den verderbten Hauptthälern, nach der Väter Gewohnheit leben und einen unverdorbenen Zustand vor des Reisenden Augen entfalten.

In Uri wählte ich mir dazu das Maderanenthal, das sich vom Neufthale aus nach Graubündten hinzieht. Es eröffnet sich zwischen den beiden malerischen Alpenhörnern, der Windgelle und dem Bristenstock, und ist im Hintergrunde mit Gletschern ausgefüllt, die sich vom Claridengrat herabziehen. Wir (ein Rathsherr von Uri, der obengenannte Freund von mir und ich) fuhren bis Amsteg im Neufthale zu Wagen. Von da aus ging es zu Fuß seitwärts zu den Höhen. Welche wundervolle Gebirgsscenen boten sich hier unserem Blicke dar! Welche kühne Gestaltung der Bergmassen! Welche Terrassen! Welche Hochwiesen und zum Himmel aufstrebende Gipfel! Wie fanden wir die Leute hier so gefällig, so natürlich, einfach und freundlich. Wie wohnten sie, um ihre Kirchen in Dörfern versammelt, so wundervoll malerisch und schön! Wir besuchten die Wohnung des Pfarrers des Hauptorts und fanden hier, wie überall bei den katholischen Pfarrern, eine gastliche Aufnahme.

Viele von den Familien, die dieses Thal bewohnen, stammen aus dem benachbarten Graubündten. Wir erkannten solche gleich an ihren Geschlechtsnamen. Obwohl einige schon seit Urgroßvaters Zeiten hier wohnen, so haben sie sich doch mit den Urbewohnern des Thales immer noch nicht völlig amalgamiren können. Sie gelten noch immer für Fremde. Um in Amerika als ein Einheimischer zu gelten und aller Bürgerrechte theilhaftig zu werden, genügt für jeden Fremden ein Aufenthalt von wenigen Jahren. In diesen schweizerischen

Urcantonen giebt es Familien, deren Väter vor 300 Jahren einwanderten, und die dennoch für „Ausbürger“ gelten, die noch immer nicht auf der Landsgemeinde mitstimmen können und noch keinen Theil haben an dem Eigenthum der Nation. Keine Republiken in der Welt sind in Bezug auf die Fremden von einem so engherzigen Geiste besetzt gewesen, wie diese schweizerischen Cantone. Daher haben denn auch keinem Staatswesen die Fremden von jeher so viel Noth bereitet, wie dem schweizerischen.

Den Frühling trafen wir hier oben eben bei der ersten Arbeit. Die Wiesen waren mit ganz zartem und frischem Grün wie mit einem grünlichen Flor überzogen. Leider hatte der lange Winter das Gras sehr zurückgehalten, und es war daher Futternoth in diesen Höhen. Das Heu vom Herbst und die anderen Wintervorräthe waren völlig erschöpft und der neue Segen des Jahres erst im Keimen. Wir begegneten daher vielen kleinen Rinderheerden, die aus den höheren Dörfern herabkamen. Sie sollten in das Hauptthal von Uri geschafft werden, wo das Gras schon üppig stand und blühte. Es tritt in diesen Hochgegenden gewöhnlich eine solche Heu- und Viehfutternoth im Frühlinge ein, und man kann daher diese Frühlingswanderungen der Rinderheerden in tiefere Thäler hinab als etwas Regelmäßiges betrachten. Im April ist in der Regel das meiste Vieh des Landes, das bis dahin noch oben mit Heu erhalten wurde, in den niedrigsten Thälern concentrirt. Im Mai und Juni beginnt es dann wieder seine Wanderungen nach oben von Bergstafel zu Bergstafel, den segensvollen Schöpfungen des Frühlings folgend.

Der Bristenstock, von dem die Bristenlawine („die Brist-Lau“) herabkommt und oft die Chaussee bei Amsteg gefährdet, ist einer der Schweizerberge, die so häufig porträtirt sind.

wie die Physiognomiceen unserer Könige. Er hat dieß seiner geographischen Stellung zu verdanken, denn er blickt gerade aus dem Hintergrunde des Neufthales zum Vierwaldstätter-See hinab, und man sieht ihn von diesem See und von Fluelen und Altorf aus überall als Ziel- und Schlußpunct der Aussicht. Auch ein erner Maler, der Oberst M., so hörte ich, hat einen Theil seiner Farben diesem Berge gewidmet, und bei meiner Rückkunft nach Altorf besuchte ich diesen trefflichen Mann. Er wohnt auf einem kleinen Besitzthume in der Nähe von Altorf. Es ist ein solches bescheidenes hübsches Gütchen, wie sie in der Schweiz, dem Lande der kleinen Güter und Vermögen, häufig sind. Wir fanden ein nettes Häuschen mit freundlichen, wohnlichen Zimmern, von einem reizenden Gärtchen umgeben, mitten in der wundervollsten Bergscenerie. Es lag auf einer kleinen Anhöhe mit der Aussicht auf das herrliche Neufthal und den See der Vierwaldstätte. In einem Seitenflügel des Gebäudes hatte der Besitzer sich ein geräumiges Atelier eingerichtet, in welchem wir viele treffliche Werke und Studien von ihm fanden. „Sie sind ein glückseliger Mensch,“ sagte ich ihm, „Sie haben erfüllt, was Horaz und so mancher andere Dichter sich wünschte, ein kleines, aber gutes, ein bescheidenes, aber Sie über alle Sorge erhebendes Besitzthum. Dazu haben Sie, was Zimmermann in seinem Werke über die Einsamkeit für das Herrlichste hält, eine gute, liebenswürdige Frau, eine blühende Familie. Endlich haben Sie, was jedem Noth thut, ein Talent, eine Leidenschaft für etwas Höheres, eine Arbeit, eine Bestimmung. Sie sind Landschaftsmaler, und als solcher besitzen Sie ein Atelier, um das Sie hundert unserer Künstler in unseren Hauptstädten beneiden würden. Denn es liegt mitten zwischen einer herrlichen Fülle von Original-

landschaften. Sie brauchen nur treu zu copiren, was Sie von ihren Fenstern aus sehen, um eines unsterblichen Namens sicher zu sein.“ „Und doch,“ sagte mir melancholisch lächelnd mein Freund, „vermisse ich tausend Dinge, um glücklich zu sein. Meine Kunst, die mich beseelt, verdirbt mir auch den Schlaf meiner Nächte. Ich bin in Verzweiflung, wenn mir meine Versuche nicht gelingen. Und daß dieß fast nie geschieht, sagt mir jeder Blick aus meinem Fenster auf die herrliche Natur, die um mich herum aufgestellt ist, und die ich in ihrer Schönheit nie erreiche. Ihre Künstler, die nur zu Zeiten in die Alpen kommen, hier der Natur einige Züge ablauschen und dann fern von hier in Ihren Hauptstädten, von warmer Erinnerung und Phantasie elektrisirt und begeistert, darnach arbeiten, haben es besser als ich. Ich stecke hier in der Ueberfülle von Naturschönheit, wie eine Biene in einem Honigfaß, und gehe darin unter. Von ganzem Herzen sehne ich mich zuweilen nach den dunkeln Straßen Ihrer alten Städte, wo die Künstler das Schöne nur naschen und mühsam erjagen, wie es unsere Natur will und gebietet.“

4. Kloster Engelberg.

Zum Vierwaldstätter-See münden Thäler und Flüsse von allen Seiten heraus. In jedes dieser Thäler dringt eine Bucht oder ein Arm des Sees hinein, und an der Spitze jeder dieser Buchten liegt ein kleiner Hafen und Handelsort. Das große Hauptthal der Reuß aus dem Süden bildet den Canton Uri. Zwei andere Thäler im Westen umfaßt der Canton Unterwalden. Das eine dieser unterwaldener Thäler, das

von Sarnen und Lungern, hatte ich schon früher bereist. Zu dem anderen, in welchem das berühmte Kloster Engelberg verborgen ist, machte ich mich jetzt auf. Ich fuhr mit dem Dampfschiffe bis auf die Mitte des großen Sees zurück. Hier nahm uns ein kleines Boot auf und brachte uns zu dem reizenden Hafensorte Beckenried. Hier übernachtete ich in Gesellschaft einer englischen Familie, die so eben aus Italien gekommen war und mir die neuesten Nachrichten von den Fortschritten des Frühlings am Comersee mittheilte. Sie wollte einige Tage von den Strapazen, die ihr der Uebergang über den St. Gotthardt verursacht hatte, ausruhen. Diese aus Italien zurückkehrenden Wanderer sind gewöhnlich die ersten Ankömmlinge in der Schweiz. So wie die hohen Alpenpässe nur einigermaßen passirbar sind, kommen sie, die italienische Hitze fliehend, an. Ihre Anzahl steigt bis in den Juni und Juli. Im Herbste geht dann umgekehrt der Hauptzug aus Norden nach Süden.

Am anderen Morgen setzte ich meine Reise zu Fuß nach Stanz, dem Hauptorte von Unterwalden, fort. Ueberall, wo ich hinkam, wanderte ich allein in diesen schönen und blühenden Thälern. Der große Strom der Schweizerreisenden kommt erst im Juli und August ins Land, weil dann die oberen Berggegenden ihre schönste und genießbarste Jahreszeit haben. Wenige wissen, daß es auch im Frühjahr eine herrliche Reiseperiode giebt. Gewöhnlich tritt im Mai eine lange Zeit das schönste Wetter ein, und dann zeigen sich, wo nicht die Berge, doch die Thäler in ihrem reizendsten Schmucke. Alle Schluchten und Thäler sind dann mit Blumen gefüllt, und auf allen Wiesen grünt und blüht es.

Die berühmteste und ausgezeichnetste Malerschule der Schweiz hat sich in Genf unter den Auspicien von Töpfer,

Didey und Calame entfaltet. Aber auch diese schweizerischen Urkantone sind in neuerer Zeit die Pfleger und Erzieher mehrerer Künstlertalente geworden. Es sind mehre Bildhauer und Maler aus ihnen hervorgegangen. Imhoff und Mubeim aus Uri nannte ich schon. Hier in dem kleinen Stanz fand ich eine ganze Reihe von Künstlern, die mich in ihren Ateliers herumsführten. Einige von ihnen sind in der ganzen Schweiz bekannt, so Paul de Schwanden, welcher Engel, Eremiten und Heiligenbilder für viele Kirchen und Kirchhöfe seines Vaterlandes gemalt hat. Sein Genre nähert sich der Düsseldorfer Schule. Bei dem Obersten Zelger, der ein ausgezeichnete Landschaftsmaler ist, verbrachte ich einen sehr angenehmen Abend. Der Oberst W. in Uri war sein Schüler. Beide, Lehrer und Schüler, eiferten nun, von edlem Ehrgeiz getrieben, mit einander in Producirung trefflicher Werke ganz so wie Didey und Calame in Genf. Neulich hatte ein reicher Zürcher einen hohen Preis ausgeschrieben für das beste Alpenbild, das ein schweizerischer Maler ihm liefern würde. Beide, W. und Zelger, concurrirten. Sie hatten zwei Bilder von genau derselben Größe gemalt, hatten auch denselben Berg dargestellt, nur hatte der eine die Südseite, der andere die Nordseite aufgefaßt. Beide Bilder gefielen dem reichen Herrn gleich gut, und er zahlte daher jedem Maler denselben Preis.

Der berühmteste Maler aus dieser Gegend war aber Professor Wyrsch, der als blinder Greis bei dem Einfalle der Franzosen im Jahre 1798 in Unterwalden seinen Tod fand. Seine trefflichen Gemälde findet man noch in vielen schweizerischen Kirchen. Außer den Genannten lebt in diesem kleinen Thale noch ein halbes Duzend fleißiger Künstler.

Ich besuchte von Stanz aus die Höhe des Bürgen, eines ganz für sich dastehenden, rund umher von dem Zusammenhange

mit anderen Erhebungen abgetrennten Berges. Auf der einen Seite ist er vom See umgeben, zu dem er schroff hervortritt; auf der anderen von den reizenden kleinen Ebenen von Stanz und Buochs. Dieser Berg ist reich an landschaftlichen Studien für einen Maler. Oben ist er ziemlich flach und mit Wiesen, Wohnungen und einigen Dörfern besetzt. Wir besuchten den Pfarrer in dem Hauptorte, der uns mancherlei Unterhaltendes von den eigenthümlichen Sitten dieser einsamen Bergbewohner erzählte.

Am anderen Tage reiste ich von Stanz durch das Engelberger Thal zu dem Kloster, das ihm den Namen gab. Zuerst führte mich mein Weg durch mehre reizende Dörfer, deren malerische Häuser von blühenden Bäumen beschattet waren. Der untere Theil des Thales hört bei Grafenort auf, wo die Klostermönche ein Sommerhaus und einen Garten besitzen, wo sie einen Theil der schönen Jahreszeit zubringen. Hier beginnt die Waldstufe des Thales, durch welche ein zweistündiger Weg hindurchführt. Es war ein schöner warmer Tag nach einer Regennacht, und von allen hohen Bergen der Thalseite stürzten die malerischsten Lawinen herunter.

Nach zweistündiger Waldwanderung trat ich wieder ins Freie hinaus in das obere oder hintere Thal der Na, das sich hier zu einem länglichen abgeschlossenen Kessel erweitert und ganz in die innerste Tiefe einer hohen Gebirgsgegend sich zurückzieht. In der Mitte der Wiesen des Thales liegt das berühmte Kloster, ihm zur Seite der Hauptort mit freundlichen Gasthäusern. Die Gebirgswelt rund umher ist hier so außerordentlich und großartig, wie selbst in der Schweiz nur an wenigen Punkten. Es ist nicht häufig, daß man in den Alpen auf sehr ungewöhnliche und außerordentliche Bergformen trifft. Häufiger sieht man ganze lange Reihen von Bergen, wo der eine wie der andere

ausfieht. Hier in dem Panorama von Engelberg frappirten mich aber ganz ungewöhnlichen Formen. Einer der hiesigen Berge z. B., der „Henneberg,“ stellt sich folgendermaßen dar. Er bildet im Ganzen eine ziemlich regelmäßige, thurmartige Pyramide mit mehren Stufen. Zuerst kommt unten ein breites Niedestal, dann weiter oben grünes Wiesenland rings herum, nun ein enger zusammengezogener schroffer Felsenzirkel, darauf wieder Wiesenland u. s. w. Es sieht etwa aus, wie die auseinander gezogenen Abtheilungen eines Perspectives. Endlich oben auf der Spitze ist der Berg, statt zugespitzt zu sein, eingedrückt. Diese Eindrückung ist mit Gras ausgefüllt und stellt sich wie eine tiefe grüne Schüssel dar. Die Einwohner haben sie, wie es scheint, mit einem Hühnerneß verglichen und daher wohl den Berg Henneberg genannt. Es ist eine ganz kleine Alp, die etwa 30 Schafe und einige Kühe nähren kann. Die Wege, welche zu diesem Alpenneß führen, sollen sehr gefährlich sein, und mein Führer, ein Engelberger, versicherte mir, daß nur die allerbesten Bergkletterer es wagen könnten, da hinaufzuklimmen. Im hohen Sommer schaffen sie das Häuflein Vieh hinauf, das dort unbewacht seine kleine Grasschüssel beweidet. In dem nach außen abfallenden Felsen ist es wie in einem Stall eingeschlossen. Da die besagte Schüssel etwas schief dem Berge eingedrückt und nach vorne geöffnet ist, so kann man von unten aus hineinblicken.

Eine andere interessante und ungewöhnliche Bergform dieses Thales ist ein tiefer Bergeinschnitt, den die Mönche sinis mundi genannt haben. Es ist ein flacher, ziemlich breiter Wiesenboden, der wie ein eine halbe Stunde langer Saal, ohne Bedachung gerade ins Gebirge hineingreift und dann plötzlich am Fuße der steilen Felswände aufhört, ohne sich, wie das sonst bei fast allen Thälern der Fall ist, mit einem allmählig

verlaufenden Einschnitte darin zu verlieren. Man geht überall auf dem ebenen Boden des Grundes bequem hin und trifft nach allen Seiten hin auf die höchsten schroffsten Wände, mit Ausnahme einer Seite, wo der Saal nach dem Hauptthale zu geöffnet ist. Ich traf selten in den Alpen auf ein so außerordentliches und großartiges Finis mundi wie dieses Engelberger.

Auch der Titlis, der Hauptberg dieser Gegend, hat eine ganz eigenthümliche Gestalt. Er schwillt auf der einen Seite mit einem sehr breiten, fast flachen Rücken oder Kopfe an. Oben auf der Kuppel bietet sich eine bequeme Fläche dar, auf die man von der besagten Seite leicht hinaufgelangt. Auf der anderen Seite aber fällt er plötzlich ganz senkrecht ab, so daß es aussteht, als hätte man eine Halbkugel durch einen Hieb senkrecht durchgeschnitten.

Das Engelberger Wiesenthal ist selbst ein Finis mundi und durch Felsen, Gletscher und Wald von aller Welt abgeschnitten. Es ist ganz ein solcher Erdwinkel, wie Mönche und Eremiten ihn sich wünschen könnten, und es wäre geradezu ein Wunder, wenn man in dieser schönen und dazu an setten Wiesen reichen Berg einsamkeit kein Kloster fände. Es steht denn ein solches hier auch schon seit 800 Jahren, ein Benedictinermönchskloster mit einem ehemals gesürsteten Abte an der Spitze. Dieser Engelberger Abt war sonst der eigentliche Souverain des Thales und ist noch, obgleich er manches seiner Souverainetätsrechte verloren hat, in vieler Beziehung der eigentliche Landesherr. Die Hauptalpen rund umher gehören den Mönchen, von denen die Thalbewohner in vieler Beziehung abhängen. Eben daher auch sind diese stets in Opposition und Streit mit ihnen. Daher hörte ich gerade hier die unfreundlichsten Aeußerungen gegen Kloster und Mönche, und daher ist, mit einem Worte, die ganze Bewohnerschaft des Engelberger Thales mehr

oder weniger antimönchlich und liberal gesinnt. Man kann die allgemeine Bemerkung machen, daß überhaupt alle die von Klöstern abhängenden Gebiete in der Urschweiz von liberalem Geiste belebt sind. Sie kennen die Mönche aus der Nähe. Sie sind am meisten von ihnen gedrückt und daher ihre eifrigsten Gegner. Aus demselben Grunde erklärt sich vielleicht auch eine andere allgemeine Bemerkung, die mir bei meiner Reise durch die Schweiz auffiel, nämlich die, daß die sogenannten Unterthanengebiete der Schweizercantone, welche einst von den Schweizern unterjocht und beherrscht wurden, jetzt alle eine liberale Färbung haben. So sind die sogenannte March und einige andere ehemalige Unterthanendistricte des Cantons Schwyz der Hauptsammelplatz der Liberalen dieses Cantons. So ist das ganze Rheinthal, das einst ein viel unterdrücktes Unterthanenland war, jetzt der am vollständigsten liberale Theil des Cantons St. Gallen. So ist das ehemals von erner Landvögten unterdrückte Tessin jetzt ganz auf der liberalen Seite. So wurde in dem von berner Landvögten beherrschten Waadt die Revolution mit besonderer Freude begrüßt, und es ist immer seit seiner Befreiung eine Hauptstütze des schweizer Liberalismus gewesen. Den Unterthanen in allen diesen Landstrichen prägte sich ein solcher Haß gegen Willkür und Despotie ein, daß sie die entschiedensten Anhänger der Freisinnigkeit wurden und blieben. Auch der alte eingewurzelte Haß gegen ihre ehemaligen Unterdrücker bewog sie von jeher, eine politische Farbe anzunehmen, die der Ansicht der letzteren entgegengesetzt war.

Am meisten unzufrieden fand ich die Engelberger Klosterleute mit dem großen Käsehandel, den seit langen Zeiten die Mönche betreiben. „Sie sollen ja eigentlich nur für uns beten,“ sagte mir Einer von ihnen, „und statt dessen sind sie viel eifriger beim Verhandeln der Käse. Als große Capitalisten vor

uns Kleinen bevorzugt, wissen sie auf allerlei indirecte Weise uns zu zwingen, daß wir ihnen unsere Käse zu billigem Preise abtreten. Diese speichern sie dann auf und bringen sie zu den höchsten Preisen wieder an.“ Der Engelberger Käse ist berühmt und ebenso die Engelberger Käsefabrikanten und Melpler. Sie, so wie überhaupt die Unterwaldener werden häufig als Milchwirthschafter und Meiereiaufsesser nach Deutschland, Rußland und anderen Ländern berufen. Doch ist dieß fast das einzige Geschäft, das sie zuweilen ins Ausland führt. Denn im Allgemeinen ist es eine sehr auffallende Erscheinung, daß Unterwalden sowohl, wie die ganze Urschweiz fast gar keinen Antheil an der schweizer Auswanderung nimmt. Uri, Schwyz, Unterwalden und Wallis stehen in dieser Beziehung in dem größten Contraste zu ihren Nachbarcantonen, Graubünden, Bern, Zürich, Waadt, Genf, Tessin, aus welchen letzteren namentlich fast immer die Hälfte der Bevölkerung auf der Wanderschaft ist. Außer ein paar Duzend Käsefabrikanten befindet sich fast Niemand aus jenen Urcantonen im Auslande. Auch in der übrigen Schweiz trifft man die Urschweizer äußerst selten. Der Grund dieser Erscheinung muß wohl zum Theil in den Verhältnissen und bürgerlichen Beschäftigungen, zum Theil in dem Charakter und in den Gesetzen der Urschweizer gesucht werden. Sie waren von jeher Sonderbündler und Sonderlinge. Sie wünschten nie etwas Weiteres, als frei auf ihren Bergen nach ihren alten Gewohnheiten zu leben und von der übrigen (auch der schweizer) Welt ungestört zu bleiben. Da der Hauptreichtum ihres Landes die Alpen waren, so betrieben sie einfache Hirtengeschäfte, hatten fast gar keine anderweitige Industrie, und so entwickelten sich bei ihnen keine Talente, die sich in der Fremde hätten geltend machen können. Das einzige Handwerk, das sie neben ihrem Minderhüten bei Vertheidigung ihrer Berge

gegen die Oestreicher noch gelernt hatten, war das Kriegerhandwerk, und dieß brachte sie denn in alten Zeiten auch häufig in die Fremde, von wo sie aber doch immer wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Durch Entwicklung der Industrie und bürgerlicher städtischer Geschäfte kann die Bevölkerung in einem Lande übermäßig anwachsen. Die Alpenwirthschaft, die in der Urschweiz nach altem Herkommen regulirt ist, befördert dieß Anwachsen der Bevölkerung nicht sehr. Sie blieb bis jetzt in den Urantonen in viel höherem Grade als in der übrigen Schweiz stationär. Und so fehlte auch von dieser Seite ein in anderen Ländern so mächtiger Impuls zur Auswanderung — Uebevölkerung. Jetzt freilich wird auch in dieser Beziehung wohl Vieles anders werden.

Ich besah mir die inneren schönen Gebäude und Räumlichkeiten des Mons Angelorum (des Berges der Engel), ihre berühmten Manuscripte, ihre Bibliotheken und andere kleine Sammlungen und machte auch die Bekanntschaft des damaligen Abtes, der mir selber sagte, daß man ihn in der Urschweiz für einen liberalen Abt ausgeschrieen hätte. Er unterschreibe sich, sagte er, so: Abbas L. (d. h. der funfzigste Abt des Klosters Mons Angelorum), und dieß deute und lese man so: Abbas Liberalis. Die Mönche sahen damals mit beständiger Besorgniß zum Jochpasse hinauf, dem einzigen 7000 Fuß hohen Passe, der ihr rund umher umzingeltes Thal mit dem Canton Bern verbindet. Sie fürchteten von daher ein Eindringen der Berner, und in ihrer Angst, wenn es hieß: die Berner kommen, hatten sie schon mehre Male die Schneegebirge des Passes besetzen lassen. In der Rüstkammer des Klosters sah ich dicke, mit spitzen Nägeln beschlagene Kolben und Haufen von Morgensternen, die alle erst in den neuesten Tagen nach mittelalterlichen Modellen gefertigt waren. Sie sollten zur Bewaffnung des Volkes dienen. Ich

ärgerte mich damals nicht wenig über diese gräßlichen Waffen, die ich bisher bloß auf den bildlichen Darstellungen der alten Schweizerschlachten gesehen hatte, und die man nun aus alten Kustkammern in unsere friedliche Neuzeit wieder herübergeholt hatte. Nun seit dem haben wir uns auch in Deutschland schon an den Anblick mancher antiker Waffengattung, an Piken, Hellebarden, Sensen u. s. w., wieder gewöhnen müssen.

Die äußere Zucht in diesen Klöstern ist eine sehr strenge und ihre Verfassung eine völlig despotische. Der Abt regiert die Mönche fast ganz so unumschränkt wie ein römischer Pater familias. Sie betrachten ihre Klostergenossenschaft ganz wie eine Familie. Daher nannten sie mir auch gewisse im Kloster aufbewahrte Karitäten, „Familienstücke.“ Der Abt verordnet nach seinem Gutdünken Disciplinarstrafen. Ohne seine Genehmigung oder seinen Befehl darf Nichts im Kloster geschehen. Die Mönche dürfen ohne seine Erlaubniß nicht einmal ausgehen. Und dabei müssen sie auf ihren Spaziergängen in der Nähe des Klosters immer einen gewissen vorgezeichneten Weg im Thale verfolgen. Ich kam daher, wenn ich mit den Mönchen spazieren ging, immer wieder auf denselben Strich. In das vor den Thoren des Klosters liegende Dorf mit mir zu gehen, konnte ich sie auf keine Weise bewegen; dieß war ihnen ganz untersagt. Sie scheuen dort allerlei weltliche Verführungen und Reibungen, die Wirthshäuser, die Abneigung der Dorfbewohner u. s. w. Die Benedictiner sondern sich überall so vornehm von ihren Klosterleuten. Welcher Unsinn, wenn man bedenkt, welche Rolle fromme Mönche eigentlich ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung nach in einem solchen einsamen Thale zu spielen berufen waren. Die Capuziner, die sich ungeschämt überall mit dem Volke vermischen, sind daher auch der populärste Mönchsorden in der Schweiz.

Die Bewohner des Thales von Engelberg gehören zum Cantone Unterwalden ob dem Walde. Weil sie aber von den übrigen „Transylvani“ (so haben die Mönche das deutsche „Obwälder“ ins Lateinische übersetzt) durch gewaltig hohe Berge getrennt sind, so bilden sie ein mit dem Staate nur sehr lose zusammenhängendes Anhängsel. Sie haben ihren eigenen Gemeinderath und gehen selten auf die Sarner Landsgemeinde. Unter 2000 Besuchern der letzten Landsgemeinde waren nur 6 Engelberger gewesen. Sie verhalten sich also zu ihrem Staatsganzen eben so wie die Bewohner des Thales Urseln zu ihrem Hauptcantone Uri. Es giebt bei vielen Schweizer-Cantonen solche angehängte und abgeschlossene Thäler, die eigentlich kleine Republiken für sich bilden. Man muß nicht nur die ganze Schweiz, sondern auch fast jeden Canton wieder als ein Conglomerat verschiedener kleiner conföderirter Staatswesen bertachten.

6. Am Vierwaldstätter-See. Beckenried.

Am zweiten Mittage verließ ich Engelberg, um zum See zurückzukehren. Zum Begleiter und Führer hatte ich einen kräftigen Mann, der, wie er mir sagte, ehemals eine Zeit lang „Rauchknecht“ im Kloster gewesen sei. So nennt man hier die Knechte, welche die schwere und grobe Arbeit verrichten. Und da des Klosters Besitzungen fast überall an die Region der Wolken, Stürme und des ewigen Schnees gränzen, so mag diese Arbeit manchmal rauh genug und jener Name sehr bezeichnend sein. Er hatte seitdem bei einem Wirth ge-

dient. Ich merkte bald, daß er mit der Klosterwirthschaft im Thale nicht sehr zufrieden war. Und je weiter wir von Engelberg uns entfernten, und je dunkler der Abend herabkam, desto freisinniger wurden seine Reden. „Diese Mönche,“ sagte er, „unterdrücken unser Thal ganz. Niemand kann gegen sie aufkommen. Sie haben den Verkauf aller Dinge in Händen. Nicht nur die Käse, sondern auch das Heu, das der Arme auf seiner Wiese gewinnt, die Seide, die er krämpelt, die wenigen Früchte, die er erntet, kaufen sie billig zusammen und speichern sie auf in ihren Vorrathskammern. Kommt Noth und Theuerung, so verkaufen sie sie entweder im Auslande oder auch den Armen des Thales selber zu hohen Preisen. Das Geld, das sie gewinnen, leihen sie dann wieder den armen Thalbewohnern. Diese sind alle ihre Debitoren und daher ihre Unterthanen. Nun frage ich Sie, mein Herr: Was sind die Mönche? Sie sind ihrer Bestimmung nach die Knechtschaft des Herrn. Und was hat dieß nun mit Käsehandel und Capitalien zu thun? Sie sollen beten! Das ist ihr Geschäft. Nun ja, dafür sollen sie auch gut zu essen und trinken bei uns haben. Dieß gebe ich zu. Aber den Verkauf und all das überflüssige Geld, das brauchen sie doch nicht. Wir haben in unserem von aller Welt geschiedenen Thale uns bisher Alles von ihnen gefallen lassen. Wir haben sie sonst oft genug mit Waffen und Fäusten gegen die Fremden vertheidigt. Jetzt haben sie wieder Piken und Morgensterne für uns machen lassen und wollen sie uns in die Hand geben, damit wir in der Noth ihren Klosterhof beziehen und bei einem Angriffe ihre Schätze bewachen und vertheidigen. Aber sie mögen sich in Acht nehmen mit ihren Waffen. Wir werden uns nicht mehr für sie aufopfern. Neulich nannten sie mich im Kloster einen „faulen schlechten Schwarzen.“ „So zu heißen und das zu sein, ist mir lieber,“ antwortete ich ihnen, „als Euren

„guten Rothén“ zugezählt zu werden.“ „Gute Rothe,“ so nennen sie, mein Herr, immer ihre Anhänger und Leute. Ja es hat sich was mit dem gut. Böse sollte es heißen. Denn wissen Sie, mein Herr, warum sie Rothe genannt werden? Weil sie nach Blutvergießen begierig sind. Die Mönche und Priester und die großen Herren, die mit ihnen in Verbindung stehen, haben immer allen Bürgerzwist und alles Blutvergießen in der Schweiz angezettelt. Uns Liberalen glauben sie einen Fort anzuthun, wenn sie uns die „Schwarzen“ schelten. Aber wir haben ihr Scheltwort als einen Ehrentitel für uns angenommen! Wir dürfen uns aber freilich noch nicht überall so laut aussprechen, wie ich es hier mit Ihnen thue. Denn die Uebermacht ist gegen uns. Die Sache der Schwarzen ist bei uns noch im Keimen. Es geht nur noch so schlau und lau im Lande herum. Aber wenn wir uns erst erklären dürfen, so glaube ich gewiß, daß sich unter 10 Engelbergern 9 als eifrige Schwarze erweisen würden.“ Als ich mich bei den späteren Ereignissen in der Schweiz der Rede dieses Engelberger Knechts erinnerte, sah ich, daß sie ihn nicht Lügen strafen, und konnte mir es zum Theil erklären, wie beim Angriffe auf den Sonderbund so wenige Heldenthaten für die gute, alte, rothe Sache verrichtet wurden.

Eine Reihe reizender Dörfer durchwandernd, über manche im Frühlings Schmuck wundervoll prangende Höhen hin kamen wir endlich um Mitternacht, nach sechsstündigem Marsche, wieder am See in Beckenried an, wo ich mir am anderen Tage ein kleines Boot mietete, um die Wasserreise zum Cantone Schwyz ganz nach meiner Lust und Laune einrichten und ausführen zu können.

Der See und seine herrlichen buntgestalteten Ufer lagen im schönsten Frühlingssonnenscheine vor mir. Nach allen Seiten

boten sich die reizendsten Scenen im anmuthigsten Wechsel meinen Blicken dar. Diese Mannigfaltigkeit der Bilder ist es, die den Vierwaldstätter-See vor allen anderen auszeichnet. Die meisten anderen Seen haben eine weit gleichförmigere Gestalt, und die Ufer der meisten sind wie die Seiten langer Thäler von zwei gleich hohen Bergreihen eingeschlossen. Dieser See dagegen ist eine Composition von vielen Thälern, die aus allen Richtungen zu ihm herantreten. Daher sind seine Ufer bald völlig schroff, hoch und unzugänglich, bald bilden sie ein anmuthiges Hügelgelände. Dann wieder eröffnet sich ein breites Thal, das wie ein Füllhorn mit Früchten und Blumen seinen Reichthum an Dörfern und Fruchtgärten bis nahe an die flachen Ufer des Sees ausschüttet. Der See selbst zieht sich mehre Male eng zusammen, du fährst durch ein Thor, dann wieder breitet er sich aus, und deine Blicke ruhen in einem bequemen Becken. Rund herum aus der Ferne blicken von allen Weltgegenden her die Spizen der hohen Alpenhörner über die lieblichen Scenen des Vorgrunds herüber. An den Seiten der schroffen Seeufer giebt es die wundervollsten Verstecke, große und kleine Bergkessel und Austiefungen der Felswand. In der einen liegt ein Dorf, in der anderen ist bloß für eine Fischerwohnung Platz, oder es findet nur ein halbes Duzend Schäfchen darin Nahrung, die in das von Felsen umschlossene Grasgärtchen gesetzt sind, wie Canarienvögel in einen Käfig.

Wenn man bedenkt, wie alle diese Scenen entstanden sind, so begreift man es nicht, wodurch sie auf die Seele des Menschen einen solchen Zauber zu üben vermögen. Blinde, wilde Naturgewalten, Feuer und Wasserzerstörungen sprengten und furchten diese Klüfte und Thäler aus. Aus Nebel und Wolken träufte dieß spiegelnde Naß zusammen. Die Stürme oder auch die dummen Vögel führten die Gesäme der

Pflanzen herbei, welche mit Grazie die Felsen bekleiden. Ein alter Fischer, der nur an den kärglichen Gewinn dachte, den er aus den Fischen ziehen möchte, und sich auf nichts weniger verstand als auf Aesthetik, hackte sich ein ebenes Plätzchen zurecht und baute seine Hütte so schlecht und recht, wie es seine Mittel erlaubten. Bei allen diesen Dingen war keinesweges die Absicht, ein schönes Naturbild zu schaffen. Und doch ist aus diesen chaotisch durch einander greifenden Wirkungen eine Reihe solcher Bilder entstanden, die Alles übertreffen, was des Menschen Phantasie, Absicht und Kunst hätte schaffen können, ja die unsere Maler sogar nur getreu nachzuahmen Mühe genug haben.

Ich besuchte zuerst auf dem nördlichen Ufer die kleine Republik Gersau, die jetzt zum Cantone Schwyz gehört. Drei schwierige Fußsteige und dann die Boote des Sees verbinden sie mit der übrigen Welt. Die ganze Republik steckt in einer kleinen Bergschlucht zwischen zwei Bergen, die der „Urmistock“ und die „Hochfluh“ heißen. Es wohnen etwas über 1000 Menschen darin. Sehr lang und wahrlich nicht uninteressant ist die Geschichte der Kriege, welche Jahrhunderte hindurch diese Hand voll Leute für die Erhaltung ihrer Republik kämpften. Endlich hat die neuere Zeit ihnen sie gelehrt, sich in das Schicksal zu finden, daß sie nun dem Cantone Schwyz, der gegen diese Duodez Republik ein Niese ist, angehören müssen. Es soll aber auch jetzt noch eine Partei alter Unzufriedener geben, die noch immer für die Souverainetät des Senates und Volkes von Gersau schwärmen. Neben dem eigentlichen Hauptorte Gersau, einen Büchsen schuß davon liegen noch einige Weiler und Wohnungen. Die Bewohner derselben sollen zu allen Zeiten Streit und Partei gemacht haben mit den Bewohnern des Marktes selbst und mit diesen immer anderer Meinung gewesen sein. Sie haben oft

Conspirationen und Revolutionsstürme in diesem Glase Wasser angezettelt. Unendliche Theilbarkeit scheint die Haupteigenschaft der alten Schweizerzustände gewesen zu sein. Wie in Griechenland auf jedem Eilande ein kleiner Inselherzog sich zum Souverain aufwarf, so blühte hier in jeder Berghohlung eine eigene kleine Republik empor.

Von Gersau ging ich wieder auf das südliche Ufer des Sees hinüber, wo eine sehr einsam, aber höchst malerisch gelegene Fischerwohnung mir winkte. Der alte Fischer, der uns daraus entgegentrat, nahm uns gastfreundlich auf, und ich hielt auf dem einzigen Grasplatze neben seinem Häuschen, zwischen seinen Netzen und Fischgeräthen mein Mittagsmahl. Der Alte unterhielt uns von seinen Fischen. Am meisten interessirte mich, was er uns dabei von einer gewissen Gattung von Fischen mittheilte, die man hier „Treichen“ oder „Treischen“ nennt. Diese Fische leben in der größten Tiefe des Sees. Die Fischer holen sie 120 bis 140 Klaftern tief herauf und haben dazu Netze, die an unsäglich langen Stricken herabgelassen werden. Nur ganz selten, wenn sie laichen wollen, kommen diese Fische auf eine kurze Zeit ans Ufer. Wie alle an tiefes Wasser gewöhnte Fische, sterben sie sogleich, wenn sie an die Oberfläche kommen und blasen sich mit Luft auf.

Wir befanden uns hier bei unserem Fischer nicht weit vom Rütli, in der Nähe des Vorgebirges, um das sich der Vierwaldstätter-See, dessen Hauptrichtung aus Westen nach Osten geht, herumwendet, um zwischen schroffen Felsen in einen langen Sack nach Süden auszulaufen. Dieser lange Sack heißt der See von Altorf. Er ist der gefährlichste Theil des Sees, weil die Föhnstürme, welche über den St. Gotthard durch das Reußthal herabkommen, gerade seine ganze Länge bestreichen, und weil nirgends an den schroffen Felsen andere Land-

oder Aussteigeplätze zu finden sind, als solche, bei denen nur ein gewandter Fels sich retten konnte. Der Föhn ist auf diesem Stücke des Sees oft so heftig, daß nicht einmal die Dampfschiffe die Fahrt wagen. Er treibt dort zuweilen die Wellen haushoch gegen die Felsen empor, während zur selben Zeit das Wasser auf dem westlichen Stücke des Sees sich in ungestörter Ruhe spiegelt.

7. Schwyz.

Vom „Schwibbogen,“ so hieß das reizende Plätzchen am See, wo meine Fischerhütte stand, setzte ich dann nach Brunnen hinüber, dem kleinen Haupthafen des Cantons Schwyz. Alle diese kleinen hübschen Seeorte besitzen ihre eigenthümlichen Reize, und jeder hat daher auch seine besonderen Liebhaber. Und diese besonderen Liebhaber sind gewöhnlich Mitglieder der englischen Nation. In Gersau, in Beckenried, in Stanz, in Brunnen, fast in jedem dieser Orte hörte ich von irgend einem Engländer, der treu dem Plage anhinge, und der jedes Jahr so regelmäßig, wie ein Storch in sein Nest, zu seinem Lieblingsplatze zurückkehre.

Das Thal, das bei Brunnen mündet, ist ein großer weiter Kessel, in dessen Hintergrunde die malerischen Centralberge des Cantons Schwyz, die beiden Mythen, stehen. Am Fuße dieser Berge, bis tief in den Kessel hinein liegt der Flecken Schwyz in der Mitte eines weiten Bergpanoramas, das zu dem Schönsten gehört, was man in der Schweiz sehen kann. Weit und breit ist in den Alpen keine bequemere Thalweitung als hier in diesem Kessel von Schwyz. Natürlich mußte sich da eine ge-

drängte Bevölkerung ansammeln und allmählig ein Hauptort concentriren. Hierher an die flachen Gestade des schönen Sees herab kamen die Leute aus den benachbarten Thälern, ihre Waaren zu verkaufen, ihre Angelegenheiten zu besprechen. Daher wurde dieß Thal auch in politischer Beziehung ihr Hauptthal. Alle Thäler, die zwischen dem Vierwaldstätter-, dem Zuger- und dem Egeri-See liegen, schlossen sich an. Und endlich eroberten sie auch die Thäler bis an das südliche Ufer des Sees von Zürich. Noch jetzt hat der Canton Schwyz diese Gränzen.

Das kurze, breite, schöne, runde Thal von Schwyz ist also der eigentliche Kern dieses Cantons. Man kann es zugleich auch die Wiege der ganzen Schweiz nennen. Denn die schwyzer Männer, an Zahl die überlegenen unter den ersten Eidgenossen, waren immer die Hauptführer der alten Schweiz. Sie haben die bedeutendsten Männer, Charaktere und Helden der Urschweiz producirt, und die Beschlüsse ihrer zahlreichen Landsgemeinden waren in den Angelegenheiten der Arcantone meistens maßgebend und entscheidend. Die nächste Veranlassung zur Entstehung der Eidgenossenschaft wurde auch von den Schwyzern gegeben. Sie entwickelte sich aus dem Streite der Schwyzer mit den Abten von Einsiedeln um den Besitz oder die Benutzung einiger Weiden. Daher ist denn auch der neuere Name Helvetiens, „die Schweiz,“ aus dieser Wiege des Landes hervorgewachsen. Die Eidgenossen nennen sich noch heutiges Tages nicht „Schweizer,“ sondern „Schwyzer.“ Der Name Schweiz rührt von den außereidgenössischen Deutschen her, die vermuthlich geglaubt haben, das ursprünglich helvetische „h“ in „ei“ zurückverwandeln zu müssen, weil umgekehrt die Schweizer aus unserem „ei“ gewöhnlich ein „h“ machen. Es ist vielleicht nicht Allen bekannt, daß dieser allbekannte Name des Landes, eben so wie

die ursprüngliche Bevölkerung von Schwyz und von anderen Urcantonen aus Schweden stammen soll. Im mittelalterlichen Latein lautet der Name beider Länder beinahe ganz gleich: „Suetia“ oder „Sutia.“

Der Hauptort des Cantons Schwyz ist nur ein Hauptdorf, wie es denn überhaupt in der ganzen Urschweiz gar keine Hauptstädte giebt, sondern nur Haupt- und Residenzdörfer. Die eigenthümliche Neigung der Deutschen, zerstreut zu wohnen, von der schon Tacitus spricht, und gegen die Heinrich der Vogler mit Städte- und Burgzwang anging, hat sich, wie so vieles Andere, in diesen schweizer Urcantonen am längsten lebendig und folgenreich erwiesen. Sie haben immer eine Abneigung gegen Burgen, Befestigungswerke, Stadtmauern und Städte gehabt. Wie die Engländer ihre Kriegsschiffe die wooden walls von England nennen, so sagen diese Schweizer, ihre Berge seien ihre ihnen von Gott gebauten Festungen. Gegen die Städte und Bürgerchaften der ebenen Schweiz haben sie, obwohl sie Bündnisse mit ihnen eingingen, immer eine gewisse Abneigung gehegt. In ihren eigenen Landen haben sie bis auf den heutigen Tag nie eine Stadt dulden wollen. In Dörfern und Weilern zerstreut an den Bergabhängen, an des Waldes Rand, an den Ufern der Seen und Flüsse und wo sonst die Natur eine Gelegenheit bietet, zu wohnen, ist ihre Freude. Nichts desto weniger hat sich aber doch in jedem Cantone aus dem ganz natürlichen Bedürfnisse nach einem Einigungs- und Centralpuncte des Staats ein Dorf als Hauptort ausgebildet, der, ohne Mauern und ohne den Namen einer Stadt, alle Elemente einer Residenz in sich vereinigt, die Hauptkirche des Landes, einige Klöster, die Staatsarsenale, Landeshospitäler und die Gebäude der Oberbehörden u. s. w. Gewöhnlich haben auch die Hauptfamilien des Volks in diesen Dörfern oder daneben ihre Sitze,

und darunter findet man gräfliche und freiherrliche Geschlechter. Man kann also diese Dörfer auch die Residenzen des Adels nennen. Den Ausdruck „Dorf“ gebrauchen die Leute daher auch ebenso, wie in unseren kleinen Staaten der Ausdruck „Stadt“ zur Bezeichnung der Hauptstadt gebraucht wird, und wie die Römer das Wort „urbs“ brauchten. „Das Dorf,“ das heißt das Hauptdorf. „Wir gehen ins Dorf hinab,“ das heißt, nach Schwyz, Altorf, Stanz, Appenzell. Ja sie haben sogar ein Verbum „dorfen“ davon gebildet, was ungefähr so viel bedeutet als das französische „courir la ville,“ also: im Dorfe herumgehen und im Dorfe Visiten machen. „Wir wollen dorfen“ oder „zu Dorf gehen.“ Wie unsere Städte in Neu-, Alt- und Vorstädte zerfallen, so giebt es in diesen Dörfern die Ausdrücke und Abtheilungen Neudorf und Altdorf (in Uri), Oberdorf (in Schwyz). Der Fluß in Schwyz heißt der „Dorfbach.“ Bei einem schweizer Schriftsteller (Meier von Knonau), der einen Theil der Urschweiz beschrieben hat, finde ich eine in dieser Beziehung charakteristische Redensart, indem er in Bezug auf ein empfehlenswerthes Wirthshaus sagt: „Dieses Wirthshaus liegt nicht im geräuschvollen Dorfe selber.“

Schwyz ist das größte und schönste dieser urschweizerischen Residenzdörfer, mit mehr als 5000 Einwohnern. Es zeichnet sich durch eine Reihe stattlicher Privatgebäude aus, welche seit uralten Zeiten die Residenzen alter angesehener Familien sind. Da ist das „Stel'sche Haus,“ das „Neding'sche Haus,“ das sogenannte „große Haus,“ der „Brühl“ (die Residenz der Familie Wäber). Alle diese Häuser sind zu eigenthümlich eingerichtet, als daß man sie bei einer Charakteristik hiesiger Zustände unerwähnt lassen könnte. Es sind alterthümliche, burgenähnliche feste Wohnungen, meistens mit 4 Thürmchen auf den 4 Ecken. Ein bequemes Gehöfte umgiebt sie, und dieses ist wieder mit

einer hohen Mauer eingefast. Sie liegen zerstreut in und neben dem Dorfe umher, und bei ihrem Anblicke fällt einem das englische Sprüchwort ein: „my house is my castle.“ Auch in Uri steht man ganz ähnliche Häuser dieser Art, und auf einem solchen Gehöfte hausten schon die alten Freiherren von Ntinghausen.

Die Wäber, die Neding, die Abyberg, die Hettlinger sind die berühmtesten der Familien, welche jene Gehöfte bewohnen. Wenn man die Portraits der alten Landammänner auf dem Rathhause zu Schwyz durchsieht, so findet man dort diese Namen seit Jahrhunderten abwechselnd immer wieder erscheinen, jetzt einen Neding, dann einen Wäber, dann einen Neding, dann einen Wäber und so fort. Einige dieser Familien sind von den österreichischen Kaisern in den Ritter-, einige auch in den Grafenstand erhoben worden. „Im Grunde aber sind wir hier zu Hause alle gleich,“ sagte mir einer dieser Grafen, „wir sind alle Bauern.“ Wenn nach dem, was ich oben sagte, Dorf hier so viel als urbs oder civitas bedeutet, so heißt „Bauer“ dann so viel als „Bürger.“ Die Leute machen im Lande selbst auch fast nie Gebrauch von ihren Titeln. Die Grafen Neding z. B. werden nie von den Landleuten wie bei uns mit „Herr Graf“ angeredet. Sie heißen bloß „Herr Neding,“ „Herr Wäber“ u. s. w. Aber freilich liegt auf diesem schweizerischen „Herr“ ein ganz besonderer Nachdruck.

Auch jetzt wieder war ein Abyberg, wie schon in früheren Zeiten, der einflussreichste Mann im Lande. Es giebt ein Dorf „Yberg“ in Schwyz, von dem diese Familie ihren Namen hat, Ab=Yberg, d. i. von Yberg. Die Schweizern haben eine ganze Menge solcher Familiennamen, die aus der Verschmelzung einer Präposition mit einer Localbenennung entstanden sind, z. B. „Andermauer“ (an der Mauer), „Andermatt“ (an der

Matt), „Imboden“ (in dem Boden) u. s. f. Dieß sind ächte schweizer Namen. Könnten nicht jetzt unsere Adelligen auch diese Wortverschmelzung mit ihrer Präposition „von“ vornehmen und sich z. B. so schreiben: Herr Vonbach, Herr Vonkleist, Herr Vonderried etc. Sie brauchten ja dann ihr liebes „von“ nicht völlig fallen zu lassen, und die Uebrigen sähen ihren Wunsch, daß das „von“ eine bloße „Namenseigentümlichkeit“ sein möchte, in Erfüllung gehen.

Ich besuchte den vielgenannten, den in Schwyz, Uri und Unterwalden hoch angesehenen und allmächtigen Herrn Abyberg auf seiner Burg. „Ja dem Abyberg, dem kommt Keiner gleich,“ hatte mir ein schwyzer Landmann gesagt, mit dem ich zuvor über ihn gesprochen. „Er hat auf der Landsgemeinde eine gewaltige Stimme. Wenn er redet, da rufen alle gleich: „ja! ja! so wie der Abyberg sagt, so soll es sein. Ihm darf Keiner widersprechen. Ja b’hüt’s Gott, das ist ein Mann!“ „Sehen Sie,“ hätte mir gewiß ein neuschweizer Berner, wäre er bei uns gewesen, ins Ohr geflüstert, „da haben Sie aus dem Munde eines Altschweizers selbst die Beschreibung eines, was wir so nennen, urschweizer Magnaten. Merken Sie sich’s: „Alle sagen ja! ja!“ Ihm darf Keiner widersprechen.“

Die angesehenste und berühmteste aller Familien von Schwyz ist die der Neding. Vielleicht giebt diese Familie eine der interessantesten Belege für die Behauptung, daß sich Tugend und Tüchtigkeit in einem Geschlechte festsetzen und von Vater und Großvater auf Kinder und Kindeskinde erblich machen können. Den Schwyzern, scheint es, war es ein Bedürfniß, immer einen Neding unter den Männern, die an der Spitze ihrer Angelegenheiten standen, zu sehen. Und obgleich ihre souverainen und stürmischen Volksversammlungen seit 4 Jahrhunderten jeden Maitag das ganze Staatssystem hätten auf den Kopf stellen und

das Oberste zu unterst kehren können, so sind doch die Nedings mit eben solcher Beständigkeit wie unsere Fürstenfamilien immer oben drauf geblieben. Nedings commandirten und siegten bei Morgarten gegen die Oestreicher, wie gegen die Franzosen. Nedings stehen unter den Helden des Landes obenan. Auch unter den Gelehrten des Volkes findet sich eine Reihe von Nedings, und schon im 15. Jahrhunderte lebte ein Neding, den die Geschichte den „Wohlsbereden“ nennt. Ich habe einmal eine ganze Reihe von Lebensbeschreibungen verschiedener Nedings gelesen, und fast alle wurden als tüchtige, tapfere und tugendfame Leute gerühmt. Und dabei scheinen sie sich bei den Höfen der deutschen oder österreichischen Kaiser, wo man zuweilen einige von ihnen in hoher Gunst und Gnade findet, eben so beliebt gemacht zu haben, wie bei den Volksversammlungen ihres bäuerischen Landes. Auch der Mann, den man nun, nachdem in diesem letzten Kampfe die Urschweiz sich so schlecht bewährt hat, wohl den letzten Urschweizer nennen muß, wie man Kosciusko den letzten Polen genannt hat, war ein Neding, der berühmte Graf Aloysius Neding von Biberegg, der schwyzer Landamman, der tugendhafteste Staats- und Volksmann, der altschweizerische Held unseres Jahrhunderts, wie ein schweizerischer Autor ihn nennt, „cujus nomen summa laus,“ wie seine einfache Grabchrift auf dem Kirchhofe von Schwyz auf eine so unübersehbare Weise sich ausdrückt. Auch die jetzigen Nedings haben noch das Gepräge ihrer edlen Vorfäter. Die Mitglieder dieser Familie gehörten damals nicht zu den Ultrafonderbündern. Sie waren mehr auf der gemäßigten Seite, und einer von ihnen stand in der Angelegenheit der Horn- und Klauenmänner entschieden auf der Seite der Liberalen.

Ich besuchte eine dieser Familien auf ihrer alten Burg, deren Räume mir eine vortheilhafte und deutliche Vorstellung

von dem Leben einer solchen alten Schweizerfamilie gaben. Mit dem Besitzer derselben, „dem Herrn Neding,“ machte ich eine kleine Fußtour ins Muottathal, und unterwegs bot sich manche Gelegenheit dar, das freundliche Verhältniß, das zwischen dem „Herrn Neding“ und den Hüttenbewohnern und Landleuten existirte, zu beobachten. Ueberall, wohin wir kamen, wurden uns die freundlichsten Dienste geleistet, und in allen Hütten, in die wir eintraten, begrüßten die Einwohner den „Herrn Neding“ mit einer respectvollen und doch nichts weniger als schüchternen oder slavischen Ehrerbietung, wie man sie außer der Urschweiz nur noch in der alten guten Zeit kannte, und die um so annehmlicher war, da sie von freien Leuten und schwyzer Stimmberechtigten und Eidgenossen kam.

Ich habe mir oft sonst gedacht, daß die glücklichste Position in der Welt nicht die eines Kaisers oder Königs, sondern die eines wohlhabenden englischen Country-gentleman sein müßte. Aber die eines angesehenen schweizer Familienchefs in den Arcantonen nach Art des alten Attinghausen, den Schiller so richtig gezeichnet hat, als wäre er selbst in der Schweiz gewesen, hat vielleicht noch einige Vorzüge. Der englische Country-gentleman lebt zu abgeschlossen in seinem Parkversteck. Seine Familie ist ihm fast Alles. Der schweizer Volkschef lebt dagegen mitten im Volke. Er ist mehr *Primus inter pares*. Die Leute sind mit ihm gleich an Rang und Geburt, und doch verehren sie den Sprößling des alten, lange geachteten Geschlechtes so hoch. Er nimmt an allen Angelegenheiten des kleinen Landes Theil und ist mit seiner ganzen Existenz darin verflochten. Welch wundervolles Gefühl, welche Haltung und Hebung muß es einem Neding geben, eine ganze Reihe von „attinghausen-“ oder „aristidesartigen Nedings“ als Ahnen hinter sich zu wissen. Man erinnert sich bei diesen schweizer Volkschefs der alten

schottischen Clanhäuptlinge. Doch waren diese schottischen Häuptlinge viel despotischer. Die Verfassung der Clans war rein monarchisch. Der Zustand dieser alten Schweizer-Cantone war dagegen mehr eine Aristokratie oder Oligarchie auf der breitesten demokratischen Grundlage der Landsgemeinde. Die schottischen Clans wurden nach langen Kämpfen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Engländern umgestürzt und aufgelöst. In dem Verhältnisse der altschweizerischen Oligarchen in den Urkantonen wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts durch den Sieg der neuschweizerischen Tendenzen und Ansichten wohl Vieles geändert. Doch weiß man wohl, wie schwer solche eingewurzelte und langgewohnte Dinge einer Revolution weichen, und vermuthlich wird man auch jetzt noch auf lange Zeit die Redings, Abhybergs und Wäbers nach alter Sitte auf ihren Gehöften unter dem Volke als seine Hirten und Leiter wohnen sehen.

Eins sah ich damals mit Furcht und Schrecken in Schwyz. Das war das neue Jesuitencollegium, das dort in einer dominirenden Stellung auf einer Höhe oberhalb des Ortes seit 10 Jahren erwachsen war. Diese Leute mußten sich ihrer Sache, ihres endlichen Triumphes unendlich gewiß dünken. Denn sie hatten ihre Residenz gleich in ihrem gewöhnlichen großartigen Style begonnen, ein hohes dreistöckiges Gebäude mit weitausgreifenden Seitenflügeln. Man sah es wie den Palast eines Königs von allen Seiten im Thale von Schwyz. Der eine Flügel war noch nicht ausgebaut. Doch hatten sie den fertigen einstweilen mit ihren Schülern besetzt. Man sah damals in der Schweiz sowohl, als in den Städten des nördlichen Italiens und einiger österreichischen Provinzen eine Menge ähnlicher halbvollendeter Jesuitenpaläste, wie die angesponnenen Maschen eines großen Netzes, das sich über die Länder und Völker ausbreitete. Die Völker haben aber dieses Netz nicht fertig werden lassen, und

alle diese halbfertigen Gebäude haben jetzt andere Bestimmungen erhalten. Die Jesuitenkirche, in welcher die Marmoraltäre, auf deren Herstellung man hoffte, noch nicht ausgebaut waren, und in der man mehre hölzerne Altäre improvisirt hatte, war mit frischen Blumen, Lilien und Kränzen reizend und höchst geschmackvoll ausgeschmückt. Es war die Decoration vom ersten Mai, der, wie ich oben sagte, überall in der Schweiz, auch in den Kirchen der Jesuiten, ein hübscher Feiertag ist. Ein Bild der Mutter Maria, als Frühlings- und Blumenkönigin, stand in der Mitte der Kirche ganz von Lilien und Narzissen und Rosen überdeckt. Ich gedachte bei dem Anblicke dieser Fülle von unschuldigen Kindern der Natur der unheimlichen schwarzgekleideten Mönche, welche sie so geordnet und sich darnach hinter die Coulissen zurückgezogen hatten, und es fiel mir unwillkürlich das Gleichniß von den Wölfen in Schafskleidern bei.

8. Auf dem Saken.

Nach Einsiedeln, wohin meine Reise zielte, giebt es von Schwyz aus zwei Wege, einen bequemeren durch das Thal von Rothenthurm und einen näheren über die Berge. Obwohl es selbst für die niedrigeren Pässe noch etwas früh im Jahre war, so zog ich doch den letzteren vor, weil mir jenseits der Berge ein einsames Alpenthal und darin die Bekanntschaft eines trefflichen Mannes, des dortigen katholischen Pfarrers, versprochen war. „Der Saken“ heißt der Paß, der in der Nähe der Felspyramiden der beiden Mythen über das Gebirge hinweg ins „Alpthal“ führt. Er ist etwas über 4000 Fuß hoch.

Ich hatte zwar längst von der Spaltung der schwyzer Bevölkerung in zwei Parteien, in die sogenannten „Horn-“ und „Klauenmänner,“ Notiz genommen und darüber Vieles gelesen. Allein ich habe mich so daran gewöhnt, Alles so viel wie möglich mit eigenen Augen zu sehen, daß eigentlich solche Dinge nicht für mich zu existiren scheinen, wenn ich sie nicht an Ort und Stelle beobachtet habe. Ich muß immer die Leute selbst haben reden hören, ich muß verschiedene Specimens der Parteyen und Racen selbst gesehen und gleichsam mit Händen betastet haben. Dadurch gewinne ich Beispiele, auf die ich dann bei dem Lesen der geschriebenen Geschichte und beim Studium der Geographie und Politik zurückkomme. Ich freute mich daher nicht wenig, in meinem Führer über den Haken einen Parteimann und zwar einen sehr decidirten Klauenmann zu entdecken. Unterwegs, wo sich Gelegenheit bot, ließ ich mir von ihm immer die politische Farbe der Leute, die uns begegneten, oder bei denen wir einkehrten, angeben und beobachtete sein eigenes und seiner Gegner Benehmen und Gespräch dabei.

Bei den Jägervölkern in Nordamerika drehen sich bekanntlich alle Interessen ihres Staats oder ihrer Genossenschaft um ihre Jagdbezirke. Um gute Jagdbezirke zu erobern, führen sie blutige Kriege. Ein an Wild mehr oder weniger reicher Wald bestimmt ihre Politik. Bei ihren Friedensschlüssen handelt es sich um die Abtretung dieses oder jenes Hirsch-, Büffel- oder Bärengeheges. Aus den verschiedenen Ansichten über die Benutzungsweise dieser oder jener Wildniß entspringen alle ihre Streitigkeiten und Parteyungen. Die Urschweizer sind durch und durch Hirtenvölker, und daher dreht sich bei ihnen fast Alles um die Benutzung ihrer Alpen- und Bergweiden, die ihre hauptsächlichsten oder einzigen Reichthümer sind. Die Streitigkeiten darüber gehen hoch in ihre Geschichte hinauf, und das Factum,

daß die verschiedenen Racen auf den grasigen Höhen der Berge vielfach in einander greifen, beweist uns, daß die Leute hier, den Grasweiden folgend, vielfach mit einander stritten. Ein Streit um die Bestimmung der Weidegränzen war es vor 500 Jahren, der die Schwyzer mit dem mächtigen Abt von Einsiedeln zerfallen und sie ihre Eidgenossenschaft stiften ließ. Ueber die Bestimmung der Alpengränzen und Weideberechtigungen giebt es mit allen Nachbarn noch bis auf den heutigen Tag Gränzdifferenzen. Der gemeinsame Besitz von Alpen ist die Grundlage ihrer Dorf- und Gemeindeverfassung. Und aus ihrer Alpenwirthschaft endlich gingen auch jene beiden Hauptparteien hervor, in welche die Bevölkerung gespalten ist, die Horn- und die Klauenmänner, welche die Landsgemeinden und das Land zu verschiedenen Zeiten der Geschichte, namentlich aber wieder in diesen letzten Jahren stürmisch bewegten.

Nur sehr wenige Alpen sind in den Cantonen Schwyz und Uri besonderes Eigenthum von einzelnen Gemeinden, Corporationen und Privatpersonen, wie dieses in den meisten übrigen Schweizer-Cantonen der Fall ist. Fast die ganze Masse des hohen Wiesenlandes in Uri und Schwyz ist gemeinsames Eigenthum des gesammten Landes oder Volks. Jeder freie Landmann kann so viel Vieh auf die Alpen treiben, als er will und als er besitzt. Dieß scheint eine Art von sehr billigem Communismus zu sein, der allen Bürgern gleiche Rechte giebt. Allein, so wie eine freie Staatsverfassung ohne freie Presse eine Illusion wäre, so ist auch jener Communismus der Weiden ohne ihn begleitende Gemeinschaft der Heerden eine Täuschung. Er kommt bloß den Reichen zu Gute. Während diese ganze Heerden von Kindern auf die Staatsalpen treiben und sie dort unentgeltlich füttern, können die Armen von ihrem unbeschränkten Rechte, so viel Vieh, als sie wollen, auf die Alpen zu treiben,

nicht den mindesten Gebrauch machen. Nur sehr Wenige besitzen 20 bis 30 Kühe, und diese haben den Hauptvorthell vom Staate. Die meisten besitzen nicht einmal eine Kuh, sondern bloß eine oder ein Paar Ziegen, die sie kümmerlich mit am Wege zusammengesuchtem Futter in der Nähe ihres Hauses nähren. Es giebt Tausende, die auch nicht einmal die Vortheile des Besizes einer Ziege genießen. Und alle diese besitzlosen Proletarier der Arcantone, die in der neueren Zeit an Zahl beständig gewachsen sind, machen daher der jetzigen Staatsverfassung den Vorwurf, daß sie die Classe der Reichen auf eine ungerechte Weise begünstige und indirect privilegire. Sie wünschen eine Abänderung des alten Zustandes durch Aufhebung der Staatsgemeinschaft der Alpen und durch gleichmäßige Vertheilung derselben an alle Bürger zu Privatbesitz. Seit unserer Vorväter Zeit, sagen die Proletarier, gehören uns die Alpenwiesen so gut wie jedem anderen Bürger. Da wir aber nie den Besitz einer Kuh erschwingen konnten, so haben wir nie von unserem Eigenthum, das von den Reichen benutzt wurde, Gebrauch machen können. Geben wir also diese unvortheilhafte Gemeinschaft auf, und nehme jeder seine kleine Alpenwiese selbst in die Hände, damit er sie auch ohne Kuh verkaufen oder sonst benutzen könne. Die reichen Viehbesitzer, die wohlhabenden Bauern, die großen Herren, widerstreben aber diesen Forderungen, und so hat sich denn das ganze Land in zwei Theile gespalten, in Rinderheerden besitzende Reiche und in Ziegen besitzende Proletarier oder, wie sie hier genannt werden, in Horn- und Klauenmänner, welche Namen eben von dem Besitze des Hornviehes (der Ochsen, Kühe) und des Klauenviehes, mit welchem letzteren Ausdrucke hier besonders die Ziegen und Schafe bezeichnet werden, herrühren.

Die Ziegen- oder Klauenmänner haben nun schon, um ihre

Forderungen durchzuſetzen, mehrere Landsgemeinden ſehr ſtürmiſch gemacht, und man kann ſagen, daß dieſer Streit bereits ſeit 15 Jahren die Länder Uri und Schwyz ebenſo ſpaltet und bewegt, wie ſetzt der Kampf zwiſchen Reichen und Proletariern in allen anderen Staaten Europa's, wo er aus ähnlichen Zeitverhältniſſen, obwohl nicht überall aus Ziegen- und Hornviehbeſitz hervorgegangen iſt.

Die Zahl der Klauenmänner in Schwyz iſt ebenſo wie die aller Proletarier in anderen Ländern und wie die der Chartiſten in England immer im Wachſen begriffen, und ſie arbeiten dahin, auf der Landsgemeinde einmal das „Mehr“ für ihre Vorſchläge zu bekommen. Auf einer der letzten, wegen dieſer Verhandlungen ſehr ſtürmiſchen Landsgemeinden ſollen ſie ſchon beinahe die Hälfte der Stimmen für ſich gezählt haben. Es ſollen auf derſelben bei der Abſtimmung über den Vorſchlag der Theilung der Alpen 4300 Hände dafür und 4800 dagegen ſich erhoben haben. Wenn alle Armen auf der Seite der Klauenmänner ſtänden, ſo würden ſie längſt geſiegt haben. Allein bei ihren jetzigen Verhältniſſen hängen natürlich noch ſehr viele Arme von den Reichen ab und werden daher aus Furcht auf die Seite der letzteren hinübergezogen. Biſher haben die Hornmänner den Klauenleuten nur Kleinigkeiten zugeſtanden, einzelne Brocken zu ihrer Befriedigung hingeworfen. Das höchſt unbedeutende Weidegeld, das die Reichen für jedes Minderhaupt, das ſie auf die Staatsalpen treiben, bezahlen, iſt allmählig etwas erhöht worden, und die daraus hervorgehenden Summen ſind zum Nutzen des Staates verwendet oder unter alle Staatsbürger vertheilt worden. Dieß hat den Armen wohlgefallen, und viele von ihnen, die an der völligen Durchſetzung der Alpentheilung verzweifeln, dringen vorerſt nur auf eine abermalige Erhöhung jenes Weidegeldes, eben ſo wie unfere Communiſten und Nicht-

besitzer im übrigen Europa, in Ermangelung einer allgemeinen Vertheilung der Güter, wenigstens auf eine höhere Grund- und Einkommensteuer dringen. Uebrigens kehrt auf jeder Landsgemeinde der Vorschlag zur Theilung der Alpen, den irgend ein Volkstribun vorbringt, eben so wieder, wie der Vorschlag Cato's, daß Carthago zerstört werden müsse. Und am Ende wird er wohl auch ebenso, wie dieser, einmal durchgesetzt werden. Ob dieß nun, wenn es geschieht, eine wirkliche Wohlthat für das ganze schweizerische Hirtenvolk wäre, wird selbst von Manchen, die den Armen und dem Ganzen wohlwollen, bezweifelt. Diejenigen Armen, welche an der Theilung participiren, werden zwar, dieß scheint gewiß, einen vorläufigen Vortheil davon haben, indem sie ein kleines Stückchen Wiesenland an irgend einem entfernten Bergabhange bekommen werden. Dieses Stück Land werden sie entweder mit einer oder zwei Kühen beweiden lassen, oder sie werden es verkaufen und das gelöste Geldsummen vergeuden. Und so wird eine solche Alpentheilung vermuthlich dieselben Folgen haben, wie die *leges agrariae* der Volkstribunen in Rom: Demoralisation, Luxus und Arbeitsunlust. Die Armen werden dadurch nicht besser und auch nicht auf die Dauer reicher werden. Vermuthlich werden große Capitalisten sich auf den Alpen große Gebiete zusammenkaufen, und die Armen daher nur ihre Herren wechseln. Statt der früheren alten reichen Bauern und Herrenfamilien werden sie diese Geldmänner über sich auf den Alpen dominiren sehen. Die erste und nächste Wirkung der gleichmäßigen Vertheilung der Alpen, so meinen die Hornmänner, wird aber eine völlige Vernichtung der bisherigen Viehwirthschaft und in Folge dessen auch des jetzigen großen Vieh- und Käsehandels sein. Es gehen jetzt jährlich 4000 bis 5000 Kinder von der sehr ausgezeichneten und daher gesuchten schwyzer Rinderrace allein nach Italien, und

der Käsehandel ist für das Land mindestens eben so bedeutend, wie für Bordeaux der Weinhandel. Großartige und gute Viehzucht und ebenso Käseproduction ist nur möglich, wenn beide wie bisher auf großartige Weise und durch vereinte Kräfte betrieben werden. Die Einrichtung und Existenz dieses ganzen Handels des Landes beruht wesentlich auf der bisherigen Alpenwirthschaft. Wird diese umgestürzt, werden die Alpen vertheilt, werden die Kräfte zersplittert, bekommt jeder Besitzer sein Stückchen Weide und seine Kuh darauf, so wird auch jener Handel aufhören und dem Lande die Hauptquelle seiner Wohlhabenheit entzogen werden, durch die namentlich auch eine große Menge der Armen direct oder indirect Vortheile bezieht. Das scheinbare Unrecht der ausschließlichen Benugung der Alpen durch die reichen Heerdenbesitzer ist also ein Vortheil für Alle. Ich will glauben, daß hierin viel Wahres ist. Der beste Ausweg, um Alle zu befriedigen, wäre demnach in Schwyz eine Erhöhung des Weidegeldes, so wie der beste Ausweg im übrigen Europa, um den Nachtheilen der Gütervertheilung zu entgehen, eine Erhöhung der Einkommen- und Luxussteuern wäre. Es ist merkwürdig, wie alle Bewegungen, die den großen Völker ocean Europa's durchzucken, auch in diesen kleinen Bevölkerungs-tropfen, die an den Gipfeln der Alpen hängen, in diesem Nationchen und Cantönchen der Schweiz sich wieder abspiegeln. Man sollte ihre Zustände häufiger studiren. Vieles erkennt man im Kleinen besser und kann es dann zum Verständniß des Großen bequem gebrauchen.

Mein Schwyzer, der mich über den Haken führte, war ein sehr decidirter Klauenmann. Er war sehr erbittert über die „reichen Buern,“ und die schwachen Einwände, die ich ihm, von den angedeuteten Gesichtspuncten ausgehend, machte, wollten ihm gar nicht in den Sinn. Sein Thema war immer:

„Ah was, de richen Buern und de „Herrn“ welle Alles haben. Und das sölle sie nicht, und unsere Alpen müssen geheilt werden.“ Letzteres war sein beständiger Refrain, den er am Schluß jeder Rede wiederholte, wie Cato sein „Carthaginem etc.“

Obwohl ein milder herrlicher Maitag von allen Bergen herablächelte, so wanderten wir doch oben am Gebirge stundenlang in so tiefem Schmutze, wie er nur beim ärgsten Regenwetter sein kann. Wir fanden hier oben noch die Schneeschmelze im Beginn ihrer Arbeit. Erst in den Thälern und an den tiefen Abhängen hatten die Wege einige Consistenz gewonnen. Auf den höchsten Höhen starrt um diese Zeit noch Alles in Eis, aber die mittleren, auf denen wir wanderten, waren in einem Zustande chaotischer Auflösung begriffen. Auf allen Wegen und Wiesen rieselten Schneewasserbäche herab. Alles Erdreich war erweicht, und überall lagen kleine oder große Schneefelder mit Schmutz vermischt. Als wir auf der anderen Seite des Passes in die Wälder des Apythales hinabkamen, fanden wir hier die Bäume noch 5 Fuß hoch im Schnee stecken. Hier in diesen finsternen Wäldern erwachen die Blumen mehrere Wochen später zu frischem Frühlingsleben, als auf den freiliegenden Wiesen. Auf den letzteren fanden wir einzelne befreite Strecken mitten zwischen dem Schnee schon ganz mit Blumen bedeckt. Es giebt hier oben eine Blume, die sogar unter dem Schnee keimt, ungeduldig seine Decke durchbohrt und über der weißen Winterdecke mit einem zierlichen blauen Glöckchen erblüht. Meistens sehen indeß die Wiesen, wenn sie zuerst vom Schnee befreit sind, sehr widerlich aus; das Gras, das 6 bis 7 Monate lang bedeckt war, hat seine Farbe völlig verändert und ist von der Last platt niedergedrückt. Einzelne Keime, die schon unter dem Schnee trieben, haben nur eine matte Farbe gewinnen können, wie Kesselpflanzen, denen das Licht entzogen war.

Daher bemerkt man denn auch des Frühlings in den Alpenthälern von unten aus einen graulichen Streifen zwischen dem bereits grünen Thalgrunde und den noch mit Schnee bedeckten Höhen. Man sieht diesen grauen Streifen zwischen dem von der Tiefe aus nachrückenden Grün und dem sich nach oben mehr und mehr zurückziehenden Schnee sich immer weiter nach oben wälzen. Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß die Wiesen von jenem melancholischen Wintergrau zum Frühlingsgrün um so schneller übergehen, je höher sie liegen. Die Gräser und Kräuter raffen sich in diesen Höhen viel rascher und mit viel energischerem Wachsthum auf, als in der Tiefe, gleichsam wie schnell sich entfaltende Springsfedern, die von einem großen Gewichte gedrückt wurden. Man sieht das junge Grün zuweilen dicht am Rande des Schnees. Und einige Pflanzen dringen, wie gesagt, schon farbig durch den Schnee selbst hindurch. Man hat dasselbe an den Bäumen beobachtet. Je höher in den Alpen der Standpunct eines Baumes ist, desto schneller folgt seine Blüthenzeit der Zeit der Schneeschmelze. Man weiß, daß in manchen Thälern zwischen der Zeit der Schneeschmelze (des Winterendes) und der Kirschblüthe nur 14 oder 16 Tage liegen. Dabei ist es merkwürdig, daß die Blüthen bei den höheren Bäumen immer früher kommen als die Blätter, so daß die hochstehenden Kirschbäume schon zuweilen in voller Blüthe stehen, ohne ihre Blätterknospen nur noch einigermaßen entwickelt zu haben. Es ist bekannt, daß in den nördlichen Gegenden unseres Welttheils die Pflanzen sich auf ganz ähnliche Weise beeilen, den vom Schnee verkürzten Sommer etwas auszudehnen. Was mögen aber die Ursachen dieser Erscheinung sein? Ich habe darüber die Werke der Physiologen über die Alpenpflanzen sowohl, wie die über die Polarpflanzen vergebens befragt.

Auf der Höhe des Haken, wo ein Wirthshaus steht, ist

man den beiden Mythen ganz nahe. Man ist, so zu sagen, mitten unter ihnen. Und ich untersuchte durchs Fernrohr den Bau dieser beiden hübschen Pyramiden mit Wohlgefallen. Sie stehen sehr isolirt und sind wie ein schönes Bergpaar, gleichsam ein Doppelgestirn, aus weiten Fernen sichtbar. Nach Norden, Nordosten und Nordwesten hin haben sie keine höheren Berge vor sich liegen. Selbst der Rigi ist niedriger. Im Jahre 1800 stand einmal die eine dieser Pyramiden in Rauch und Flammen wie ein Vulkan. Das Holz auf seinen Abhängen war in Feuer gerathen und brannte mehre Nächte hindurch, den Bewohnern selbst der entfernten Cantone Zug, Zürich und Unterwalden ein prächtiges Schauspiel darbietend. Aus allen Gegenden lief man zum Löschen herbei. Vor einigen Jahren erregte der andere dieser Berge einen fast eben so großen, aber voreiligen Alarm im Lande. Ein Gelehrter wollte nämlich entdeckt haben, daß die Pyramide dieses Kalkberges auf einer schlüpfrigen und bröckeligen Unterlage von Thonschiefer ruhe und daß sie im allmählichen Hinabrutschen begriffen sei. Diese Idee erregte in dem schönen lieblichen Thale von Schwyz, in das sie hinabgleiten sollte, einen eben so großen Schrecken oder „panic,“ wie die Engländer sagen, wie in London dadurch erregt werden würde, wenn Einer bewiese, daß die Bank von England wackelig sei. Der Credit des Mythen hat sich indeß wieder gehoben, und man hat sich überzeugt, daß er wahrscheinlich doch fester steht, als man dachte. Mitten an der Pyramide des großen Mythen zieht sich zwischen seinen schroffen Felswänden eine schmale Grasbank hin. Von ihr holen die Schwyzer das Gras mit Ueberwindung von eben so vielen Schwierigkeiten und mit derselben Todesverachtung, wie die Norweger die Eier von den Felsen ihrer Küsten. Mühselig klettern die Mäher zu jener Bank hinauf, die so steil steht, daß sie sich nicht einmal mit Hilfe ihrer Fuß-

eisen dort halten können. Sie schlagen Pföcke ein und binden sich während des Mähens mit langen Stricken daran, also ähnlich wie es unsere Thurndecker machen. Von Zeit zu Zeit verunglückt doch immer Einer bei diesem Wagestücke. Ein Graf Reding erzählte mir, daß, so lange er denken könnte, dieß mochte etwa 30 Jahre sein, er schon 4 hier verunglückte Männer gerechnet habe. In den 1000 Jahren der Existenz dieses Landes hatte demnach die Einheimung des Fuders Heu dieser einen Grassbank dem schwyzer Volke vielleicht 130 Männer gekostet. Es giebt viele Tausende ähnlicher Grassbänke in den Alpen.

In dem Wirthshause auf der Höhe des Haken fanden wir einen kleinen verstorbenen Burschen, der aus einem Bergdorfe Uberg 2 Stunden weit über den Schnee herbeigelaufen war, weil ihm die Wirthin etwas Salz versprochen hatte. Das Salz, dieses nothwendigste aller Lebensbedürfnisse, ist in der Schweiz überall sehr rar. Und die armen Leutchen und die Bettler kann man in einigen Berggegenden mit einer Prise Salz ebenso erfreuen, wie in anderen Ländern mit einer Hand voll Rauchtabak. Zuweilen sparen sie sich selber das Salz ab, um es nur ihrem Vieh geben zu können. Unser kleiner Bettler bekam auf unsere Fürsprache ein ganzes Beutelchen voll Salz, das er nun seiner Mutter als eine große Wohlthat bringen konnte. Sie hatte, sagte er, seit 8 Tagen nur in Wasser gekochtes Kraut ohne Salz gegessen. Bei dieser Salzfülle würde nun auch die Ziege reichlichere Milch geben. Die Noth in diesem theueren und noch dazu spät eingetretenen Frühlinge war in den oberen brotarmen Gebirgsgegenden allgemein. Ihr Vieh hatten die Leute schon seit 3 Wochen „in den Boden“ gethan, „des Fütterns wegen.“ Und die Menschen, die sich von unter dem Schnee hervorgeklaubten Kräutern und von Schnecken nährten, waren noch schlimmer daran als ihr Vieh. Auffallend war es mir,

daß unser Kleiner ein so dickes volles Gesicht hatte, und daß ich dasselbe an allen Kindern bemerkte. Ich zeigte dieß einer bettelnden Frau, indem ich hinzufügte: „So groß kann Euere Noth wohl nicht sein, da Euere Kinder ja alle so hausbackig aussehen, wie der Vollmond.“ Diese arme Frau belehrte mich aber so: „Ach, der Herr hat wohl nicht so viel Erfahrung über die Wirkungen des Hungers gemacht, wie wir in unserem armen Gebirge. Wir füttern unsere Buben jetzt schon seit 6 Wochen mit Milch und Wasser. Das macht sie so dick, aber nicht hausbackig, Herr, sondern bloß aufgedunsen. Je mehr sie hungern, desto aufgeblasener werden sie. Aber das fällt bald wieder weg, wenn sie zu besserer Nahrung kommen. Dann essen sie wie die Wölfe und werden immer magerer wie die Schemen. An den Wangen kann der Herr nicht gut sehen, ob einen Buben hungert oder nicht. Aber schauen sie nur die Händchen an, wie mager die sind, wie eingefallen zwischen den Fingern.“ Ich setze diese Belehrung hier hin, weil mir eine Irländerin einmal dasselbe sagte, und weil reiche reisende Wohlthäter davon vielleicht Gebrauch machen können, um Täuschungen zu entgehen.

9. Im Alpthale.

Gegen Abend ließen wir uns aus den schneegefüllten Wäldern auf die grünenden Wiesen des kleinen Alpthales herab, das von sehr armen Leuten, die jetzt alle mit ihrem guten Priester Hunger litten, bewohnt wird. Ich traf diesen trefflichen Mann, dem ich empfohlen war, bei der Anordnung seiner kleinen Kirche für den Abendsegen. Er müsse, sagte er mir, jetzt Alles bis

auf das Kerzenanzünden selber ordnen und puzen, weil sein einziger Kirchengehülfe krank sei, wie denn die Mehrzahl seiner Ithalgenossen aus Hunger krank darnieder liege. Er ließ mich auch den Maischmuck seiner Kirche näher betrachten, den Maienaltar, die bekränzte Mutter Maria darauf ic. Er hatte dieß Alles nach seinem Geschmacke, so weit es seine Mittel ihm erlaubten, selbst so angerichtet. Die kleinen Räume der Kirche waren mit Blumen förmlich angefüllt. Den ganzen Monat Mai hindurch läßt er diesen Schmuck und den Maienaltar in der Mitte des Tempels so bestehen. Der lieblichen Mutter Maria ist der Frühlingsmonat insbesondere gewidmet. Nachdem ich dem Abendsegnen mit der kleinen, dürftigen, aus ihren Hütten herbeiströmenden Gemeinde beigewohnt, lud mich mein priesterlicher Freund in seine kleine hölzerne Wohnung ein, die er recht artig und seinen frommen Beschäftigungen angemessen eingerichtet hatte. Im Ganzen findet man überhaupt bei den Armen unter den katholischen Priestern weit nettere und saubrere Wohnungen als bei den Armen unter unseren protestantischen Predigern. Bei jenen sieht man überall die säubernde Hand einer alten erfahrenen Hauswirthin, die ihnen zur Seite zu stehen pflegt. Auch neigen die Hagestolzen von Haus mehr zu (oft pedantischer) Ordnung. Bei dem protestantischen Prediger merkt man überall die unartigen und unordentlichen Kinder durch, die bei dem katholischen Priester ganz fehlen. Mit ihnen ist der letztere auch einer Menge von anderen Sorgen quitt, und er kann seine kleinen Habseligkeiten daher bequemer zusammenhalten, als der erstere, der oft in der Fülle seiner Sorgen Alles so gehen und stehen läßt, wie es eben mag.

Mein Freund war aus der berühmten Familie Tschudi, und ich sagte ihm daher, daß mir sein Name theuer sei, da sein alter Vorfahr, der bekannte schweizerische Geschichtschreiber, längst

von mir verehrt wurde. Diese Familie Tschudi stellt in Glarus ungefähr dasselbe vor, was die Familie Neding in Schwyz, und sie hat sich bis auf die neueste Zeit in der Achtung des Volks erhalten, wenn auch nicht bei solchen eifrigen und feuerigen Priestern, wie mein Freund deren einer war. Da in Glarus die Partei der Protestanten, der Radicalet und „Gottlosen“ die Oberhand behielt, so hatte ihr Sieg die Verbannung, Proscribirung oder Sinkerkerung von mehren ihrer Gegner zur Folge, wie denn fast jeder Sieg einer Partei über die andere in der Schweiz dieselbe Folge gehabt hat. In fast allen Cantonen traf ich auf meiner Reise auf Leute, die da, wo sie gerade waren, frank und frei herumgingen, die sich aber im Nachbarthale nicht sehen lassen durften, ohne sofort vom Blitze der Geseze und vom Arme der Gerechtigkeit wie Verbrecher getroffen zu werden. Mein Freund z. B. war im Alpthale wenige Stunden von seinem Vaterlande entfernt. Seit 6 Jahren war dieß ihm aber so unerreichbar wie China gewesen. Er hatte dort eine alte Mutter, die selbst sich nicht mehr über die Berge bewegen konnte, die er sich sehr zu sehen sehnte, die er aber nie zu besuchen gewagt hatte, aus Furcht, sofort erkannt und arretirt zu werden. Im Alpthale, wohin er geflohen, hatte man ihm wenigstens ein kleines Amt gegeben. Hätte er einige Meilen weiter reisen wollen, so hätte man ihm eine fette Pfründe verschafft, wie er mir aus einem bischöflichen Hirtenbriefe bewies. Wäre er noch ein paar Meilen weiter gereist, so hätte man ihn vielleicht gesteinigt, und wieder ein paar Meilen weiter in einem anderen Cantone vielleicht im Triumphe auf den Schultern getragen. Statt indeß diese abenteuerliche Reise, wie sie damals ein Mann von entschiedener Meinung durch die bunte Schweiz hätte machen können, zu unternehmen, blieb mein Freund ruhig bei seiner Gemeinde im Alpthale. Er habe seine kleine und arme Heerde lieb,

sagte er, und könne sie unmöglich selbst für eine Aussicht auf eine großartige Stellung verlassen. Auch fühle er sich hier seinem Vaterlande näher. In Stimme, Physiognomie, Körperbau und eifrigem Wesen glich dieser arme verbannte Priester ganz dem Bilde, das wir uns von unserem Dr. Martin Luther machen. Wenn er von der Willkür und Härte der in Glarus herrschenden protestantischen Partei sprach, so klagte, predigte und protestirte er wie Luther gegen den Papst. Und mir fiel dabei ein, daß Luther, wenn er nicht selbst den Protestantismus gestiftet, wenn er die Protestanten wie Tschudi in seinem Vaterlande schaltend und waltend vorgefunden hätte, vermuthlich ebenso wie Tschudi seine ganze Nebekraft und Energie gegen sie gerichtet haben würde. Meines guten Priesters Vetter, auch ein Tschudi, war unter dem vorigen Könige von Neapel Gouverneur von Sicilien gewesen, und sein Bruder General in spanischen Diensten. Bei den schweizer Alpenhirten, die in die Heere aller Könige der Welt eintreten, ging noch bis auf die neueste Zeit herab der Wunsch, irgend wo eine schöne Insel als Statthalterschaft zu erlangen, die Sancho Pansa so oft vergebens von seinem Herrn und Mitter verlangte, nicht selten in Erfüllung. Wenn diese durch Auswanderung in alle Welt versprengten Schweizer-Familien sich am Ende ihres Lebens einmal wieder auf ihren Bergen und Thälern zusammenfinden, so erscheint der eine Bruder in der Mönchskutte, der andere vielleicht mit der Schürze und unter ihr mit der gefüllten Geldtasche eines Pariser Casetiers, und der dritte in der Marschallsuniform oder als Gouverneur von Sicilien.

Der kleine wilde Alpbach durchschlängelt das Alpthal. Die bei den schönen Maitagen heftige Schneeschmelze hatte ihn zu einem brausenden Strome angeschwellt. Der Abend dämmerte schon, als wir, mein schwyzer Klauenmann und ich, auf einem schwankenden Stege über ihn setzten, um zu dem Kloster der in dieser

Einsamkeit dem Herrn dienenden Waldschwestern (Deo famulantes sorores sylvestres) zu gelangen. Ich hatte gehört, daß die Nonnen dieses armen Klosters (Kloster Au ist es genannt) seit einiger Zeit, seit dem Zuge der berner Freischaaren gegen Luzern, „die ewige Anbetung“ bei sich eingeführt hätten. Sie beteten, hieß es, in ihrer Kirche Tag und Nacht. Da mir diese Form des Gottesdienstes etwas Neues war und die ihr zum Grunde liegende Idee wohl gefiel, so wollte ich mich selbst von dem Hergange dabei überzeugen. Der Abt von Einsiedeln hat mir später gesagt, daß die sogenannte „ewige Anbetung“ eine französische Erfindung der Neuzeit oder vielleicht nur die Erneuerung einer alten Sitte der katholischen Christenheit sei, und daß sie sich zuerst in einigen Klöstern Südfrankreichs, dann aber auch hie und da in der Schweiz, besonders in den Sonderbundscantonen verbreitet habe. Sie besteht darin, daß einige Mönche oder Nonnen, die sich unter einander ablösen, beständig Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein in dem Gotteshause laut betend anwesend sind. Als die Freischaaren vor 3 Jahren den besagten Angriff auf Luzern machten, mit der Absicht, den Sonderbund aufzulösen und das sogenannte Pfaffenregiment in den Urkantonen zu sprengen, wurde die Bevölkerung in den katholischen Urkantonen im höchsten Grade alarmirt und erschüttert. Sie betrachteten jenen Angriff von der radicalen, protestantischen Schweiz her als einen Angriff auf ihre Religion, und obgleich er zurückgeschlagen wurde, so glaubten sie doch zu erkennen, wie wesentlich die Gefahr sei, die ihnen von daher drohe, und sahen ein immer dunkleres Gewitter sich um sie her gestalten. Sie wurden daher im höchsten Grade ernst und fromm gestimmt. Die Kirchen der Thäler und die Waldcapellen und Klöster wurden seitdem häufiger als je besucht. Bet- und Wallfahrten wurden zur Rettung des Vaterlandes und des Glaubens in allen

Eheilen des Landes unternommen. Und da regten sich auch die dem Herrn dienenden armen Waldschwestern von der Au. Sie schickten eine Deputation zum Abte von Einsiedeln, von dem ihr kleines Kloster abhängt, und baten um die Erlaubniß, in diesen schlimmen Zeiten die „ewige Anbetung“ bei sich einführen zu dürfen. Der Abt, ein kluger, aufgeklärter Mann, wollte ihnen dieß nicht sogleich gestatten. Er stellte ihnen vor, daß ihre Zahl nicht groß sei, daß daher die Reihe zum Kirchengebete jede von ihnen im Laufe des Tages sehr oft treffen würde, daß ihr hoch in den Bergen gelegenes Thal einen langen Winter habe, daß sie in den kalten Winternächten einen sehr schweren Dienst haben und daß sie demnach bald ihre Kräfte erschöpfen und sich aufreiben würden. Allein die eifrigen Nonnen ließen sich nicht bedeuten und wiederholten ihre Bitte. Endlich gab der Abt so weit nach, daß er ihnen die ewige Anbetung auf einige Monate gestattete, um ihre Kräfte zu prüfen. Am Ende der Probezeit kamen die Nonnen wieder und erklärten, nun, da sie die Sache selbst kennen gelernt, seien sie noch viel eifriger als zuvor, eine so erbauliche Gottesfurcht habe sich aller bemächtigt, und in der ganzen katholischen Urschweiz hätte ihr Unternehmen so viel Lob und Anklang gefunden, daß sie nun und nimmermehr von der ewigen Anbetung lassen würden. Und der Abt sah sich genöthigt, ihnen diese Institution definitiv und für immer zuzugestehen. Nicht bloß unter den Nonnen und Mönchen der Klöster, sondern auch unter Privatpersonen bildeten sich damals Vereine zur ewigen Anbetung. So hörte ich von einer unter Domestiken in Freiburg gestifteten Gesellschaft dieser Art. Fünzig Mägde waren zusammengetreten und hatten ausgemacht, daß fortwährend einige von ihnen in einem kleinen gemietheten Locale anwesend sein und dort beten oder in religiösen Schriften lesen sollten. Sie konnten es aber nicht

durchsehen und mußten ihren Verein wieder auflösen. Andere Vereine hatten sich wieder unter anderen Bedingungen gebildet, z. B. einer, dessen Mitglieder sich gegenseitig gelobten, daß jeder von ihnen täglich wenigstens eine Stunde zu irgend einer beliebigen Tageszeit in der Kirche beten wolle.

Das kleine Kloster Au liegt auf kahlen Wiesen im hohen Alpthale, am Rande des Fichtenwaldes, dessen dunkle Regionen gleich oberhalb des Klosters beginnen. Es ist eine sehr arme Schwesternschaft. Die Nonnen haben nur freiwillige Gaben der Pilger, ein kleines Stückchen Wiesengrund, ein Fegchen Wald zu ihrem Unterhalte, und sie müssen selbst mit der Milch ihrer Kühe sehr genaue Wirthschaft führen, damit täglich einer Jeden davon ein Paar Löffel voll zu Theil werden. Ich traf den Landmann, den sie als Dekonom über ihre Wirthschaft gestellt hatten. Er zeigte mir das kleine kahle Gärtchen, das ihr einziger Erholungs- und Vergnügungsort ist. Es stand ein halbes Duzend kleiner Obstbäume darin, und es war mit einem solchen rohen hölzernen Verschlage umgittert, wie die Schweizer ihn auf ihren Alpen zur Umzäunung ihrer Viehweiden zu machen pflegen. „Zu Zeiten können unsere Nonnen in diesen Garten kommen,“ sagte mir der Wirthschafter, „und oft ist der ganze Winkel voll von ihnen.“ Trotz ihrer Armuth übten sie noch Gastfreundschaft und hatten jetzt schon seit Jahren noch 10 fremde Schwestern bei sich aufgenommen, die aus anderen Klöstern der Schweiz vertrieben waren. Die kleine Kirche lag dicht neben dem Hauptgebäude, und ich trat hinzu, um der ewigen Anbetung der Waldschwestern für eine Stunde beizuwohnen.

I love, where spreads the village lawn,
Upon some knee-worn cell to gaze,
Hail to the firm unmoving cross,
Aloft, where pines their branches toss!
And to the Chapel far withdrawn,
That lurks by lonely ways.

Ich denke mir, Wordsworth muß das Kloster Au und seine Kapelle im Sinne gehabt haben, als er diese Verse schrieb.

Die Kirche war, da es indeß Nacht geworden, schon dunkel, und nur ein einsames Lichtchen schimmerte vom Chor herunter, wo zwei verschleierte Nonnen saßen, die abwechselnd laute Gebete sprachen und sangen und von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich in den stets wiederholten Refrain einstimmten: „Laßt uns ewig beten! Laßt uns ewig beten!“ Ich konnte indeß nur die Köpfe der Nonnen sehen. Da ich außer den beiden Veterinarien der einzige Mensch in der Kirche war, und da auch die Einsamkeit der Gegend umher und die Stille des Orts mich in ernste Stimmung versetzten, so überließ mein Geist sich willig der Vertiefung in fromme Betrachtungen. Ich gedachte der römischen Vestalinnen, die auch einst Tag und Nacht das heilige Feuer unterhielten, wie diese Nonnen die Flamme des Gebetes. Ich erinnerte mich mancher ähnlicher Institutionen bei dem Gottesdienste anderer Kirchenlehrer und fand, daß die Idee eines ununterbrochen fortgehenden Gottesdienstes zum Zwecke der eigenen Heiligung sowohl, als zum Zwecke der beständigen Fürbitte für die Mitmenschen eine sehr alte sei und sich eigentlich in allen Culten zeige. Es ist gleichsam eine menschliche Nachahmung des ewig forttdnenden Hallelujahs der Engel. Zugleich kam mir der Gedanke, wie weit wir Protestanten uns von dieser so natürlichen Idee entfernt haben, die wir noch nicht einmal, wie doch die Katholiken überall, die Gotteshäuser zu allen Zeiten des Tages offen erhalten, sondern sie die Woche über verschließen, als wäre nur zu bestimmten Zeiten das Bedürfniß, in Gottes Haus zu treten, in uns lebendig, als wäre es nicht heilsam, daß die Pforten der Gotteshäuser wie die des Himmels stets offen ständen, als Ahsyle der Gnade und der Erbauung für die Bedrängten und für die, welche da dürstet.

Als es 9 Uhr schlug und die Stunde abgelaufen war, hörte ich eine Bewegung und ein Geräusch im hinteren Klostergange. Lautlos und mit leisen Tritten kamen alle Nonnen des Klosters, die Aebtissin an der Spitze, auf das Chor der Kirche. Drei von ihnen ergriffen die Stricke der Kirchenglocken, deren helle Klänge nun bald in die Nacht des Thales hinaus erschallten. Man sagte mir, die Nonnen seien zu arm, um sich einen eigenen Glöckner zu halten, und sie müßten dieß Geschäft daher immer selbst verrichten. Da sie oben hinter der Balustrade des Chors verborgen waren, so sah ich bloß immer, vom Scheine der Kerzen hell erleuchtet, die zarten Frauenhände, die mit den dicken Stricken in die Höhe führen und die geschwenkten Glocken wieder niederraffen. Während des Geläutes stimmten sie nun alle einen allgemeinen Chorgesang an. Danach zog sich der große Haufen mit leisen Tritten wieder zurück, die beiden abgelösten Nonnen mit sich nehmend. Zwei andere blieben und setzten nun wie die vorigen den Doppelgesang: Laßt uns ewig beten, wieder fort. So kam ich denn erst spät in der Nacht in einem der vielen das Kloster Einsiedeln umgebenden Wirthshäuser an.

10. Kloster Einsiedeln.

Dieser wundervolle und weit und breit in der Christenheit berühmte Wallfahrtsort liegt am Eingange des Aythales auf einem weiten Wiesengrunde, der beinahe so hoch über dem Meere erhaben ist wie die Spitze unseres norddeutschen Brokens, nämlich nahe an 3000 Fuß. Das weite und bequeme, aber kahle und kühle, ziemlich reizlose Thalbecken, dessen Mitte das Kloster ein-

nimmt, ist rund umher von mäßig hohen Bergen umgeben über deren Pässe aus allen Weltgegenden Straßen zum Kloste herbeiführen. Das ganze Thal ist, so zu sagen, klosterlich organisiert und wie eine Kirche ausgeschmückt. Die Wege sind stundenweit hinaus mit Heiligenbildern, Kreuzen und Capellen besetzt, und auf der Höhe jener Pässe, des Haken, des Ezel, des Katzenstricks u. c., stehen kleine Kirchen, die vom Kloster unterhalten werden, und die den Pilgrim mahnen, daß er nun in das ehrwürdige Thal von Einsiedeln selber hinabsteige. Mit jedem seiner Schritte mehren sich die Gegenstände der Verehrung, bis er endlich des großen herrlichen Klosters selber und des goldenen strahlenden Bildes der Himmelskönigin, die über seiner hohen Front errichtet ist, ansichtig wird.

Bei dem Anblicke der großartigen Gebäude, die zu Einsiedeln gehören, der herrlichen Fronte, welche die Kirche darbietet, des weiten Platzes vor dem Eingange, der breiten Treppe, die dazu hinaufführt, und des reichen Inhalts dieser Kirche, so wie beim Anblicke der schwarzen Mutter Gottes, welche hier verehrt wird, und des fast nie aufgehörenden Zustromens von Pilgern aus allen Weltgegenden fielen mir die Tempel von Salsette, die ägyptischen Tempel am Nil und die heiligen Orte an den Quellen des Ganges ein. Denn Einsiedeln ist in der That so großartig und ergreifend, daß man es unwillkürlich nur mit den heiligsten und berühmtesten Tempeln und Wallfahrtsorten der Welt in Verbindung bringt. „Da sieht man recht,“ pflegen die Mönche von Einsiedeln zu sagen, wenn sie den Fremden auf die herrlichen Kuppeln und Säulenportale der Kirche und auf die palastartigen Klostergebäude aufmerksam machen, „da sieht man recht, was für ein mächtiger Baum mit Gottes Segen aus einem kleinen Korne erwachsen kann, das ein frommer Mensch einst ausstreute. Vor tausend Jahren war dieß ganze lichte Thal ein

wilder, undurchdringlicher Wald. Der gottesfürchtige Meinrad, der Sohn eines Grafen von Sulgen, zog sich in diesen Wald zurück. Seine hölzerne Hütte, in welcher er Gottes Wort und die Kirchenväter studirte, stand auf derselben Stelle, auf der sich jetzt das Kloster erhebt. Sein frommes Blut hat den Boden gedüngt. Zwei gottlose Männer erschlugen den Märtyrer. Aber die Raben des Waldes verfolgten die Mörder nach Zürich und verriethen sie durch ihr Geschrei, wie einst die Kraniche des Ibycus, dem Volke. Jetzt ist nun die Wildniß überall auf jenem Flecke beseitigt. Es stehen so viele Kreuze im Thale als ehemals alte Tannen und Fichten, und auf der Stelle der hölzernen Zelle Meinrad's erheben sich diese wundervolle Cathedrale und ein Palast, in dem statt eines Eremiten die gefürsteten Aebte wohnen. Sogar Herzöge (z. B. ein Herzog Thietland von Schwaben) und Königsöhne (z. B. Gregor, ein Sohn Königs Eduard III. von England und Schwager Kaisers Otto) verschmähten es nicht, Aebte von Einsiedeln zu werden, und der Ruhm des Ortes verbreitete sich nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Ungarn, Italien und Frankreich. Und noch bis auf diesen Tag herab strömen die Frommen zum Gebete zu unserer Waldstatt heran, und von dieser heiligen Stätte aus sind dann wieder seit einem Jahrtausend der ganzen Christen- und Menschheit unzählige Wohlthaten und Himmelsgnaden zugeflossen."

Es sollen periodenweise hier jährlich nicht weniger als 300,000 Pilgrime erschienen sein, und es fragt sich, ob demnach Einsiedeln nicht von allen Wallfahrtsorten der europäischen Christenheit der allerbesuchteste ist. Nur Loretto in Italien und St. Jago in Spanien sollen noch mehr Pilgrime zu sich heranziehen als Einsiedeln. Die meisten von diesen kommen aus der Schweiz, aus den angränzenden deutschen Ländern Baden,

Württemberg, Tyrol, dann aus Frankreich und zuletzt auch manche aus Italien. Man findet darunter alle Classen der Gesellschaft, auch manche durch höheren Rang und Bildung ausgezeichnete Personen. Die Aebte und Mönche sind also an den Zuständen in diesen Ländern immer sehr theilhaftig und suchen dort stets einige Verbindungen aufrecht zu erhalten, um gelegentlich vielleicht auf Hindernisse, die sich dem fortlaufenden Strome der Pilgerfahrten entgegenstellen, hinwirken zu können. So sollten z. B. kürzlich in Württemberg Verordnungen getroffen werden, um das Zufließen der württembergischen Unterthanen nach Maria Einsiedeln einigermaßen zu beschränken, weil sich die Ansicht verbreitet hatte, daß den Leuten dort nur Aberglaube in den Kopf gesetzt würde. Allein die Aebte hatten das Glück, daß der König von Württemberg sie bei seiner Schweizerreise besuchte, und es gelang ihnen, ihn zu überzeugen, daß die Pilgrime in Einsiedeln weder Aberglauben noch sonst etwas Schädliches oder Unstittliches lernen, sondern sich dort nur christlich erbauen könnten. Dem Könige mit einem Worte gefiel der Ort, und so wurden jene Anordnungen zurückgenommen. Wie der Rector magnificus die Oberaufsicht und Polizei über die ganze Stadt Oxford hat, um dort Alles zum Zwecke der Beförderung der Studien der jungen Leute zu ordnen, so hat der Abbas Einsidlensis auch hier Alles im Auge, übt eine öffentliche und geheime Polizei über den Flecken, der sich neben dem Kloster angelegt hat, über die zahlreichen Wirthshäuser, über die Wege und Straßen, die zum Kloster führen, und beachtet dann, wie gesagt, auch noch weiterhin die Vorgänge in entfernten Ländern und sucht sie so zu gestalten, daß alle Canäle, die zum Kloster führen, immer offen bleiben, daß die Pilgerschaft stets im Gange erhalten, und daß nirgends der Welt ein Aergerniß gegeben werde.

Wie die Mohammedaner wenigstens einmal in ihrem Leben nach Mekka wallfahrten müssen, so glauben auch die Einwohner der katholischen Schweiz und mancher Districte deutscher Länder, es sei ihnen die Wallfahrt nach Einsiedeln eben so nöthig. Viele thun ein Gelübde, so oder so oft in ihrem Leben dahin zu pilgern. Der Kreuzgänge oder Processionen ganzer Gemeinden oder Pfarreien nach Einsiedeln finden Hunderte im Laufe des Jahres Statt. Ehemals schickten zuweilen große Städte (z. B. einmal Basel), wenn sie durch Pestilenz oder Krieg in Bedrängniß kamen, ihre ganze Bürgerschaft mit sammt ihrem Magistrate nach Einsiedeln. Auch der Rath und Bürgermeister von Zürich ordnete einen alljährlichen Auszug der Bürgerschaft nach Einsiedeln an „zur Ehre des allmächtigen Gottes, seiner „würdigen Mutter, der Jungfrau Maria, und des ganzen himmlischen Heeres und auch zum Trost aller Christgläubigen Seelen, „damit der ewige Gott uns, unsere Stadt Zürich und unsere „Landschaft ewig in seinem göttlichen Gnadenschutz habe, uns „verlye gut Wetter, behüte die Frucht und vor allem Uebel „uns beschirme.“ Ja, auch deutsche Kaiser (z. B. einmal Carl IV.) sind wohl in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe nach Einsiedeln gepilgert. Zur Zeit der französischen Revolution war Einsiedeln ein Sammelplatz für die französische hohe Geistlichkeit, wie es Coblenz für den Adel, die Herzöge und Fürsten war. Hier residirten der Primas von Frankreich, der Erzbischof von Paris und hundert andere französische Geistliche. Da von hier eben so wie von Coblenz aus gegen Frankreich intrigirt wurde, so behandelten daher später die Franzosen, als sie 1798 in der Schweiz einrückten, das Kloster auch nicht glimpflich. Die Conventualen wurden vertrieben, viele Reichthümer confiscirt und das tausend Jahre lang verehrte Marienbild (die Mönche sagen indeß: „nicht das rechte, ächte“) nach Paris

geschickt. Später wurde Alles wieder, so gut es anging, in den alten Zustand gebracht.

Nach einem Verzeichnisse über die in jedem Jahre ausgeheilten Communionen während der letzten 20 Jahre, das ich habe, scheint es, daß die Zahl der Pilger bis auf unsere Zeit sich fast immer gleich geblieben ist. Sie schwankt nur zwischen 150,000 und 190,000. „Wahn und Täuschung,“ sagt dabei ein Einsiedelnscher Schriftsteller, „können unmöglich der Grund eines „so ausgebreiteten und fortbauernnden Zutrauens der Völker gegen „unseren Gnadenort sein. Wahn, Täuschung und Aberglaube „lösen sich in der Zeit selbst auf. Die Wallfahrten zu unserem „übergebenedeiten Gottesbilde dauern aber seit undenklichen Zei- „ten bis jetzt gleichmäßig fort. Es müssen doch wohl also die „Wallfahrer in Einsiedeln etwas erfahren und gefunden haben, „das sie zu dankbarer Ueberlieferung der Wohlthat vermochte „und in ihren Nachkommen ähnliches Zutrauen erzeugte, wo- „durch denn die Wallfahrt von den Vätern auf die Kinder durch „alle Geschlechter fortlebte. Das, was aber die Wallfahrer „aus allen Weltenden mit solcher Sehnsucht nach unserer Wald- „statt heranzieht, ist erstlich die Herrlichkeit des Ziels, das hier „an Ort und Stelle so besonders wirksame Andenken an die hoch- „begnadigte Jungfrau und Mutter Gottes Maria, und dann „die Reise zu diesem schönen Ziele selbst. Die Entfernung von „der Heimath und den zerstreuenden Alltagsgeschäften, der ein- „same und beschwerliche Weg, mancherlei kleine Vorfälle auf „der Reise, in denen die Vorsehung sich nicht unbezeugt läßt, „sind für den Wallfahrer außerordentliche Erweckungen und Ge- „legenheiten zum Nachdenken über sich und zur Fassung ernster „und heilsamer Entschlüsse. Es geht sein Hauptbestreben bei der „langen Pilgerfahrt zu unseren Bergen hinauf dahin, sich zum „würdigen Empfange der Buße, des heiligen Abendmahles und

„zur reinen Anbetung der reinen Jungfrau von Einsiedeln zu be-
 „reiten. An Ort und Stelle wirken dann eben so wunderbar
 „erhebend der Anblick der herrlichen Wallfahrtskathedrale, der
 „feierliche Gottesdienst, die Gegenwart der zahllosen frommen
 „Pilger aus allen Weltenden, der ungewöhnliche Gewissensrath,
 „die vielen und wichtigen Erinnerungen, die sich an diesen ge-
 „weihten Ort knüpfen, das ehrwürdige Alter der frommen
 „Stiftung, die sonderbare Erhaltung des Orts, vor Allem aber
 „die gleich in der Urzeit durch höhere Weihung allda beglaubigte,
 „während Jahrhunderten immer gepflogene, durch unlängbare
 „Wunder und besondere Gnadenbeweise bestätigte, von allen
 „weisen Männern empfohlene und von zahllosen Menschen
 „geübte Verehrung und Anrufung der Mutter Gottes. Dieß
 „Alles muß nothwendig in redlichen Wallfahrern Innigkeit und
 „Vertrauen rege machen. Wer immer auch mit den inneren
 „Gefinnungen der Wallfahrer vertraut zu werden Gelegenheit
 „gehabt, kann es bezeugen, daß das Andenken an Maria und
 „das Zutrauen auf ihre Fürbitte oder Mitbitte kräftig wirkt und
 „den Glauben und die Hoffnung auf Gott mächtig erhebet und
 „stärket. Es ist diese Wallfahrt und Anbetung eines jener Er-
 „weckungsmittel der Tugend und Frömmigkeit, deren die Vor-
 „sehung in der leblosen Natur, im Menschenleben und in den
 „äußeren Anstalten der Religion so viele gegeben hat. Immer-
 „hin aber bedarf der Mensch nach der Einrichtung seiner Natur
 „in Allem des Außerordentlichen zur Erweckung. Und wer
 „wollte läugnen, daß er dessen nicht eine große Fülle an unserem
 „Gnadenorte fände.“

Es sind beständig zahlreiche Schriftsteller in Einsiedeln
 thätig, den Pilgern erbauliche Predigten, fromme Lieder, Er-
 zählungen von der Stiftung des Klosters und von den dort ge-
 sehenen Wundern, Heilungen und Errettungen zu schreiben

und in die Hände zu spielen. Diese schriftstellerische Thätigkeit, diese höchst merkwürdige Literatur geht wohl zunächst von den Mönchen des Klosters selber aus. Dann aber giebt es in dem das- selbe umgebenden Flecken eine Anzahl von religiösen Buchbin- dern und inspirirten Poeten anderer Art, welche den von den Mönchen dargebotenen Stoff wieder auf ihre Weise zurechtkneten und so eine Anzahl kleiner bedruckter Papierblättchen, Brochür- chen und Büchelchen zu Tage fördern. In der Umgebung des Klosters und insbesondere unter dem großen Porticus, der sich um den freien Platz vor der Kirche herumzieht, haben sie eine Reihe von Kaufläden etablirt, in denen sie die Producte ihrer frommen Muße und nebenher eine reiche Auswahl von hübschen Rosenkränzen aus venetianischen Glasperlen, von Kreuzen, Muttergottesbildern und Amuletten aller Art darbieten. Die Messe mit diesen Dingen dauert ununterbrochen das ganze Jahr fort und soll jährlich ein Capital von mehr als 200,000 Gulden umsetzen. Ich kaufte mir hier einen ganzen Haufen der sonder- barsten Curiositäten zusammen, die, wenn ich sie ohne Um- ständlichkeit beschreiben könnte, merkwürdige Documente für den Sinn und Geist dieses Wallfahrtsorts und für den Un- sinn, der noch in den Köpfen der Leute steckt, abgeben würden. Zur Probe will ich wenigstens eines beschreiben: Es ist ein klei- nes Packetchen in der zierlichen Form eines Billetdoux, das der Pilgrim in die Westentasche stecken kann. Auswärts ist ein Bild der Einsiedelnschen Mutter Gottes darauf geklebt. Wenn ich es aufmache, so finde ich das Papier in 9 Abtheilungen ge- faltet. Auf der mittleren Abtheilung liegt ein papierner Deckel mit der heiligen Taube. Hebe ich diesen Deckel auf, so ist darunter als eigentlicher Kern des Ganzen ein kleines thöner- nes Miniaturbild der Mutter Maria mit einem rothseidenen Bande angeklebt. Um sie herum liegen einige getrocknete schweizer

Alpenblumen. Auf den anderen Abtheilungen sind wieder kleine Nebenbillettdoux eingeschachtelt und festgeklebt, die man alle besonders öffnen muß und deren jedes seine eigene kleine Uebersetzung birgt — das eine ein Pilsverchen getrockneter und vermuthlich geweihter Kräuter, das andere ein Paar aufs Gerathewohl gewählte Bibelverse, mit den Zeichen der vier Evangelisten zur Seite, das vierte ein Bild des sogenannten „glückseligen Hauskreuzes,“ das von oben bis unten mit lauter unverständlichen Zeichen und Buchstaben bemalt ist, das fünfte einen lateinischen Spruch, den der Schwarzwälder Pilgrim ebenso wenig verstehen kann wie der beste Lateiner, z. B. so: *In virtute hujus signi — Viri siliistra et a morbo — Mentem Sanctam Honorem Deo Patriae liberationem Sancta Agatha ora pro nobis.* Das Ganze ist ein Gemisch von Sinn und Unsinn, von Bildern, Räthseln, Blumen, Amuletten, wie es nach dem Glauben der Fabrikanten dieser Dinge dem Geschmacke und der Stimmung der Pilger angemessen ist. Bei der Lecture dieser Sprüche und bei der Untersuchung des Geistes dieser Einsiedeln'schen Wallfahrtsliteratur mußte ich oft des Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus gedenken, der hier in Einsiedeln geboren wurde und in der Nähe eine Zeit lang lebte und dessen Geist hier gewiß noch spukt. Auch die Dichter, sagte ich, haben sich herbeigelassen, allerlei Verse zum Frommen der Pilger zu schmieden und dabei auf alle Fälle, Verhältnisse und Umstände, in die ein Einsiedeln'scher Wallfahrer kommen kann, Bedacht zu nehmen. Sie haben „Grußlieder an die gebenedeite Jungfrau bei der Ankunft in Einsiedeln,“ „fromme Lieder, während der Anwesenheit in Einsiedeln zu singen,“ „Reiselieder während der Pilgerfahrt“ und „Abschiedslieder von der wunderthätigen Mutter Gottes.“ Diese Lieder, welche sich an

die Mutter Gottes selber richten, klingen fast alle wie Herzensergüsse von Verliebten:

Schau', Maria! Mutter mein,
 Laß mich Dir befohlen sein.
 Ach, es muß geschieden sein
 Von Dir und Deinem Kindelein!

O Du gnadenreiches Bild!
 O Maria! Mutter mild!
 Ach wie schwer scheid' ich von Dir!
 Ach wie gerne blieb' ich hier.

Meine Zunge ist zu schwer,
 Meine Augen sind voll Zähren.
 Nicht mehr hell ist meine Stimm',
 Gute Nacht, ich Urlaub nimm.

Niemand glaubt's, o liebes Kind!
 Was ich in meiner Seel' empfind'
 Für Betrübniß und Verdruß,
 Weil ich von Dir scheiden muß.

Bale ist ein schmerzlich's Wort,
 Nach dem Bale geht man fort.
 Bale! Bale! tausend Mal,
 Bale! Bale! ohne Zahl.

Mit einigen Modificationen könnte Shakespeare ein solches Lied auch den Romeo beim Abschiede von seiner Julie haben sprechen lassen. Doch führe ich diese Lieder nicht an, um sie lächerlich zu machen, sondern um dem Leser die eigenthümliche Stimmung und Geistesverfassung anzudeuten, in der sich vielhunderttausend nach Einsiedeln pilgernde Menschen befinden, und die jene Dichtungen sehr gut aussprechen. Auch die mohammedanischen Pilger nach Mekka tragen sich mit kleinen beschriebenen

Zetteln herum, in denen vom Propheten auf ganz ähnliche Weise gesprochen wird. Nur gehen dabei die Mohammedaner noch genauer auf die Physiognomie, die Augen, die Farbe der Haare, die blendende Weiße seiner Zähne, die Korallen seiner Lippen, die Schönheit seines Bartes ein, was sie Alles mit Worten um so genauer beschreiben, da sie es dem Gebote des Korans gemäß bildlich nicht darstellen dürfen. Es wäre wohl interessant, auch die Kloster-, Tempel- und Pilgerfahrtsliteratur der indischen Wallfahrtsorte und der tibetanischen Klöster zu vergleichen.

Eben so interessant für den Geist der Religion und des Glaubens des Volks sind die zahllosen Votivtafeln, die in der Kirche selbst aufgehängt und mit denen die Wände zu den Seiten der Eingangsthüren ganz bedeckt sind. Bei ihrer Lecture fand ich, daß keine Art von Noth und Unglück auszudenken ist, das nicht durch die Fürbitte der Himmelskönigin ein Ende erreicht hätte. Die ganze Natur, alle Elemente und alle bösen Geister scheinen ihr zu gehorchen. Sie errettet aus den Händen der Raubmörder, sie macht Blinde sehend und Lahme gehend. Sie heilt die Pestkranken und schützt selbst das Vieh vor Viehseuchen. Sie errettet aus Wassernöthen und nimmt unter ihre Obhut die Hütte des Armen in Lawinengefahr. Durch sie ward die Schlacht von Billmergen gewonnen, und sie gab den Katholischen den Sieg bei Gappeln. Sie bekehrt die Sünder, erleuchtet sie auf eine ganz plötzliche und wunderbare Weise und entreißt sie „dem Machen des brüllenden Löwen.“ Auf ihre Fürbitte werden die Feuersbrünste gedämpft und den Stummen die Zungen gelöst. Die unheilbarsten Kranken erhielten durch ihre Gnade die Gesundheit wieder. Sie deckt ihren Schutzmantel über die Mühle des „Xaver Schmidt von Schlettstadt,“ so daß mitten in der Schlacht die Haubizen und Kugeln ohne Schädigung darüber wegfahren. Sie heilt die „Ursula Feriol aus Rouge-

„mont, Departement du Doubs, von den schmerzlichsten Zuckungen und Krämpfen, die sie Jahre lang Tag und Nacht plagten, und macht dabei das Wort des heiligen Cyprianus wahr, der da spricht: „Diejenigen haben Zutritt zu dem Herrn und Könige, deren sich die Mutter annimmt.“ Sie heilt auch den „Johann Seidel von seinem Magenübel,“ von dem er so sehr geplagt war, daß er weder Speis, noch Trank zu sich nehmen konnte, und der nun zur Beförderung der Andacht und zur Verherrlichung ihres Namens“ und als ein Denkmal „seiner wunderthätigen Erhöhrung“ und „seiner innigsten Dankbarkeit“ diese kleine Tafel hier aufhängt. Der Psycholog wie der Aesthetiker können an diesen mit Botivtafeln bedeckten Wänden eine reiche Aernte machen.

Weit größere Theilnahme erregen noch die Pilgrime und ihre Aeußerungen und Gespräche selbst, die Innigkeit ihrer stillen und mit vielen Seufzern unterbrochenen Gebete vor allen zahlreichen Altären der Kirche und namentlich vor der mittleren Marmorcapelle, aus welcher das schwarze, gefirniste Bild der Mutter von Einsiedeln aus reichem Gold-, Edelstein- und Lampenschimmer mysteriös hervorblickt, die ehrerbietige Frömmigkeit, mit der sie sich dem Gotteshause nahen, ihre langsamen, unsicheren und scheuen Schritte, mit denen sie auf der Treppe zur Kirche emporschreiten, die Gewissenhaftigkeit, mit der sie, den heiligen Brunnen vor der Kirche umwandelnd, aus jeder seiner 14 Quellen trinken. „So gewissenhaft aber,“ bemerkte mir ein Bewohner Einsiedelns dazu, „sind hier immer „nur die weiten Leute,“ die aus Deutschland oder Frankreich kommen. Die Schweizer trinken von diesen Quellen nicht.“ Es war jetzt noch nicht die Hauptsaison der Pilgerfahrt eingetreten, und ich konnte daher jedem der einzeln herbeischleichenden Frommen mehr Aufmerksamkeit widmen. Die meisten schleppen ihren besten Festtagsstaat hundert Meilen weit mit her und präsentiren

sich dann in der ganzen Pracht des Nationalcostüms ihres Dorfes. Man kennt hier in Einsiedeln daher einen guten Theil der Costüme des südlichen Deutschlands, des östlichen Frankreichs und der mittleren Alpen. Die Heiligenbilderkrämer vermochten mir jede Landsmannschaft anzugeben. Ich könnte daher einem Costum-maler, der für die bezeichnete Gegend Europa's Sammlungen machen wollte, gar nichts Besseres rathen, als daß er sich auf einige Monate in Einsiedeln fixire. Er könnte nirgendswow ein so vollständiges Album über die Costüme der bezeichneten Gegend Europa's anlegen und füllen wie hier.

Die Benedictiner von Einsiedeln hatten sich vor einigen Monaten einen neuen Abt gewählt, da sie den alten durch den Tod verloren. Bei einer solchen Wahl geht es ähnlich her wie bei einer Papstwahl. Auch schließen sich während der Dauer derselben die Mönche ganz von der Außenwelt in einer Art Conclave ab. Ebenso finden sonst noch einige Ceremonieen bei der Eröffnung des Wahlresultats und der Erklärung des Gewählten an das Volk des Thales statt. Doch kommen jährlich mehr und mehr dieser Ceremonieen in Wegfall. So hatten bei dieser letzten Wahl die Landammänner und Herren des Cantons Schwyz, als sie der Sitte gemäß kamen, den neu gewählten Abt zu becomplimentiren, einen kleinen Eingriff gethan. Sonst nämlich war es altherkömmlich, daß diese Herren zuerst im Flecken abstiegen, sich von da aus beim Abte melden ließen und dann von diesem durch eine Deputation ins Kloster hereinberufen wurden. Dieß Mal aber waren sie ohne Weiteres gleich in den Klosterhof eingefahren und direct zum Abt hinaufgegangen und hatten sich, ohne viel zu fragen, bei ihm einquartirt. Ehemals hatten die Abte, als sie noch Reichsfürsten waren, sogar ihre eigenen erblichen Hofämter wie der deutsche Kaiser. Die Grafen von Habsburg waren ihre Oberhofmeister, die Grafen von Rapperswyl ihre Marschälle &c. In dem jetzigen Abte

lernte ich einen schönen und klugen Mann im besten Lebensalter kennen, der mit mir die Angelegenheiten der Schweiz auf eine ruhige und verständige Weise besprach. Ich hörte und sah hier während meines zweitägigen Aufenthaltes in den Gesprächen mit den Mönchen und ihren Jünglingen, in dem Bibliothek- und dem interessanten Manuscriptencabinette, in der Kupferstichsammlung und den kleinen Museen des Klosters, in der prächtigen Kirche und ihren Capellen mehr interessante Dinge, als ich hier in Kürze beschreiben könnte. Besonders interessant aber war es mir, daß auch die Einsiedler Landsgemeinde oder vielmehr Bezirksgemeinde mit der Zeit meiner Anwesenheit zusammenfiel und ich ihr beiwohnen konnte. Der Flecken Einsiedeln mit einigen benachbarten Dörfern und Thälern bildet nämlich einen eigenen Bezirk und hat daher seine eigene Volksversammlung. Es kamen dazu etwa 2000 Menschen auf dem großen Plage neben dem Kloster zusammen. Die Hauptrolle bei den Verhandlungen dieser Versammlung spielten drei Dinge, die jetzige Hungersnoth, der man abzuhelpen wünschte, die Theilung der Alpen, die man gleich vornehmen wollte, und der „gnädige Herr,“ d. h. der Abt des Klosters, der ihnen, wie es schien, bei der Verwirklichung aller ihrer Wünsche helfen sollte. Die Versammlung kam mir nicht wenig stürmisch vor. Einige Volksredner, von denen sich besonders einer sehr bemerklich machte, bestürmten die Magistratspersonen, die auf einer hohen hölzernen Tribüne in der Mitte des Platzes saßen, mit den bittersten Vorwürfen und klagten sie an, daß ihre Fahrlässigkeit an der Noth der armen Einsiedlerschen Alpenthäler schuld sei. „Ich will keine „Blümli in den Mund nehmen,“ ließ sich einer von den Rednern vernehmen. „Ich kann auch nicht moralisch oder nach der Politik richtig reden. Aber praktisch kann ich reden. Ja, praktisch will ich reden, und darum will ich sagen, daß wir am besten

„thun, diese weisen Herren hier, die uns in diese Noth gebracht haben, auf der Stelle abzusetzen.“ Sein Vorschlag fand so viel Applaus, daß ich glaubte, die Herren Magistrate würden auf der Stelle von ihrem hohen Sitze Kopf über herab befördert werden. Aber zu meiner Verwunderung blieben sie ruhig sitzen, und einer spitzte sogar ganz gemüthlich mitten in dem Geschrei seine Feder, indem er einen Apfel dazu verzehrte. Die Alpen wollten sie theilen, „gleich auf der Stelle theilen,“ieß beschlossen sie, streckten tausend Hände beistimmend dafür zum Himmel empor, und es sollte sofort eine Commission dazu niedergesetzt werden. Einen reichen Bauer, den man mir als einen eifrigen Hornmann bezeichnete, und der neugierig, aber natürlich mit den Händen in der Tasche in das Volksgetümmel hineinblickte, fragte ich, ob ihm nicht Angst sei um seine Alpen und seine große Heerde. Er lächelte und sagte, die Landsgemeinde habe auch schon voriges Jahr die „sofortige“ Theilung der Alpen beschlossen, und vor 11 Jahren dasselbe auch schon einmal. Gegen den Abt, obwohl man ihm immer den Titel des gnädigen Herrn gab, wurde auch nicht wenig getobt. Man hatte erfolglose Deputationen an ihn geschickt, um ein Darlehen von ihm zu erhalten, welches er nicht gewähren zu können versicherte. Zuweilen glaubte ich, die ganze Versammlung wäre bereit, auf der Stelle den Klosterpalast zu stürmen und selber nachzusehen, ob wirklich an Schätzen, die zur Wilderung der Noth der armen Thalbewohner dienen könnten, so wenig im Kloster vorhanden sei. Aber dann bombardirte die Klosterkirche auf einmal mit ihrem wundervollen Glockengeläute dazwischen, so daß weder der Abt noch sonst einer von uns ein unehrerbietiges Wort vernehmen konnte. Auch sagte man mir, daß schon seit Menschen-Gedenken alle Jahre eine solche stürmische Versammlung vor den Fenstern des äbtlichen Palastes abgehalten wäre, ohne daß der

Glafer je dadurch etwas zu thun bekommen hätte. Es ist ein Vortheil der Länder mit freien Verfassungen, in denen Volksversammlungen und öffentliche Besprechung aller Landesangelegenheiten schon lange in Uebung waren, daß das Volk sich da selbst mitten in seiner Leidenschaft und Hestigkeit zu mäßigen weiß und nicht so leicht zu thätlichen Excessen verführt wird. Aber es ist auch wieder ein Nachtheil, daß die Gegner der Volkspartei dabei abgehärtet werden, daß sie vor der Hestigkeit der Volksredner dann nicht so viel Furcht haben, daß sie eine große Routine darin erlangen, wie man das Volk trotz seiner Widerspänstigkeit leiten könne. Etwas Aehnliches ist in England der Fall, wo die freie Presse, die Satiren und Caricaturen die Menschen, welche sie angreifen, nicht mehr bessern, weil diese, so zu sagen, schon eine harte Haut gegen solche Angriffe bekommen haben und dieselben mehr verachten als fürchten und durch Nachgiebigkeit ausweichen.

11. Am Sattel.

Ich wünschte das östlichste Ende der Urschweiz zu sehen und nahm daher meinen Rückweg nach Luzern über den Gsel. Dieß ist ein Berg und Paß im Norden von Einsiedeln am Ufer des Zürcher Sees. Ich machte mich dahin auf in Begleitung eines gebildeten Franzosen, der mir sagte, daß er alle Frühjahre in dem heiligen frischen Bergthale von Einsiedeln einige Wochen zuzubringen pflege, um dort zu beten, um die Bergluft zu athmen, um die Pilger heranziehen zu sehen, um dem Abte seine Aufwartung zu machen. Er sei, sagte er, sehr an diese Reise gewöhnt, und er wisse, daß es viele Fremde seines Schlagens in Einsiedeln gebe, die hier alle Jahre eine kurze Saison, gleichsam eine religiöse Seelenbadesaison mitmachten. Er

betete bei allen Kreuzen, die wir passirten, und zuletzt sehr lange oben auf dem Gipfel des Egels in der Capelle, die dort dem heiligen Meinrad, dem Stifter des Klosters, zu Ehren errichtet ist. Er redete jeden frommen Pilger, der uns begegnete, an, und fast jeder rührte ihn mit seiner Geschichte zu Thränen, obgleich er kein Wort von ihren, in verschiedenen deutschen Dialekten vorgetragenen Erzählungen verstand. Er schien jeden Wallfahrer von vornherein für einen von Herzen guten und rührend tugendhaften Menschen zu nehmen. Er sagte mir, er ginge während seines Aufenthalts in Einsiedeln täglich im Thale spazieren, aber nur so weit, als die Kreuze ausgesteckt seien, bis zu einer der äußersten Gränzcapellen. „Jenseits dieser Capellen,“ sagte er, „fängt die gewöhnliche Welt an. Diesseits ist mein Paradies.“ Jedem so gestimmten Menschen, wie dieser gläubige Franzose, muß das Thal von Einsiedeln einen wahren Vor-schmack des Himmels bieten. Vom Egel genossen wir der herrlichsten Aussicht auf den Zürcher See, dessen ich hier zum ersten Male ansichtig wurde. Seine Ufer im schönsten Frühlings-schmucke, alle zahlreichen Dörfer unter Blüthen begraben. Jenseits die industriereichen Landschaften der Cantone Zürich und St. Gallen. In der Mitte des spiegelnden Wassers die hübsche Insel Aufenau. Und rechts zu unseren Füßen die fruchtbare Ebene der March, um welche Schwyzer, Zürcher, Graubündner und Oestreicher heftige Kriege führten und die am Ende in den Händen der ersten für immer verblieb.

Der Paß des Egel ist eines der Thore, durch welche man in das Innere des Cantons Schwyz eindringt; ein zweites bildet der benachbarte Paß der Schindellegi. Beide sind durch Schlachten in der Geschichte berühmt. Aber noch berühmter ist der Paß vom Morgarten, in dem die Schweizer mehr als einmal durch entscheidende und bewundernswürdige Kämpfe ihr Vater-

land vertheidigten, und dem ich mich nun, nach Luzern meine Reise umlenkend, zuwandte. Um die Wichtigkeit dieses Passes vom Morgarten zu erkennen und einzusehen, warum die Urschweiz gerade hier so häufig von ihren Feinden angegriffen wurde, muß man einen Blick auf die Gränzen dieser ganzen Urschweiz werfen. Sie ist rings herum von einem fast ununterbrochenen Kreise von Gebirgen umgeben. Nach Süden gegen Italien und Graubündten sind diese Berge sehr hoch, eben so nach Osten gegen den Canton Glarus. Die tiefsten und bequemsten Pässe, der St. Gotthard, der Trugel &c., sind hier noch nahe an oder über 6000 Fuß hoch. In der Nähe des St.=Gotthard=Passes hatten die Hauptkämpfe der Urschweizer mit den Italienern statt, die ihnen aber nie sehr gefährlich wurden. Gegen Westen, von Bern her, giebt es nur einen bequemen Eingang, den nahe an 4000 Fuß hohen Brünigpaß, der dann auch ein Schauplatz vieler Kämpfe der Urschweizer mit ihren von Osten kommenden Feinden war. Am bequemsten aber gelangt man in die Urschweiz von Norden her, wo die niedrigere Gränzgebirgsmauer mehre Male von natürlichen Breschen durchbrochen ist, erstlich bei Luzern und dem Vierwaldstätter=See, dann beim Zuger=See und endlich beim Egeri=See, beim Morgarten und den genannten Orten. Die südlichen Spitzen der beiden genannten Seen schieben sich tief wie Keile in die Gebirgsmauer hinein, indem sie mit ihrem nördlichen Theile in die ebene Schweiz hinaustreten. Auf dem Vierwaldstätter=See, der streckenweise vollkommen steile Felsenufer hat, kann man nur zu Wasser oder auf schmalen Bergpfaden in das Innere der Urschweiz eindringen. Es gab nie und giebt auch noch jetzt keinen Fahrweg längs seinem Ufer hin. Die Eintritte durch die Thäler des Zuger= und des Egeri=Sees sind bequemer, weil ihre Ufer nirgends unüberwindlich steil sind, weil es immer dort

Fahrwege gab, und jetzt, wenigstens längs des Zuger-Sees, bequeme Chausséen. Die Urschweizer erwarteten daher auch immer die Oestreicher, oder die Franzosen, oder die protestantischen Zürcher, oder die radicalen Berner oder wer nur ihre Feinde sein mochten, gewöhnlich an einem dieser Thore. Zuweilen machten die Feinde (so z. B. die Oestreicher) Wiene, längs des Zuger Sees vorzudringen, um die Schweizer zu täuschen, kamen aber dann in der That längs des Egeri-Sees über den Morgarten. So wurde dieser Punct als das schweizerische Thermopylá berühmt. Durch ein wildes, ödes und an Torfmoor reiches Wiesenthal wanderte ich am Abend bis zu jenem classischen Puncte vor. Unterwegs besah ich mir die Wiese bei Rothenthurm, auf welcher zuweilen die schwyzer Volksversammlungen abgehalten werden, und die Ruinen des Schlosses Vieberegg, des Stammsitzes jener berühmten alten Schwyzerfamilie der Hedings.

Ich nahm mein Nachtquartier im Dörschen Sattel, das in der Nähe des Schlachtfeldes liegt, und wanderte dann von hier aus zu diesem selber hinab. Es ziehen sich anmuthige Grasländerereien zwischen den beiden Bergen, welche den Paß bilden, dem Morgarten auf der einen Seite und dem Kaiserstuhl auf der anderen, hin. Mitten in diese Grasländerereien streckt sich der Egeri-See von Norden her mit seiner südlichen Spitze hinein. Eine kleine Bauern- oder Hirtengemeinde, deren Häuser sehr malerisch umher zerstreut liegen, hält jetzt den Paß besetzt. In der Mitte desselben liegt eine kleine Capelle, St. Jacob genannt. Ich glaube, das zu ihr gehörige Dörschen trägt denselben Namen. Von einem schweizerischen Alterthumsforscher, der diese classische Gegend eine lange Zeit bewohnt und genau studirt hatte, habe ich einmal gehört, daß noch in keinem einzigen der Schweizergeschichtsbücher die natürliche Beschaffen-

heit dieses Schlachtfeldes richtig geschildert sei, obwohl das Hauptereigniß, das hier vorfiel, die erste Schlacht am Morgarten (Anno 1315), nun schon über 500 Jahre den Gelehrten zum Studium dargeboten ist. Da ich selbst die meisten Schilderungen der Schlacht am Morgarten gelesen hatte und nun beim Anblicke des Passes selbst mir eine ganz neue Vorstellung von dem Vorgange aufging, so war ich sehr geneigt, meinem Forscher vollen Glauben zu schenken, um so mehr, da ich einmal mit einem bekannten Geschichtschreiber sprach, der der Schilderung der Schlacht vom Morgarten 50 Seiten eines großen Werks gewidmet hatte, nichts desto weniger auf mein Befragen mir aber gestehen mußte, daß er nie an Ort und Stelle selber gewesen sei. Noch dazu hatte er diese Schilderung in einer Stadt gefertigt, die nur wenige Meilen von dem Schlachtfelde entfernt lag. Schreibt man so die Geschichte? dachte ich bei mir. Es ist doch anerkannt, daß der Feldherr vor allen Dingen das Terrain recognosciren muß, auf dem er eine Schlacht zu liefern gedenkt. Muß nicht ein Schriftsteller, um dem Feldherrn genau folgen und die Bewegungen der Truppen und die Ereignisse darstellen zu können, dieselbe Recognoscirung vornehmen? Die Schlacht vom Morgarten richtig, acten- und naturgemäß zu schildern, eine Aufgabe, die also noch immer nicht von den Geschichtschreibern gelöst ist, wird mit jedem Jahrhunderte schwieriger, da das Terrain sich fortwährend ein wenig ändert. Schon jetzt hätte man hier an Ort und Stelle sowohl antiquarische als naturhistorische Voruntersuchungen anzustellen, um ein richtiges Bild der Terrainconfiguration, wie es Anno 1315 sich darbot, herauszubringen. Der See hat sich von seinen Ufern zurückgezogen, Wiesenland hat sich da hinausgeschoben, wo früher Wasser war, neue Wege sind angebahnt, alte Befestigungen (Ueberreste der alten sogenannten schweizer „Reze,“ einer

Gränzbefestigung bei den Seen von Egeri und Zug) sind verfallen und verschwunden. Ich führe dieß Alles nur an als Beispiel davon, wie schwer das Geschäft eines Historikers ist und zugleich wie leichtsinnig es zuweilen betrieben wird. In die kleine Kirche von St. Jacob, in der noch bis auf die neuesten Zeiten herab jährlich der Sieg vom Morgarten durch Gottesdienst und Procession des Volks gefeiert wird, muß man eintreten. Ihr Inneres ist in der That charakteristisch für das simple Hirtenvolk, das in diesem Pässe sein Vaterland, das heißt seine Alpenweiden, seine Rinderheerden, seine Kinder und seine Bergfreiheit, vertheidigte. Man liest hier eine Inschrift, die ungefähr so lautet: „1300 Landleute aus den durch Eid verbundenen Waldorten schlugen am Morgarten Herzog Leopold von Oestreich und seine 10,000 Rache schnaubenden Krieger. Der Dreieinige und Wahre giebt den Sieg der Einfalt und der Frömmigkeit Anno 1315 den 16ten November.“ Der heilige Jacob, bei dessen Tempel dieser Sieg erfochten wurde, ist der Schutzpatron der Hirten und Heerden. Ihm wird von den Schweizern für die Erhaltung oder Errettung ihrer Kühe und Kälber gedankt. Man sieht daher neben jenem Siegesmonumente in derselben Kapelle eine Menge kleiner Votivtafeln an der Wand hängen, die dem heiligen Jacob für die Errettung einer Kuh oder eines Kindes Dank sagen. Auf den meisten dieser Tafeln ist von sehr ungeschickter Hand eine Kuh gemalt. Unter dem Bilde drückt dann in einer eben so ungeschickt geschriebenen Phrase der Hirt seinen Dank aus, z. B. so: „Durch die Fürbitte des heiligen Jacob und der 14 Nothhelfer ist mir eine Kuh errettet worden. Ex Voto!“ Welchen charakteristischen Contrast bilden diese Votivtafeln neben jenem Siegesdank, und welches interessante Licht wirft für den Geschichtsforscher jener Contrast auf die Zustände dieses Volks. Ich verbrachte den Abend in der Familie eines der Weidenbesitzer

der Gegend. Es waren Großvater, Sohn und Enkel beisammen, echte schwyzer Kernmänner, wie man sie an solchen entlegenen Pässen und Winkeln noch zu Zeiten findet. Sie trugen noch die alten kurzen schweizer Hosen und hatten ihre eigenthümliche Hirtenjacke aus grober Leinwand an. An dieser Jacke ist hinten eine Kapuze angenäht, die sie draußen über den Kopf ziehen. Dieß, sagte uns der alte Großvater, wäre auch 1798 ihre Uniform gewesen, als der Nebing sie gegen die Franzosen beim Morgarten geführt. Er selber erinnere sich wohl, daß er mit seiner Pfeife im Munde ausgezogen sei. Erst mitten in der Schlacht sei ihm die Pfeife ausgegangen, worauf er sie beigesteckt habe, um seinen Stutzen bequemer gebrauchen zu können. Sein Weib, so wie die Weiber aller Kampfgenossen, habe indeß Felsblöcke auf die passenden Stellen und Abhänge geschleppt, um dort die Feinde mit der uralten schweizer Artillerie (mit Felsblöcken) anzugreifen. Nach der Schlacht wären sie wieder nach Hause gegangen und hätten ihr Vieh besorgt. Bei diesen Bergbewohnern, wie bei den Spartanern und anderen Patrioten ähnlichen Schlages, ist die heldenmüthige Vertheidigung des Vaterlandes eine bäuerische Pflicht, die sie so einfältig üben, wie ihre anderen Geschäfte.

Meine gastfreundlichen Wirthe, die zu den „reiche Buern“ gehörten, waren natürlich lauter Hornmänner und also entschiedene Gegner des Alpentheilens. Besonders schüttelte der alte Großvater, als wir dieß in Schwyz modige Gespräch auf Tapet brachten, dazu sehr bedenklich den Kopf. Eine Theilung der Alpen schien ihm geradezu nicht weniger schlimm, als ein völliger Untergang des Landes, des Volkes und der Alpen selbst. Er verstummte, als die Jüngeren meinten, es würde aber doch wohl am Ende mit der Zeit zu dieser Theilung kommen. Unter den verschiedenen Gründen, die sie zur Beschönigung des

jetzigen Zustandes vorbrachten, war auch noch dieser: Durch die Bestimmung, daß Jeder so viel Rülhe, als er habe, umsonst auf die Alpen bringen dürfe, sei der Industrie, dem Fleiße und der Sparsamkeit eine Belohnung ausgedient. Jeder würde mit Anstrengung aller seiner Kräfte dahin streben, der Besitzer einer Kuh zu werden, oder seine Heerde zu mehren. Bei der Vertheilung der Alpen, wo Jeder sein Fleckchen Eigenthum bekäme, würde aber eine allgemeine Dissipation, Zersplitterung und Vergeudung die Folge sein. „Jeder,“ sagten sie, „wird sein Gärtlein verpußen. Danach werden einige Reiche den in Schulden gerathenen Kleinen Alles abkaufen, und wir werden noch mehr Arme haben als zuvor.“ Es fiel mir auf, daß diese Leute mehre Male in ihren Gesprächen mit mir, um die alte Zeit zu bezeichnen, sich der Redensart bedienten: „als noch der Tell im Lande regierte.“ Ich glaube, sie denken sich unter dem Tell einen Befehlshaber der Gebirge, einen alten herrischen Gebirgshof. „Was dazumal der Tell gesagt hat,“ bemerkte der Alte, „das hat müssen so sijn. In als der Tell im Lande regierte, da war Alles gut und zufrieden. Da gab's keine Parteien. Jetzt schreit Alles „Klauen“ oder „Horn.“ In meiner Jugend, in den neunziger Jahren, hat man's Freiheit und Gleichheit genamsset. Nun, nun, allmählig hörten sie auf nach Freiheit und Gleichheit zu rufen. Die Klauen und Hörner werden auch wohl wieder vorübergehen.“

12. Ueber Arth nach Luzern.

Im Sattel frühstückte ich mit einem alten Spanier, der mir, vielleicht nur aus Höflichkeit, versicherte, daß Deutschland sein *pays de prédilection* sei, und mich auf meiner Fußtour über Arth und Rüschnacht nach Luzern begleitete. Wir gingen, von einem kundigen Führer geleitet, an den Abhängen des Roßberges hin und durchkreuzten oberhalb Goldau den Schauplatz des berühmten Bergsturzes, der 1806 diese reizende Gegend verwüstete. Der Roßberg, so wie der Rigi, der Morgarten, der Kaiserstuhl und überhaupt jene ganze Gebirgsmauer, welche hier im Norden die Urschweiz umschließt, besteht aus Nagelslue. Es ist ein Conglomerat von einer ungeheueren Masse mehr oder weniger großer zusammenge kitteter Blöcke. Hier und da werden diese Blockschichten unterspült, und ihr Gemäuer fällt dann in Trümmern, die an dem Bergabhang herabrollen. Die Abhänge des Rigi sind überall mit solchen Conglomerathbrocken bedeckt. Das Bergstück, das sich 1806 hier löste, war ungewöhnlich groß. Kleine Trümmer- und Bergfälle ereignen sich jedes Jahr, besonders zur Zeit der Frühlingsregen und der Schneeschmelze. Wir bemerkten jetzt an den Wänden des Zuger Sees 20 bis 30 kleine wunde Stellen, wo wir das Erdreich aufgerissen, Steine abgebrockelt, einzelne Bäume umgeworfen und den Rasen der Wiesen und Aecker wild aufgepflügt fanden. Der Weg, auf welchem der Bergsturz vom Gipfel des Roßberges herabkam, ist nicht sehr steil geneigt, etwa nur unter einem Winkel von 15 Graden. Die Steinblöcke strömten und hüpfen daher hier auf einer Bahn von beinahe 2 Stunden Länge herunter. Auf dieser ganzen Strecke blieben Trümmer

liegen. Die Hauptmasse fiel aber unten im Thale zusammen, wo sie einen gewaltigen Haufen bildet, den die Anwohner jetzt „die Schutthöhe“ nennen. Eine besondere Abtheilung dieser Höhe heißt die „berner Höhe,“ zu Ehren einer Truppe von berner Landeuten, die hier, bald nach dem schrecklichen Ereigniß herbeieilend, tüchtig gruben und arbeiteten und an Personen und Sachen Vieles retteten. Wir durchschnitten auf einem kleinen Fußwege jenen Steinstrom in der Quere. Man wandert über eine englische Meile lang zwischen lauter großen Blöcken und Trümmern. Hier und da finden sich in diesem Graus einige Wiesenstückchen, die unverfehrt blieben. Hier und da haben sich Sümpfe gebildet. Jetzt standen an einigen Stellen einige blühende Fruchtbäume zwischen den Trümmern. Ehemals waren hier überall schöne Aecker, Dörfer, Gärten und Weiden. Jetzt klettern bloß Ziegen zwischen dem Gestein herum, die Büsche und spärlichen Gräser benagend. Auf dem Rücken der Schutthöhe bieten sich die reizendsten Ausichten, auf der einen Seite in das Herz der Urschweiz, auf Schwyz, und auf der anderen Seite auf das hübsche Arth und den Zuger See hinab, dar. Einige glauben, daß ehemals der Zuger und der Lowerzer See einen einzigen See gebildet haben, und daß die breite Landenge, durch welche sie jetzt getrennt sind, nur durch häufige Bergstürze, denen von 1806 ähnlich, entstanden ist. Noch jetzt soll es mehre bedeutende Theile des Rigi und des Roßbergs geben, die durchaus nicht „sicher“ sind und mit neuen Stürzen in den kommenden Zeiten drohen.

In der Kirche in Arth sah ich einen Theil der Beute von Grandson, der Kostbarkeiten, welche die Schweizer dort dem Herzoge von Burgund abnahmen. Es waren zwei silberne Becher, der eine in Form eines Delphins, auf dessen Schuppen Arther Rathsherren, die bei feierlichen Gelegenheiten daraus

tranken, ihre Namen eingeschnitten haben. Diese Beute von Grandson findet man in den Kirchen und Museen fast aller schweizer Orte vertheilt. Jeder Flecken bekam ein oder zwei Stückchen davon. In manchen Orten sind diese Grandson'schen Beuteprachtstücke die einzigen Antiquitäten und Kunstschätze, die sie haben. Ihrer Zeit hat die Vertheilung der Beute manches Kopfzerbrechen und manche Streitigkeit verursacht und vielfache Rathsversammlungen und diplomatische Unterhandlungen veranlaßt. Die Geschichte dieser Beutevertheilung bietet eine merkwürdige Parallele mit dem Schicksale der Beute, welche die Griechen den persischen Königen abnahmen, und eben so an die Gemeinden und die Tempel ihrer Eidgenossen vertheilten.

Von Arth aus gingen wir längs des Sees von Zug, erblickten die Hauptstadt dieses kleinen Staates in der Ferne am anderen Ende des Wassers und durchkreuzten dann die Landenge von Rüfnacht, welche zwischen dem Zuger und dem Luzerner See liegt. Auch auf dieser Landzunge, wo Gefler in der hohlen Gasse erschossen wurde, ist eben so wie auf der berühmten Platte am Vierwaldstätter-See eine Tellscapelle errichtet. Diese schweizer Tellscapellen könnte man fast mit den Herculestempeln der Griechen vergleichen. Denn wenn sie auch nicht dem Tell wie einem Halbgotte geweiht sind, so faßt doch das Volk die Sache so auf und sieht in seinem Tell einen Heiligen. Die Frau, welche den Fremdendienst in der Tellscapelle hat, erzählte uns den Tod Gefler's, den Vorfall mit der armen Frau, die sich seinem Pferde vor die Füße warf, und Tell's Benehmen so lebhaft, als spräche sie als Augenzeugin. Das Fremdenbuch, das in dieser Capelle liegt, kann als ein ziemlich guter Maßstab für die weitverbreitete Tellerverehrung in der Schweiz dienen. Ich fand selbst von französischen Schweizern sehr patriotische Lobesergüsse auf den deutschen Tell, zu dem sie alle,

sogar auch die italienischen Schweizer, obgleich es bei diesen ziemlich sonderbar herauskommt, aufblicken, wie wir Deutschen zu unserem Arminius.

Alle Theile des vielarmigen Vierwaldstätter = Sees haben ihre besonderen Namen. So heißt dieser, der sich an der Seite des Rigi hinzieht, der Rûfnachter See. Das nordwestliche Ufer des Sees ist eines der reizendsten und reichsten Gelände des Cantons Luzern, an dem in lieblicher Maienluft, wenn alle die Obstgärten und fetten Wiesen blühen, längs den mächtig ansteigenden Uferhöhen zu wandeln, wie wir es thaten, zu den anmuthigsten Genüssen gerechnet werden kann, welche die Erde darbietet. Man lobt sonst meistens nur die Wohlhabigkeit und Nettigkeit der berner Bauern und ihrer Wohnungen. Von den luzernischen ist wenig die Rede. Wir trafen unterwegs einen alten Mann, der auch unsere Straße wanderte, und dem wir unseren Wunsch eröffneten, einmal eines dieser Luzerner Bauernhäuser im Innern zu sehen. Als wir nach einiger Zeit in ein Dorf kamen, hielt er auf der Straße an und sagte uns, hier sei er im Stande, unseren Wunsch vollkommen zu befriedigen. Dort oben links aufwärts des Weges wohne sein Tochtermann, der Bauernhof rechts aber gehöre seinem ältesten Sohne. Seiner jüngsten Tochter Gritti sei das Gehöft dort unten hart am See, und hier in dem Hause im Centrum wohne er selber in der Mitte zwischen seinen Kindern, die sich alle unter einander wohl verträgen, deren jedes mit einer Reihe blühender Kinder gesegnet sei. Wir möchten nun wählen, er wolle uns einführen, wo es uns beliebte. Wir baten ihn, uns zu seiner Tochter am Ufer des Sees zu bringen. Und wir, mein Spanier, unser Alter, seine Tochter, sein Tochtermann, ihre reizenden Kinder und ich, verbrachten dort, es war nicht weit von der alten Burg der Habsburger, einen höchst anmuthigen

Abend, indem wir theils die benachbarten Bauernwirthschaften besahen, theils uns an dem Anblick des wundervollen Sees erfreuten. Unsere gastfreundliche Wirthin, die uns mit einer Erquickung zu dienen wünschte, fragten wir, ob sie uns wohl „Bier“ geben könne, und auf diese Bitte brachte sie uns zu unserer Verwunderung statt des verlangten Getränks einen Teller der ausgefuchtesten und köstlichsten „Birnen.“ Sie habe, sagte sie, diese „Bier“ (so nennt man im Dialekte der Anwohner des Rüschnacher Sees jene Früchte) noch vom Herbst her aufgespart. Bei der Hochzeit ihrer jüngeren Schwester habe sie unlängst die letzten aufgetischt. Und diese, die sie uns präsentire, seien nun die allerletzten. Die wirthschaftlichen Schweizer wissen sich und ihren Freunden immer einen guten Bissen aufzusparen, und als wir diese makellosen, ganz durchreisten und feinen Früchte verzehrten, gewannen wir eine hohe Meinung von dem Bauernhaushalte, welcher dergleichen noch im achten Monate nach der Obsternte darzubieten vermochte.

Bei dem Anblicke der hiesigen Wirthschaften nahm ich zu meiner nicht geringen Verwunderung wahr, daß auch hier schon überall in neuerer Zeit die Stallfütterung des Viehs so große Fortschritte gemacht hatte. Man hatte sie in allen Wirthschaften, die ich besah, eingeführt und versicherte uns, daß sie im Norden des Sees im Canton Luzern bereits allgemein sei, und die Bauern entschiedene Anhänger dieser Wirthschaftsmethode wären, und dieß vis à vis den Alpen, wo die älteste und roheste Viehwirthschaft der Welt zu Hause ist, wo die Hirten nach Art der nomadischen Völker ein herumziehendes Leben führen, und wo sie, ohne den wilden Kräutern irgend eine Cultur zu widmen, die Rinder da weiden lassen, wo die Natur etwas wachsen ließ. Es ist indeß eine landwirthschaftliche Bemerkung, die man als eine allgemeine hinstellen kann, daß überall in der nicht

alpinischen Schweiz die Futterkräutercultur und die daraus hervorgehende Stallfütterung des Viehs Fortschritte macht. Selbst in die breiteren Thäler der Alpen bringt sie ein, und schon hat man viele Vorschläge und Versuche gemacht, auch die Erzeugnisse der hohen Alpenwiesen einer rationellen Bewirthschaftung zu würdigen. Sollte es den Klauenmännern in den Ur-cantonen gelingen, die großen Almenden oder Alpenwirthschaften zu sprengen, so wird vielleicht in Folge dessen, so wie in Folge jener immer weiter verbreiteten praktischen Erkenntniß der Zweckmäßigkeit des Futterbaues die altmodige nomadische Alpenwirthschaft einmal ganz aufhören und eine Menge Hochwildniß in Culturland verwandelt werden.

Eine interessante Merkwürdigkeit des Vierwaldstätter-Sees, die ich, obwohl sie jedem Reisenden, der an Ort und Stelle war, sehr gut bekannt ist, noch in keinem Reisewerke über die Schweiz erwähnt fand, ist die kleine Colonie von Wasservögeln, die sich auf den nördlichen Theilen dieses Sees angesiedelt hat. Hier im Lande selbst heißen jene Vögel „Möhren,“ und sie gehören zu den Wasserhühnern. *Fulica atra* ist ihr wissenschaftlicher Name. Sie bewohnen ausschließlich nur den kleinen Arm des Sees, der sich nach Luzern hineinbiegt, besonders die Nachbarschaft der Stadt Luzern selbst, dann aber auch den Arm des Vierwaldstätter-Sees, der der Rüschnachter See heißt. Von Rüschnacht an fanden wir längs des Sees überall diese schwarzgefiederten gelbschnäbeligen Vögel auf den Wellen sich schaukeln. Sie halten sich indeß immer nur auf der sonnigen Seite des Sees auf, nie auf der südlichen, wo der Rigi seine Schatten wirft, entweder der Sonne oder der Schilfrohre wegen, die sich auf der bezeichneten Seite befinden. Ein größeres Terrain als das bezeichnete hat diese Colonie nie gewinnen können, und man findet diese Möhren in keiner einzigen der übrigen Buchten des Vier-

waldstätter-See. Auch kommen sie sonst auf keinem andern der zahlreichen Alpenseen vor. Sie sind, wie es scheint, an Luzern und Rütlinacht gebannt. Nur ganz selten wird einmal einer durch einen Sturm über die Berge auf einen andern See verschlagen. In der übrigen Schweiz nennt man die Möhren daher auch Luzerner Vögel. So wurde mir z. B. ein solcher Luzerner Vogel während meines Winteraufenthalts in Interlaken gebracht, der über die Berge von Unterwalden hinaus verschlagen und auf dem Briener See gefangen war. Wir setzten ihn in einen bequemen Käfig, konnten ihn aber nicht bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen, und er starb. In Luzern kennt alle Welt diese Möhren, die in der Nähe der Stadt in einem halb-zahmen Zustande leben und daher unter dem Schutze des Gesetzes stehen. Man hat es bei Strafe verboten, eine Möhre zu tödten. Sie bauen ihre Nester in dem Schilf, und daraus hervorkommend, wagen sie sich mit ihren Jungen, jedoch beständig mit einer gewissen scheuen Vorsicht, überall nahe ans Ufer heran und schwimmen unter den Brücken und auf den Armen der hier aus dem See ausfließenden Neuß, wo sie von den Einwohnern und Fremden gefüttert werden. Im Winter und bei stürmischem Wetter flüchten sie sich zuweilen ganz in die Stadt hinein, und gerathen mitten zwischen die Häuser. Die Jungen mit ihrem scheuen behenden Wesen gewinnen besonders den Beifall ihrer Protectoren, der Luzerner Bürger. Wenn man Futter aufs Wasser wirft, so kommen sie rasch aus dem Schilf hervorgeschossen, schnappen es weg und flüchten sich, als sei die größte Gefahr bei dem Wagstücke, Hals über Kopf wieder ins Schilf zurück, wo sie sich ganz sicher glauben. Auf unserem ganzen Wege längs des Sees bis Luzern bemerkten wir einzelne oder kleine Gruppen dieser interessanten Vögel, die sich auf dem Wasser schaukelten, und mit denen wir mittelst einiger Brotkrumen Bekanntschaft machten.

13. Auf dem Rigi.

Die Reisenden, die aus verschiedenen Gegenden zu den Alpen eilen, erscheinen hier wie die Zugvögel zu sehr verschiedenen Zeiten. Im Winter giebt es fast nur Handelsreisende und Diplomaten, welche letztere in der Schweiz, wo es nicht weniger als 22 Regierungen zu besuchen und zu bearbeiten giebt, sehr reiselustig sind. Im Sommer, wenn es in Italien heiß zu werden beginnt, flüchten sich, wie ich schon oben andeutete, viele italienische Pilgrimme in die Berge. In der Zeit des Jahres, in der wir jetzt standen, im Frühlinge, findet man die einheimischen Reiselustigen, die Schweizer aus Basel, Zürich u., mehr in Bewegung. Sie können die Berge schneller erreichen als die Deutschen, Engländer und Russen, welche aus weiter Ferne herbeieilen, und weichen ohnedieß gern dem großen später hereinbrechenden Strome der Touristen aus. Insbesondere trifft man dann häufig auf junge Ehepaare, denen der üppige und reizende Frühling in den schweizer Alpenthälern vor Allem lieblich lächeln muß. Mein Schicksal warf mich mit einem solchen Ehepaare in dieselbe Gondel, die uns von Luzern nach Wäggis führen sollte, von wo wir den Rigi bestiegen.

Wäggis ist so schützend von allen Seiten von den Bergen umfangen, daß sein Klima für das mildeste in der ganzen nördlichen Schweiz gehalten wird. Der Frühling hatte hier bereits alle schlummernden Kräfte geweckt. Der kleine Ort lag ganz unter Blüthen begraben. Wie contrastirten damit die Scenen, die sich uns auf dem Gipfel des Berges darboten, den wir in einigen Stunden erreichten. Hier lagen noch dicke Schneeschichten, die uns zuweilen, wo wir sie umgehen mußten, hart an den

Rand von Abgründen drängten. Die Schneemauern bei den Wirthshäusern auf dem Rigi-Kulm stiegen noch bis zu den Fenstern des ersten Stockwerks empor. Nur fleckenweise war der Schnee schon weggeschmolzen, und an solchen Stellen waren dann auch schon Gras und Blumen emporgeschossen. Da es ein heißer Tag war und der Abschmelzungsproceß sehr rasch weiter rückte, so flossen nach allen Seiten hin vom Haupte des Rigi kleine Schneegewässer hinab. Diese schmutzigen Schneeströme, so wie jene zerrissene Schneedecke gaben der Oberfläche des Rigi und den benachbarten Bergen nicht eben ein sehr anmuthiges Ansehen. An einem schönen, klaren Wintertage, wo die frische Schneedecke unbesleckt und unzerrissen ist, oder an einem heiteren Hochsommertage, wo sich ein vollständiger Grasteppich eben so über die Höhen ausgebreitet hat, ist die Ersteigung des Berges gewiß lohnender, als sie es für uns war.

Wir werden oft durch die Dinge selber weniger gerührt, als durch die Rührung und Erregungen, die sie in Anderen hervorbringen. So war für mich der Enthusiasmus meiner jungen Reisegefährten beim Anblicke der herrlichen Landschaften, Seen und Gebirge, die auf dem Rigi-Kulm sich uns aufthaten, der größte Genuß unserer Expedition. Das Spiegelbild, das ich in ihrer Seele und in ihren Aeußerungen entdeckte, gefiel mir fast besser als die Wirklichkeit selbst. Mehr noch als sie aber rührten mich zwei Kapuziner, die wir am anderen Morgen vor Sonnenaufgang bereits auf der Spitze des Rigi vorfanden, und die vom Hospitium „Maria zum Schnee“ schon so früh heraufgekommen waren, um des herrlichen Anblicks des Sonnenaufgangs theilhaftig zu werden. Es zog ein sehr kalter Morgenwind über den Rigigipfel hin, und ich bedauerte die armen Männer, die nicht so gut wie wir fremden Rigigäste mit wollenen Decken und Mänteln versehen waren und in Schuh und

Strümpfen fröstelnd dastanden. Der eine von ihnen, ein alter Herr mit greisem Haar, theilte mir mit, daß er der Vorsteher des Hospitiums und dieser sein Begleiter einer seiner Freunde sei, der sich bei ihm zu Gaste befände und dem er jetzt den Sonnenaufgang auf dem Rigi zu zeigen wünsche. Er hatte für ihn ein immens großes, mit Medicinflaschenpapier beklebtes Perspectiv mitgebracht, durch das er ihm jeden Ort, jeden Berggipfel, jeden See, so wie sie aus der von der Sonne nach und nach erhellten Morgendämmerung hervortauchten, anblicken ließ, indem er ihm zugleich die Namen dieser Gegenstände nannte. Die beiden alten frommen Männer trippelten mit ihrem Nürnberger Zucker auf dem Berge hin und her und besahen sich Alles fast noch fleißiger als meine jungen Eheleute. Indem ich ihnen zusah, gedachte ich unserer blasirten Reisenden, die, wenn sie einiges Schöne gesehen haben, sich berechtigt glauben, alles Andere nicht der Mühe werth finden zu dürfen. Mich haben die eifrigen Bemühungen und Anstrengungen der Einheimischen, um ihrer Gebirgswelt schöne Seiten abzugewinnen, in viel höherem Grade gerührt als die enthusiastischen Lobpreisungen der Fremden. Daß die Fremden so etwas schön finden, ist kein Wunder, denn sie werden von der Neuheit gereizt und frappirt. Wenn die Einheimischen aber, bei denen der Reiz der Neuheit nicht mehr wirkt, doch noch der Natur treu ergeben bleiben, so sind sie viel innigere Liebhaber und Freunde derselben. So einem alten Kapuziner hätte ich es am wenigsten zugetraut, daß er es der Mühe werth halten würde, seinen Freund Kapuziner mit solchen feinen, bloß ästhetischen Gastgerichten, wie es Sonnenaufgänge und Ausichten sind, zu bewirthten. Allein wir Protestanten haben eben immer allerlei ungünstige Vorurtheile gegen Kapuziner und sonstige Mönche.

14. Luzern.

In den Klöstern in und um Luzern steckt noch mancher hübsche Kunstschatz verborgen, den bisher wenige Reisende zu sehen bekamen, weil diese Klöster zum Theil schwer zugänglich waren. Der päpstliche Nuntius in Luzern, der nicht bloß ein diplomatischer Gesandter des Papstes in der Schweiz ist, sondern dort auch erzbischöfliche Gewalt übt und eine Art Primas in Helvetien vorstellt, hat viele dieser Klöster unter seine specielle Aufsicht genommen, und man konnte in sie nur mittels eines besonderen Schreibens von ihm eindringen. Da wir ein solches Schreiben erhielten, so konnten wir diese Klöster und ihre Kunstschätze besichtigen. Die hübschesten, namentlich vorzügliche Glasmalereien fanden wir im Kloster Rathhausen, das 2 Stunden von Luzern an der Reuß liegt. Ein reizender Spaziergang, den wir frühmorgens antraten, führt durch Wälder und Wiesen dahin. In der Mitte unseres Weges fanden wir einen kleinen länglichen See, den Roth-See, über den uns eine Fähre führte. Das Kloster selbst liegt am hohen Ufer der Reuß. Da wir hier nichts von Gebirgen und Alpenhörnern sahen, und Buchenwaldung Alles rings umher erfüllte, so vergaßen wir die Schweiz gänzlich und glaubten uns in einem anderen Lande. Die Glasmalereien des Klosters bestehen in einer Reihe ganz vorzüglicher Miniaturgemälde, die in dem Kirchgange des Klosters rund um den inneren Hof herumlaufen. Sie rühren von verschiedenen Meistern her, und es sind darunter die bewunderungswürdigsten und ausgezeichnetsten Sachen, die noch dazu von den Nonnen auf das Sorgfältigste conservirt sind. Es ist auffallend, wie wenig die schweizerischen Kunstschätze über

haupt in der Welt bekannt und gepriesen sind. Ueberall, wohin ich in der Schweiz gekommen bin, in den Städten, in den Klöstern, selbst in Dörfern habe ich einige interessante Kunstgegenstände gefunden, die ich in den Reiseberichten fast nie erwähnt gesehen habe. Wahrscheinlich kommt dieß theils daher, daß Jeder der großartigen Natur der Schweiz seine Augen zuwendet und sich berechtigt glaubt, die Kunst daneben zu ignoriren, theils daher, daß Alles in Klöstern, kleinen Dörfern und Städten so vielfach zerpalten und versteckt ist, und man nur schwer dazu gelangt. Wären die schweizer Cantone von einer einzigen Hauptstadt in derselben Weise ausgeplündert, wie es Frankreich von Paris oder Rußland von Petersburg ist, so würden sie die reichsten historischen, antiquarischen und artistischen Museen aufzuweisen haben. Ich habe aber den Zustand der schweizerischen Kunst-, Natur- und wissenschaftlichen Schätze viel lieber so, wie er ist. Diese ihre republikanische Zersplitterung bringt sie überall an die Stellen, wohin sie gehören, und wo sie mit dem Natur- und Menschenleben in der innigsten Verbindung stehen, während die monarchische Centralisirung in unseren großen Städten und Staaten sie ihrem heimatlichen Boden entzieht und dem Leben des Volkes so fern hält, daß sie fast gar keine Bedeutung mehr für dasselbe haben. In der Schweiz sind die silbernen Becher, die Teppiche, Zeltdecken und Schwerter Karls des Kühnen noch heutiges Tages in den Kirchen derjenigen Dörfer zur Schau gestellt, deren Bewohner sie einstmals dem stolzen Burgunder abnahmen. Die österreichischen Fahnen und Trophäen werden überall in denjenigen Thälern und Bergverstecken verwahrt, aus denen einst die Befieger der Erzherzoge hervorgingen. Jede Stadt hat ihre alten Maritaten, ihre Bibliotheken, ihre Documente, ihre Archive für sich behalten,

und die Gebäude, die Kirchen, die Straßen, die Landschaften, von denen die Bücher dieser Bibliotheken berichten, über welche die Documente jener Archive verfügen, liegen gleich dicht daneben. Die naturhistorischen Museen sind eben so überall vertheilt, und man sieht aus den Fenstern ihrer Säle die Berge und Thäler, von denen die gesammelten Pflanzen, Mineralien und Thiere genommen sind. So hat auch jedes Kloster seine seltenen Manuscripte, seine alten Glasmalereien, seine sonstigen Schätze behalten, die mit Anhänglichkeit und Liebe von den Klosterleuten bewahrt und behütet und daher auch in diesem Sinne von den Reisenden betrachtet und genossen werden. Es ist sonderbar, daß die ganze Welt die Verraubung des Atheniensischen Tempels durch Lord Elgin als eine Barbarei verabscheut hat, während innerhalb unserer Staaten ähnliche Verraubungen zum Vortheile unserer großen Residenz-museen täglich ganz ungetadelt verübt werden. In der Schweiz hat man weniger als irgendwo Veranlassung gehabt, sich so etwas zu Schulden kommen zu lassen.

Von allen verschiedenen Sammlungen, die ich in der Schweiz gesehen habe, haben mich besonders die Archive angezogen, und namentlich das Archiv von Luzern, welches eines der reichsten in der Schweiz ist. Es war mir sehr erfreulich zu bemerken, daß trotz der politischen Bewegungen, von denen die Schweiz in der letzten Zeit beunruhigt ward, doch die Archive nicht vernachlässigt, daß vielmehr diese Quellen der Geschichte der Vergangenheit mitten unter den alle Aufmerksamkeit verschlingenden Stürmen der Gegenwart einer wohlthätigen Reform und Läuterung unterworfen wurden. Ich habe fast kein Archiv in der Schweiz besucht, das nicht seit einer Reihe von Jahren einer zweckmäßigen Umordnung unterworfen worden wäre. Man kann indeß, glaube ich, dasselbe von

fast allen Archiven Europa's sagen. Wie die schweizerischen haben sie alle bis auf unsere Zeit herab in ziemlich unkritischer und unsystematischer Unordnung in dunkeln Winkeln versteckt gelegen. In Venedig, Wien, Paris und hundert anderen großen und kleinen Städten hat man erst in den letzten Jahrzehenden angefangen, die wichtigen Urkunden der Geschichte abzustäuben, in lichtere Räume zu bringen und sie durch eine bessere Anordnung den Gelehrten zugänglicher und brauchbarer zu machen. Ich betrachte diese Reform und Revolution in allen Archiven als ein Zeichen der Zeit. Da die Gegenwart der Völker bedeutungsvoller geworden ist, da sie sich aller ihrer angestammten und verloren gegangenen Rechte und Herrlichkeiten lebhafter erinnern, so blicken sie nun auch mit mehr Begierde auf die Documente der Vergangenheit zurück und reinigen die Augiasställe ihrer Archive. Aus diesen Archiven, deren Inhalt jetzt mehr und mehr ans Tageslicht geschafft wird, wird eine ganz neue Geschichte Europa's hervorgehen. Als Johannes von Müller seine Geschichte der Eidgenossen schrieb, bereiste er zwar verschiedene Cantone der Schweiz, um ihre Archive kennen zu lernen und sie zu benutzen. Aber wie wenig konnte er bei dem chaotischen Zustande, in denen sich diese Archive damals befanden, in der That sich aneignen. Nach 10 oder 20 Jahren, wenn alle Archive der Schweiz regenerirt sind, muß ein zweiter Johannes von Müller neue Rundreisen machen, und seine Bemühungen werden dann auch wieder die ganze helvetische Historie regeneriren können. Man zeigte mir in Luzern eine Menge der wichtigsten historischen Documente, deren Inhalt noch von keinem schweizerischen Historiographen benutzt worden, deren Existenz den meisten völlig unbekannt geblieben sei. Bisher wurde die schweizerische Geschichte fast nur von Protestanten geschrieben, und Parteilucht, Glau-

benzweispalt und engherziger Cantonspatriotismus haben eine freisinnige und großmüthige Mittheilung von Documenten häufig verhindert. Dazu kommt dann noch die ungeheure Zersplitterung dieser historischen Quellen, die in keinem Lande so groß ist, wie in der Schweiz, wo nicht nur jeder kleine Canton sein eigenes Staatsarchiv hat, sondern auch fast jedes Thal, das einmal Souverainetät und Reichsunmittelbarkeit in Anspruch nahm. In Graubünden z. B. hat jedes Hochgericht sein eigenes Archiv, das von einem allgemeinen historischen Interesse ist, da diese Hochgerichte als unabhängige Republiken nicht selten mit Kaisern und Königen in Unterhandlungen standen. Man trifft in den einsamsten Thälern und Dörfern auf die interessantesten Archive. Man kann aber nicht leicht Zutritt zu ihnen erlangen, da sie unter dreifachem Schlosse verriegelt sind und die drei Schlüsselbewahrer oft von entlegenen Bergthalen und nur mit den größten Schwierigkeiten herbeizuschaffen sind. Da müßte ein Forscher, der allen Stoff zusammenbringen wollte, Argusaugen und Methusalemsalter haben. Bis alles Wichtige durch den Druck allgemein zugänglich ist, wird es auch noch lange dauern.

Es ist merkwürdig, daß von allen glorreichen Thaten der Schweizer gerade diejenige das herrlichste Monument erhalten hat, der in der Neuzeit wohl am wenigsten Sympathie bei den Völkern zu Theil geworden ist, nämlich die tapfere Vertheidigung des Königthums und der Tuilerieen durch die Schweizer-Garden Ludwig's XVI. Es ist dieses Monument ein Product der legitimen Periode nach dem Sturze Napoleon's, der Zeit der heiligen Allianz. Schwerlich werden es die Schweizer wagen, denjenigen Landsleuten, die jetzt in Neapel für dieselbe Sache tapfer gefochten haben und gefallen sind, ein

ähnliches Monument zu errichten. Aus ästhetischem Gesichtspuncte betrachtet erscheint das gedachte Monument als eines der großartigsten und passendsten, das man je einer großen That errichtet hat. In der Nähe von Luzern, auf dem Besitztume der Luzernischen Familie Pfyfer hat man eine senkrechte Felsenwand geebnet, eine Höhle darin ausgegraben und in dieser einen sterbenden Löwen ausgemeißelt. Der Löwe, der von Thorwaldsen gezeichnet und modellirt wurde, ist so vortrefflich ausgeführt, die ganze Umgebung ist so passend angeordnet, daß die Schweizer auf dieses Monument gewiß mit vollem Rechte, wenn auch nicht mit eben so vollem Rechte auf die That, die dadurch verewigt werden soll, stolz sein können. Die Felsenwand ist nicht sehr hoch, und es war daher nicht schwer, den Löwen so groß zu machen, daß seine Proportionen von denen der Wand nicht ecrasirt wurden. Bäume, die oben auf dem Rande der Felsenwand stehen und von unten herauf sich an sie legen, bringen das Werk in den passendsten Naturrahmen, und unten am Fuße der Höhle hat man einen kleinen Teich ausgegraben, in dessen Wasserspiegel sich das ganze Bild reflectirt. Daneben in dem Gestein hat man die Namen der tapferen Krieger verewigt, die wie Löwen, ihre Höhle vertheidigend, im heißen Kampfe fielen. Das Ganze umgeben anmuthige Gartenanlagen. Dieser Luzerner Löwe kann sich dem Granitfelsen in Petersburg, auf dem Peter der Große emporsprengt, dem Monumente von Waterloo, den Denkmälern von Paris und überhaupt allen bedeutenden Monumenten der Neuzeit an die Seite setzen, und man wundert sich, so etwas Großartiges, wie man es sonst kaum in den Königsresidenzen findet, von einer kleinen Republik wie Luzern zu Stande gebracht zu sehen. Es ist aber fast keine der kleinen Schweizer Republiken, die in der Neuzeit nicht

Bauten und Kunstwerke in dem großartigsten Style zu Stande gebracht hätte. Leider scheint es aber, daß der herrliche Löwe von Luzern einem sicheren Untergange entgegengeht. Die Felswand, an deren Seite er liegt, hat einige Spalten, aus denen häufig Wasser hervorträufelt. Man sucht zwar dieses Wasser in kleinen Rinnen aufzufangen und abzuleiten. Allein, es will dennoch nicht gelingen, den Löwen vor aller Feuchtigkeit zu bewahren. Diese Feuchtigkeit greift die Oberfläche des Steins, namentlich im Winter, an, und so schälen sich dann immer dünne Schichten davon los und fallen ab. Der Löwe häutet sich so zu sagen beständig, und so wird er denn dereinstmal zusammenbrechen und verschwinden, wie die Löwenfigur in Pfeffel's Fabel, die das Kind zu dünn ausfeilte.

Unter den verschiedenen architektonischen Monumenten, welche die kleinen schweizerischen Cantonstädte zu Stande gebracht haben, könnte ich auch die verschiedenen Großraths- oder Parlamentshäuser erwähnen, welche sie für ihre großen Rathöverfassungen gebaut haben. Viele von diesen kleinen schweizer Großräthen, so namentlich der Luzerner, haben längst einen bei Weitem respectableren Saal für ihre Zusammenkünfte gehabt, als bisher der mächtige Volksenat Großbritanniens, bis auf die neueste Herstellung der jetzigen Parlamentshäuser.

15. Im Entlibuch und Emmenthal.

Wenn man den Russen erzählt, man sei im Innern ihres Vaterlandes gereist und kenne das Volk des Landes einigermaßen, so pflegen sie gewöhnlich gleich zu fragen, ob man denn

auch in Nijnei-Nowgorod und in den Gouvernements an der mittleren Wolga gewesen sei. Dort sei der russische Volksstamm am kräftigsten und eigenthümlichsten entwickelt, da müsse man den russischen Nationalcharakter studiren. Fast in jedem Lande giebt es eine solche Provinz oder Localität, von der man behauptet, daß dort die eigentliche und wahre Volkskraft des Landes wohne und gleichsam wie in einem Kern sich concentrirt habe. Die Luzerner verweisen den Fremden gewöhnlich auf das Entlibuch, als auf den Kern der Bevölkerung ihres Landes. Die Entlibucher, sagen sie, sind die tüchtigsten und charakterfestesten Leute im Canton Luzern. Von daher kommen die besten Schützen, die tapfersten Soldaten, und bei ihnen wohnen die reichsten Bauern. Das Entlibuch ist das luzerner Oberland. Denn es zieht sich im Thal der kleinen Emme und den Nebenthälern desselben zu den Alpen von Unterwalden und vom Canton Bern hinauf. Da die Entlibucher Nachbarn der Unterwaldener und diese ihrer Tüchtigkeit wegen eben so berühmt sind, und sie auch noch sonst in Dialekt und Sitte Vieles gemein haben, so ist zu vermuthen, daß sie von einem Volksstamme sind. Nur ist dabei zu verwundern, daß die Entlibucher nicht eben so wie die Unterwaldener einen eigenen souverainen Canton für sich gebildet haben und trotz ihrer Tüchtigkeit und trotz ihrer häufigen Empörungen gegen Luzern immer in Abhängigkeit von dieser Stadt erhalten wurden. Jetzt waren die tüchtigen, aber bigotten und altkatholischen Entlibucher die solideste und zuverlässigste Stütze des sonderbündischen Regiments in Luzern, so wie die deutschen Oberwalliser und der deutsche Landsturm des Senfethales die Hauptstützen desselben Regiments in Wallis und Freiburg waren. Ich durchwanderte von Luzern aus das Hauptthal des Entlibuch bis ins Marienthal

zu den Quellen der kleinen Emme hinauf, ging von da zurück nach Schüpshelm und setzte von hier aus über Escholzmatt in das berühmte berner Emmenthal hinüber. Die luzerner Emme fließt ostwärts in die Aar, die berner Emme dagegen nordwestwärts in die Aar. Beide kommen aber aus denselben Gegenden und haben auch so ziemlich dieselbe Naturbeschaffenheit. Auch sind sie beide durch ihre großen Käsefabriken und ihren bedeutenden Käsehandel berühmt. In Schüpshelm im Entlibuch und in Langnau im Emmenthal befinden sich die bedeutendsten Handelshäuser in diesem Artikel. Viele dieser Häuser halten sogar eigene Reisende, welche die käsebedürftigen Länder bereisen und bis in den Norden von Deutschland und nach Dänemark und Rußland vordringen. Deutschland, das Land der saueren Weine (wie die Franzosen sagen), ist das Hauptland für diese Käsehändler, deren Waare sich vortreflich mit unserem Rheinweine verträgt. Doch hat der Käsehandel der Schweiz auch in vielen anderen Ländern in den letzten 10 Jahren so zugenommen, daß dadurch eine ganz bedeutende Rückwirkung auf verschiedene Verhältnisse in der Schweiz stattgefunden hat. Ich deutete schon oben bei Gelegenheit der schwyzer Parteiungen darauf hin, wie Käseproduction, Viehzucht, Alpenwirthschaft, die vornehmsten Gewerbe aller Alpenbewohner der Schweiz, mit allen übrigen geselligen Zuständen des Volks verflochten sind. Im Ganzen kann man sagen, hatten die Alpenbesitzer der Schweiz bisher eine Art Monopol in Bezug auf alle mit den Wiesen und Viehheerden zusammenhängenden Gewerbe. Die städtischen Communen, die Klöster, die Corporationen, einzelne große Grundbesitzer und reiche Bauern besaßen die meisten Alpen und standen in einer Art Sonderbund gegen die Nichtbesitzenden und Armen, die, weil vereinzelt, gegen sie ohnmächtig

waren. Die Käsefabrikation kann nur im Großen bei bedeutenden Mitteln mit Vortheil betrieben werden. Die kleinen Besitzer, die Eigenthümer einer oder weniger Kühe konnten daher an den Vortheilen des Käsehandels keinen Antheil nehmen. Der in neuerer Zeit unter allen kleinen Kräften der Gesellschaft erwachte Associationsgeist hat auch hier vorthellhaft eingewirkt. Fast in allen Dörfern der Schweiz haben sich die Kleinen zu käsefabricirenden Gesellschaften zusammengesetzt. Sie richten sich zu diesem Zwecke eine Localität ein, wählen sich einen „Käser,“ der jeden Tag alle, selbst die geringsten Quantitäten der verfügbaren Milch annimmt und aus den so zusammenkommenen Massen große Käse fabricirt. Es sind dieß gleichsam Milchsparkassen, die nun das, was sonst vielleicht leichtsinnig vergeudet wurde, zu einem nugenbringenden Capitale anwachsen lassen. Der „Käser“ oder der fabricirende Beamte einer solchen Gesellschaft mißt jeden Beitrag und schreibt oder „kerbt“ ihn vielmehr auf einem Stocke dem beitragenden Mitgliede gut. Hat er allmählig eine gewisse Quantität Milch empfangen, so ist er verpflichtet, dafür einen Käse abzuliefern, dessen Gewicht und Größe so bestimmt sind, daß dem Käser selber dabei noch einiger Vortheil abfällt.

Diese Käse-Gesellschaften haben sich in neuerer Zeit in der Schweiz unter den Armen außerordentlich verbreitet. Ich fand deren in einer Menge von Dörfern. Sie sind theils ein Product des vermehrten Käsehandels, theils haben sie selber wieder auf seine Ausdehnung dadurch eingewirkt, daß sie den Käse billiger machten und das Monopol der reichen Alpenbesitzer zerstörten. Sie traten als Verbindungen der Armen neben den Corporationen auf, zu welchen die Reichen schon seit uralten Zeiten verbunden waren, und die im Grunde jenen neueren Associationen ganz gleichen. Sind jene neueren Gesellschaften

ten für die Gegenwart und Zukunft interessant, so sind es jene alten für manche Fragen, welche nur die Vergangenheit beantworten kann, nicht minder. Diese alten Alpencorporationen haben nämlich gewöhnlich in ihren Archiven sehr merkwürdige Documente, die der Historiker so wie der Naturforscher der Alpen oft mit Nutzen studiren kann. Die Schweizer haben im Frühlinge gewöhnlich in den Dörfern ihre Versammlungen, ihre „Alpengemeinden,“ wie sie hie und da genannt werden, in denen sich die Betheiligten über die Zeit der Befahrung der Alpen, über die Zahl des hinaufzuschaffenden Viehs, über den Zustand der Wiesen, Wälder und oberen Gebirgsgegenden, sowie über die etwa nöthigen Verbesserungen berathen. Ueber diese Berathungen sind Protokolle aufgenommen und bei den Ältesten der Alpencorporationen niedergelegt. Ich fand in einigen dieser merkwürdigen Dorfarchive Berichte über die Alpen, die über 300 Jahre alt waren. Wunderbarer Weise habe ich noch in keinem Werke über die Alpen diese Archive benutzt oder auch nur erwähnt gefunden, da es doch offenbar, daß aus ihnen über die Veränderungen des Zustands der Gebirge, über die so interessante Frage von der Verschlechterung des Klimas, über die eben so interessante von der ehemaligen und jetzigen Ausbreitung des Ackerbaues in den Gebirgen, viel Wichtiges zu lernen ist. Allerdings sind diese kleinen Archive, welche in den Hütten der Dörfer versteckt sind, noch schwerer zu erreichen als jene Staatsarchive der kleinen Bergrepubliken, die ich oben erwähnte. Allein ich habe so viel aus eigener Anschauung gelernt, daß der, welcher sich auch nur in Besitz eines Theils der in ihnen aufgespeicherten Bemerkungen setzen könnte, im Stande wäre, zu wichtigen Resultaten zu gelangen. Agassiz aber und Charpentier, die so Vieles über das Vorrücken oder Rückschreiten der Gletscher forschten, haben die Documente dieser Alpengemeinden, die seit

Zahrhunderten jene Frage erörtern, auch nicht im Geringsten berücksichtigt.

Ich mag bei dieser Gelegenheit auch noch eine besondere, aber bequeme Gewohnheit der Alpenbesitzer bei Berechnung der Anzahl ihres Alpenviehes erwähnen, von welcher der, welcher die besagten Archive benutzen und verstehen will, Kenntniß nehmen muß. Sie haben nämlich in ihren Rechnungen nicht die verschiedenen Gattungen von Vieh, die sie auf die Alpen treiben, unterschieden und besonders genannt, sondern dabei die Kühe oder vielmehr die Klauen der Kühe als Einheit angenommen und auf Kuhklauen alles Andere reducirt, und zwar so, daß 4 Klauen einer ganzen Kuh gleich sind, zwei Klauen einer halben. Die Thiere, welche mehr fressen oder mehr auf der Wiese Futter verderben, z. B. die Pferde, werden dann gleich 6 oder 7 Klauen geschätzt, und die Thiere, welche weniger fressen, wie z. B. die Schafe, Ziegen, Kälber, junge Rinder, Schweine u., gleich einer, zwei oder drei Klauen. Will einer sich in eine solche Alpencorporation einkaufen, so kauft er so und so viele Klauen, die in den Büchern auf ihn übertragen werden. Zuweilen kann er von einem Besitzer nur eine halbe Kuh oder auch drei Klauen bekommen. Will er dann nicht etwa zwei oder drei Ziegen auftreiben, so muß er sehen, wie er die andere halbe Kuh oder die fehlenden Klauen von einem Anderen bekommt.

Diese Klauenrechnung ist ziemlich allgemein verbreitet. Uebrigens sind die Einrichtungen der Alpencorporationen und ihre Geseze und Gewohnheiten in den einzelnen Bestimmungen so unendlich verschieden, wie die Länder und Thäler des Landes selbst. So viel auch über diesen Gegenstand geschrieben ist, so giebt es doch noch keine einzige Abhandlung, die uns ein kräftiges Bild der Geschichte und des jetzigen Zustandes aller dieser

so merkwürdigen Hirtenverbindungen in den Alpen, die vom Montblanc bis zum Wiener Wald hin existiren, denen viele Millionen Italiener, Franzosen, Deutsche und Slaven mit dem größten Theile ihres Wohlstandes, ihres ganzen Seins, Thuns und Denkens incorporirt sind, die so bedeutend in die Geschichte und Naturbeschaffenheit dieser Länder eingegriffen haben, gegeben, keine Abhandlung, die das allen Gemeinsame kurz zusammengefaßt herausgestellt und die localen und nationalen Abweichungen nebenher berührt hätte. Es gehört dazu freilich eine Detailkenntniß der Alpennationen, die sich noch Niemand erworben hat.

Im Emmenthal beziehen die Alpen- und Viehbesitzer gewöhnlich nicht selber die Gebirge, sondern die „Aelpler“ bilden dort meistens eine ganz besondere Classe von Speculanten, die sich bloß mit der Fütterung fremden Viehs und mit der Käsefabrikation beschäftigen. Diese Aelpler besitzen selbst weder Weiden noch Vieh, sondern sie pachten große Bergwiesen und miethen dann eben so den Bauern ihr Vieh ab, das sie in die Berge hinaustreiben und von ihren Knechten hüten lassen. Zu ihnen reisen dann die Commis der großen Käsehandlungen von Langnau, Burgdorf, Schüpfheim u. herum und kaufen ihnen ihre Producte ab, die in den großen Magazinen dieser Orte aufgespeichert werden. Ich besah mehre dieser Magazine, die nicht uninteressant sind. Man findet darin die centnerschweren Käse nach Güte, Größe und Alter aufgestellt, und zwar in manchen so große Quantitäten, daß sie das Erzeugniß ganzer Gebirgsstriche zu sein scheinen. Die Käse werden hier theils zu ihrer Conservirung, theils zu ihrer Weiterentwicklung, wie die jungen Weine in dem Keller eines Weinhändlers, noch mancherlei Prozeduren unterworfen. Die vornehmste dieser Prozeduren ist sehr sonderbar. Sie besteht nämlich in einem starken Reiben und

Bürsten der Käse mit feuchtem Salze. Die Leute haben dazu lange Tafeln in ihren Magazinen errichtet, und es sind immer viele Menschen dabei beschäftigt, die nichts weiter zu thun haben, als dem Käse mit einer scharfen Bürste stundenlang den Rücken zu kratzen. Die Käserinde schwillt dabei etwas an, und das Salz dringt von außen ein. Nach einer solchen Operation werden die Käse in die Börter zurückgeschafft, nach einigen Wochen aber wieder hervorgenommen und abermals gebürstet. Man sagte mir, daß durch dieses Bürsten und durch das dadurch veranlaßte Eindringen des Salzes die Vergrößerung der Augen in der inneren Käsesubstanz befördert würde, und daß es auf diese großen Augen besonders für die nach Deutschland bestimmten Käse sehr ankäme. Von Jahr zu Jahr müßten sie darauf sehen, den Käsen die Augen mehr aufzureißen, weil die Deutschen sie immer größer verlangten.

Es macht dem Beobachter Freude, gewaltige Tendenzen, welche die Zeit im Großen und Ganzen bewegen, auch im Kleinen sich abspiegeln zu sehen. In diese großen Bewegungen und Stimmungen bestehen ja eben nur aus einer ganzen Menge kleiner Impulse und Rückwirkungen. Man kann daher den Umfang der Zeittendenzen nicht begreifen, wenn man das Kleine unberücksichtigt läßt. Ich will daher noch dieß erwähnen, daß alle Käsehändler, die ich im Emmenthale sprach, mir sagten, daß jetzt die Mode, recht alte, oft hundertjährige Käse zu besitzen und mit ihnen zu prunken, überall aufgehört habe, und daß man überall nur noch ein- oder zweijährige mittelgute Käse verhandle. Es ist bekannt, daß auch im Weinhandel die alten Weine außer Cours gekommen sind, und daß die mittelguten Weine, wie auch im Wollhandel nicht die feinen, sondern die mittelguten Wollen an der Tagesordnung sind. Dieß hängt Alles mit unserer Antipathie gegen die Privilegirten und den Adel

und mit unseren Nivellirungen aller Art zusammen. Wir kommen im Wein-, Wollen- und Käsehandel, wie in unseren gesellschaftlichen Kreisen, wie in unserer Bildung, wie auch in der Poesie und Literatur überall auf Mittelgut zurück.

Das Emmenthal ist einer der fruchtbarsten und reichsten Landstriche der Schweiz, und ich hatte seit langer Zeit, schon seitdem der Ruhm dieser Gegend zu meinen Ohren drang, gewünscht, dieses Land zu betreten. Ich habe es nun von Burgdorf an so ziemlich seiner ganzen Länge nach durchwandert. Es gewährt einem Freunde des Volks, der Landbauern, des Dorflebens, der Naturmenschen einen hohen Genuß, die herrliche Reihe von reichen Dörfern und von großen Bauernhöfen zu durchwandern, die längs dieses Thales von den ebenen Gegenden des Cantons Bern bis hoch ins Gebirge hinauf liegen. Man sieht nichts als große Bauernhöfe mit weitläufigen, reinlichen und glänzenden, dabei sehr behaglichen Gebäulichkeiten, einen neben dem anderen; eine schöne Wiese folgt der anderen, und zwischen durch liegen die anmuthigsten Obstgärten und Fluren. Wenn man aus dem katholischen, sonderbündischen, grossenden Entlibuch kommt, so fällt Einem dieß Alles noch viel lieblicher ins Auge. Dazu der wohlgefällige Menschenschlag, die unübertrefflich geschmackvolle und für ländliche Mädchen äußerst zweckmäßige Tracht der „berner Töchter.“ Etwas Aehnliches von scheinbar allgemein verbreitetem Wohlstande sah ich nur in den Marschen Hollands und Norddeutschlands. Ich sage von „scheinbar“ allgemein verbreitetem Wohlstande, denn leider vernimmt man auch hier im reichen Emmenthale eben so viel Klagen wie in den üppigen friesischen Marschen über einen neben den reichen Bauern existirenden und immer mehr um sich greifenden Pauperismus. In allen Dörfern des Emmenthales fanden wir die Armenhäuser mit Nothleidenden gefüllt. In einem Dorfe gab man uns die

Anzahl der in dem großen Dorfarmenhause verpflegten Armen auf 400 an. Natürlich war es ein Centralhaus für einen größeren District. Gewahrte man diese Armenhäuser nicht, so sollte man meinen, daß Schiller, der jedoch die Schweiz trotz seiner Sehnsucht darnach nie zu sehen bekam, eine solche Emmenthaler Bauernwirthschaft vor Augen gehabt habe, als er in seiner Glocke die schöne Schilderung der Erntescenen und des ländlichen Segens entwarf. Der Mann, welcher am besten das Elend sowohl als die Herrlichkeit des Emmenthals geschildert hat, ist ein Prediger in dieser Gegend, dessen Schriften in der ganzen Schweiz verbreitet und auch bei uns in Deutschland bekannt geworden sind. Wir kennen ihn nur unter seinem Autornamen Jeremias Gotthelf. Sein eigentlicher Name ist Bigius. Manche seiner Schriften sind so gut, daß man wünschen möchte, sie wären unter allen Dorfbewohnern Deutschlands verbreitet; natürlich nur in hochdeutscher Uebersetzung. Denn sie sind zum Theil in dem Emmenthaler Schweizerisch geschrieben. Uebrigens ist, wie es scheint, die goldene Ader der Seele dieses Mannes schon erschöpft. Denn seine letzten Productionen sind bedeutend schwächer als die ersten. Sie tragen zu grell auf, suchen zu sehr das Originelle und verlieren sich am Ende völlig in Provinzialitäten, die nicht allgemein anwendbar gemacht werden können.

Wie sehr unter Umständen auch die Schweizer noch mit uns Deutschen sympathisiren und sich der Blutsverwandtschaft mit uns bewußt werden, dieß hatte ich auf meiner Rückkehr aus dem Emmenthale nach Interlaken zu erfahren Gelegenheit. Ich machte diese Tour in Begleitung eines mir befreundeten, gebildeten Franzosen auf einem der kleinen einspännigen, für drei Personen eingerichteten Postwagen, wie sie auf den Nebenstraßen des Cantons Bern von Ort zu Ort zu gehen pflegen, um

die Brieffäcke und gelegentlich auch einige Passagiere zu befördern. Als dritte Person hatte sich ein Berner Bürger neben uns gesetzt, mit dem wir uns anfangs weiter nicht unterhielten. Mein Freund, der Franzose, war kürzlich in Italien gewesen und erging sich im Lobe dieses Landes und seiner Nation. Dieß gab ihm denn auch Gelegenheit, die Vorurtheile zu tadeln, denen die Deutschen seiner Meinung nach sich in Bezug auf die Italiener zu überlassen pflegten. Dabei machte er diese Vorurtheile zugleich lächerlich und theilte uns Deutschen gelegentlich einige kräftige Seitenhiebe aus. Er sprach mit einem Worte seine Meinung ganz unumwunden aus, und da er französisch zu mir redete, so mochte er glauben, daß unser schweizer Nachbar uns nicht verstände, oder auch, daß dieser als Schweizer sich gar nicht davon getroffen fühlen würde. Ich parirte jene Hiebe nur lau und lächelte höchstens dann und wann etwas zu den Aeußerungen meines Freundes, theils weil ich dergleichen von Franzosen schon zu hören gewohnt war, theils weil ich in der That wohl fühlte, daß sein Tadel manchmal ganz und gar das Richtige traf. Natürlich vertheidigt man seine Nationalität ganz anders, wenn man in einem Journale, oder in einer Volksversammlung, oder in einem Parlamente für sie gegen Angriffe auftritt, als wenn man so unter vier Augen vertraulich und offenherzig mit einem Bekannten darüber spricht. Unser Reisebegleiter hatte lange ganz stumm und still in seinem Winkel zurückgezogen dageessen, allein er hatte kein Wort von meines Freundes Perorationen, die, nebenher mag ich es bemerken, sehr geistreich waren, verloren. Endlich aber schien ihm das Ding zu arg zu werden, er gab einige Zeichen der Unruhe, als Vorläufer und Anzeichen eines Ausbruchs, von sich, und plögllich erhob er sich, unterbrach unser Gespräch mit einer im schweizerischen Französisch gesprochenen oder vielmehr geeiferten Vertheidigungsrede der Deutschen,

die meinen Freund, wie mich fast bange machte. „Die Welschen, denen Sie das Wort reden, mein Herr,“ so hob er an, „sind des Schutzes eines Deutschen gar nicht werth. Ich habe, Gott sei es geklagt, Jahre lang unter ihnen leben müssen und kenne sie. Ich will zugeben, daß es auch Gute unter ihnen giebt. Aber im Ganzen ist es eine abscheuliche, treulose, falsche, nichtswürdige Race, namentlich die Lombarden, von denen Sie insbesondere geredet haben. Sie sind heuchlerisch, grausam, mit einem Worte gerade alles das, was wir Deutschen andeuten wollen, wenn wir von ihnen sagen: sie sind welsch. Wir Deutschen, von denen Sie behaupten, daß sie faustdicke Vorurtheile hätten, sind golden gegen die Italiener, wir sind ehrlich, bieder, fleißig, gerecht. Wir sind hundert Mal besser als die Italiener, und so sind wir alle von den schweizer Alpen an bis an die Nord- und Ostsee, die Italiener aber sind falsche Welsche vom St. Gotthardo an bis nach Messina und noch drüber hinaus.“ Dieß Alles brachte er mit einer solchen Wärme vor, daß ich mich als Deutscher entschieden darüber gefreut hätte, einen Schweizer auf diese Weise für die deutsche Nationalität in die Schranken treten zu sehen, wenn seine Wärme nicht oft an allzugroße Heftigkeit gestreift und in Grobheit ausgeartet wäre. Mein Franzose, der ein artiger junger Mann war, wurde darüber ganz stumm und sah völlig verwundert und verlegen drein. Sobald ich eine Lücke in der Peroration des Schweizer wahrnahm und ein Athemschöpfen von seiner Seite mir etwas Raum ließ, versuchte ich, mich dazwischen zu thun, und fing an: Mein Herr, erlauben Sie, Ihnen zu bemerken, daß ich selbst ein Deutscher aus Deutschland bin, daß mich die Bemerkungen meines Freundes daher noch viel näher angehen als Sie, der Sie nur ein schweizerischer Deutscher sind. Ich applaudire zwar mit Freuden Ihren deutschen Sym-

pathieen, allein erlauben Sie mir, zu bemerken, daß mein Freund . . . Jedoch mir wurde nichts erlaubt. „Ach was,“ fuhr unser Mann wieder heftig dazwischen, „behauptet Ihr Freund denn nicht geradezu, daß wir Deutschen Unrecht gegen die Welschen hätten? Deutet er nicht offenbar an, daß wir faulstidige Vorurtheile hätten? Hat er nicht gesagt, daß wir Deutschen uns einbildeten, gegen alle fremde Nationen gerecht zu sein, daß dieß aber nur eine Einbildung wäre, und daß er oft zu seiner Verwunderung in Deutschland Gelegenheit gehabt hätte, zu bemerken, wie wir Deutschen ein äußerst stark prononcirtes und schroffes Nationalgefühl besäßen? Ist denn daran nur ein wahres Wort? Nimmt er nicht die Welschen geradezu in Schutz, diese Schelme, die ich kenne und die wahrhaftig nicht werth sind, daß sie ein so schönes Land bewohnen? Wie kann man so etwas uns Deutschen selber hier auf deutschem Grund und Boden bieten! Wo zum Teufel sind denn unsere Vorurtheile? Was zum Henker spricht denn der Herr von deutscher Schroffheit, oder Plumpheit, oder Grobheit? Mir kribbelt's halt immer in den Fingern und der Faust, wenn so ein Franzose von deutscher Plumpheit oder Grobheit zu reden anfängt. Es ist wahrhaftig nicht auszuhalten!“ Das Vorige hatte er französisch gesprochen, dieß Letztere setzte er aber in schweizerischem Deutsch, das nur mir verständlich war, hinzu. Wie gesagt, ich habe es schon öfter erfahren, unter Umständen treten die berner Schweizer so energisch und eifrig für deutschen Nationalgenius in die Schranken, wie wir Deutschen kaum selber. Ich war, wie auch gesagt, nicht wenig froh über die abermalige Bestätigung dieser Erfahrung, aber zugleich freute ich mich, als es mir endlich mit einiger Mühe gelang, meinen Deutschen zu bewegen, gegen meinen französischen Freund etwas mildere Saiten aufzuziehen und die erregten Gemüther so weit zu beruhig-

gen und auszugleichen, daß wir in Thun einigermaßen ausgesöhnt von einander Abschied nehmen konnten. Ich kehrte von hier aus auf dem reizenden Fußwege längs der Nordseite des Thuner Sees zu meinem Böheli zurück.

Dieser Fußweg führt durch eine Menge reizender Dörfer und Landstübe, die hart am See liegen. Dann steigt er da, wo die Abhänge nach dem See zu schroffer werden, an den Bergen empor und bricht durch Waldungen, Felsen und allerlei wilde Scenen, führt nahe zu der berühmten Höhle des heiligen Beatus, der der erste christliche Eremit und Apostel dieser Landschaft war, auf einem malerischen Brückchen über den herrlichen Wasserfall weg, der aus dieser Höhle hervorstürzt, und endlich hinab in die liebliche Fläche vor Interlaken, die ich als meine dormalige Heimath wieder mit Freuden begrüßte.

In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig
sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber

Gerichtsverfassung, Strafrecht und Strafproceß
in den
vereinigten Staaten von Nordamerika,
mit vergleichenden Blicken auf das englische und französische
Untersuchungsverfahren
von **Dr. D. Th. Tittmann.**
gr. 8. broch. 1 Thlr.

Reise zu Lande um die Welt
in den Jahren 1841 und 1842.

Von **Georg Simpson,**
Ober-Gouverneur des Gebietes der Hudsonbai-Gesellschaft in Nord-Amerika
Aus dem Englischen übersetzt von
W. A. Lindau.
Erster und zweiter Theil.
8. broch. 4 Thlr. 6 Ngr.

Dr. Albert C. Koch,
Reise
durch einen Theil der
Vereinigten Staaten von Nordamerika
in den Jahren 1844 — 1846.
Nebst 2 Steindrucktafeln. gr. 8. broch. 1 Thlr.

Reisen in Westafrika,
von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia
im Innern.
In den Jahren 1845 und 1846.
Von **John Duncan.**
Aus dem Englischen von
M. B. Lindau.
2 Theile. Mit einer Karte.
8. broch. 3 Thlr.

Dr. M. Wagner,
der Kaukasus und das Land der Kosaken
in den Jahren 1843 — 1846.
2 Theile. 8. broch. 2 Thlr. 18 Ngr.

Skizzen einer Reise
durch Nordamerika und Westindien,
mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elements, der
Einwanderung, der landwirthschaftlichen Verhältnisse u.
in dem neuen Staate Wisconsin,

von
A. Ziegler.
2 Theile. 8. broch. 3 Thlr.

Karawanenzüge
durch die
westlichen Prairien
und
Wanderungen in Nord-Mexico.
Nach dem Tagebuche des Amerikaners
Josias Gregg

bearbeitet
von
M. B. Lindau.
Zweite Ausgabe.
2 Theile. Mit Titelfupfern und Karten.
8. broch. 2 Thlr.

Wilde Scenen in Wald und Prairie
mit Skizzen amerikanischen Lebens.
Aus dem Englischen des Amerikaners Charles Fenow Hoffmann
von **Fr. Gerstäcker.**
2 Bände. 12. broch. 2 Thlr.

C. Büchner,
die Auswanderung
und Ansiedelung in vereinigten Colonieen
für Bemittelte und Unbemittelte,
oder praktische Andeutungen, wie die Auswanderung am zweckmäßig-
sten geregelt, die Beschaffung der nöthigen Mittel für Unbemittelte
erreicht, überhaupt der beste Erfolg für solche gesichert werden kann.
Mit einem Grundriß. 8. broch. 10 Ngr.

S. W. Sangarth,
Buschleben in Australien.

Aus dem Englischen
von
M. B. Lindau.
8. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

